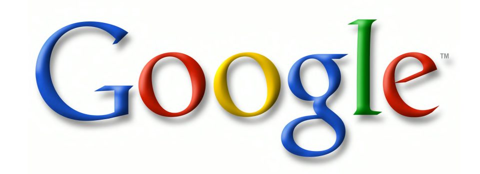


Nataly von Eschstruth

Von Gottes Gnaden

F. Reiß

Anna H. Howard

Von Gottes Gnaden.

Zweiter Band.



Von Gottes Gnaden.

Roman

von

Nataly von Eschstruth.

Zweiter Band.



Jena,
Hermann Costenoble.
1894.

13. Kapitel.

Wundersame Nacht! — Es dunkelt so früh, — die Wolken jagen wie phantastische Spukgebilde über den fahlen Himmel, und grell, unvermittelt, wie von Geisterhänden launisch geworfen, zucken blasse Mondstrahlen über die stille Welt, wenn die Dunstmassen sich theilen oder gleich flatternden Schleiern zerreißen.

Der Sturm saust daher, wirbelt welkes Laub auf und treibt es dem einsam schreitenden Mann in's Gesicht; kühl, regenfeucht.

Still ringsum, — totenstill, nur in den Bäumen rauscht und ächzt es, und das Hofthor schmettert ins Schloß.

Von Mensch und Thier kein Laut.

Nur dort naht eine dunkle, schattenhafte Gestalt. Der Schritt verklingt in dem weichen Erdreich, kein Mantel flattert und klatscht im Winde, Wigand verschmäht ihn bei seinem abendlichen Rundgang. Langsam, gedankenvoll schreitet er dahin, ahnungslos, daß

auf der Veranda, im Dunkel des Pfeilers eine schlanke Mädchengestalt lehnt, welche mit vorgeneigtem Köpfchen auf ihn nieder schaut.

Erika.

Ihr Blick umfaßt die Gestalt des jungen Mannes, als schaue sie ihn zum erstenmal. Und just, als wolle er ihr liebevoll helfen, schiebt der Mond sein freundlich Gesicht durch die Wolken und verklärt den einsamen Wandrer mit Silberlicht.

Erika sieht ihn vor sich, in der verspotteten Düffeljoppe, in den mächtigen Stiefeln, welche sie sonst so unschön und lächerlich gefunden.

Heute kam ihr kein ähnlicher Gedanke. Sie hat nur noch das Empfinden, eine hohe, markige Männergestalt zu sehn, so fest und eisern, daß alle Versuchung und alle Anfechtung der Welt sie nicht in's Wanken zu bringen vermögen.

Und dann schaut sie in sein Angesicht.

Das Mondlicht umgiebt es mit einem Glorienschein — oder liegt es nur an dem Auge der Lauschenden, daß es ihr deucht, von dem ruhigen, treuen Antlitz gehe ein Strahlen aus, ebenso rein, ebenso makellos hell, wie die Seele, welche hinter dieser Stirne wohnt? —

Er sieht nicht glücklich, nicht heiter aus, im Gegentheil, eine stille Resignation, ein fremder Schmerzenszug liegt in dem sonst so liebenswürdigen Gesicht. Und jetzt hebt er das Haupt und blickt zu ihrem Fenster empor, — bleibt zögernd stehn und wartet,

ob nicht vielleicht ihr Schatten an der hellen Scheibe vorüber gleitet.

Und der Mond leuchtet noch heller denn zuvor, und Erika sieht mehr, viel mehr, wie sie eigentlich sehen wollte, sie sieht, wie schwer es Wigand heute geworden ist, sich zum Anwalt ihres Glückes zu machen. —

Ein Windstoß pfeift um das Haus, Wolken jagen verhüllend über den Himmel, und Landen schrickt empor wie aus tiefem Traum und schreitet hastig weiter.

Erika aber wickelt sich fester in ihren Shawl und huscht die Treppe hinab, denselben Weg entlang zu eilen, welchen Wigand soeben gekommen.

Sie muß hinaus in die frische, stürmische Nacht, sie muß allein sein mit ihren Gedanken!

Noch nie im Leben hat ihr etwas einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht, wie Wigands Fürsprache bei ihrer Mutter.

Noch nie ist sie derart überrascht, beschämt und verwirrt gewesen, als wie in diesem Augenblick. Ihr ruhiges Gleichgewicht hat einen Stoß erhalten, welcher sie auf völlig neue Bahnen drängt. —

Ein Gefühl tiefer, unaussprechlicher Bewunderung erfüllt sie. Sie bewundert plötzlich einen Mann, den sie ehedem nur in Freundschaft achtete, den sie mehr noch voll Uebermuth und Engherzigkeit belächelt, weil er zu sparsam und vernünftig war, hier in der Einsamkeit einen thörichten Kleiderluxus zu treiben.

Daß er eine treue, opfermuthige Seele war, hatte sie nach des Vaters Tod schon zu ihrer eigenen Beschämung erfahren, daß er aber so edel, so selbstlos sein eigen Wollen und Wünschen unter die Füße trat, um nur sie glücklich zu machen, das hatte sie nicht erwartet, und das traf sie voll erschütternder Gewalt.

Der Gedanke, von ihm geliebt zu sein, peinigte und quälte sie und erfüllte sie dennoch wieder mit einem Gefühl stolzer Freude, in diesem vortrefflichsten aller Herzen so fest und innig beschlossen zu sein!

Und zwischen durch drängen sich ihr unaufhaltsam stets neue Vergleiche zwischen ihm und Joël auf. All' ihre phantastisch verblendete Neigung, welche lediglich auf der Schönheit ihres Ideals basirt, kann es nicht verhindern, daß stets neue Schatten auf das strahlende Bild des „Gottbegnadeten“ fallen.

„Nimmt man ihm seine Schönheit, was bleibt noch liebenswerthes an ihm?“

Erika preßt die Hände vor die Augen; sie will es nicht sehen. Sie klammert sich an die Illusion, daß er ein hochtalentirter Mann, einer jener nervösen, leidenschaftlich gereizten Musiker ist, wie es nun einmal das Schaffen und Arbeiten dieser beklagenswerthen Glücklichen mit sich bringt.

Unliebenswürdig! Welch' ein berühmter Musiker ist liebenswürdig, welcher ist geduldig, ruhig, kaltblütig wie andere Sterbliche gewesen? — Keiner.

War es aber auch ein Glück für die betreffende Gattin, ihr ganzes Sein und Wesen unter den Ausbrüchen

solcher Feuerseele in ein Nichts zusammenschrumpfen zu sehen?

Warum ist es eine eigenartige Thatsache, daß im seltensten Fall die Ehe eines bedeutenden Musikgenies von Bestand ist? Von wie viel geschiedenen und getrennten Ehen kann unser modernes Kunstleben auf dem Gebiet der Musik erzählen, wie wenig dauerhaftes Glück hat es zu verzeichnen!

Erika fröstelt bei diesem Gedanken.

Joël ist schon jetzt rücksichtslos, gereizt und von nervöser Unliebenswürdigkeit, wie soll das mit den Jahren werden, wenn sein aufreibender Beruf an ihm zehrt, wenn ihn Erfolge noch anspruchsvoller, Mißerfolge noch verbitterter und grillenhafter machen?

Und doch, kann nicht auch ein großer, glänzender Erfolg alles zum Besten wenden und eine Krise in seinem Charakter herbeiführen, welche den Mißmuthigen, so lange Zeit durch den Willen des Vaters Unterdrückten und Gequälten, jählings an Leib und Seele gesunden läßt?

Das junge Mädchen möchte sich gern in diese Ueberzeugung hineinleben, aber stets kommt ihr von Neuem der Gedanke, daß Joëls Wesen nicht von momentanen Widerwärtigkeiten beeinflußt, sondern stets von unliebenswürdigen Eigenschaften durchsetzt gewesen ist.

Hat Wigand nicht unvergleichlich mehr des Harten und Traurigen durchgemacht? Ist er, der früh Verwaiste, nicht von Kindesbeinen an ein Stiefkind des Glückes gewesen? Hat er nicht stets von ferne stehen

müssen, wenn Joël sich im Vollgenuß des Lebens freute, hat er nicht in saurer Arbeit um seine Existenz ringen müssen, viel schwerer und bitterer, als Joël in den drei Monaten seiner „Verbannung," wo er, die Hände im Schooß, wie ein Prinz gelebt und dennoch ununterbrochen gemurrt und getobt hatte?

Angesichts jenes Kampfes um Sein und Nichtsein, wie Wigand ihn Zeitlebens geführt, erscheint das kurze Ringen Joëls wie ein Tropfen gegen Meeresfluth. Hat Wigand jemals ein Wort der Erbitterung über sein freudloses Dasein laut werden lassen? — Nein! Er dankte voll kindlicher Frömmigkeit und Demuth seinem Herrgott tagtäglich, daß er ihn durch seine gesunden Hände so reich gesegnet habe, daß er ihm Kraft und Fähigkeit gegeben, arbeiten zu können. Wer hat in Ellerndörp jemals ein unfreundliches Wort von Wigand gehört, wer sah jemals ein mürrisches, unzufriedenes Gesicht an ihm?

Wigand, immer Wigand! Warum drängt sich sein Bild stets von neuem verdunkelnd vor das schöne, ideale Angesicht Eikhoffs?

Früher hat Erika ungeduldig solche Gedanken unterdrückt, heute spinnt sie dieselben weiter und weiter aus, mit einer gewissen Absichtlichkeit, als dränge es sie, wenigstens geheim im Herzen ein Unrecht an Wigand gut zu machen.

Nie hatte die Persönlichkeit des stillen, blonden Mannes so umglänzt von Tugend, so edel und bewundert vor Erikas geistigem Auge gestanden wie heute,

und nie hatte Wigand einen so herrlichen Sieg errungen, als jetzt, wo er mit blutendem Herz Alles verloren gegeben.

— — — — — — —

Als Landen das Speisezimmer betrat, fand er trotz der vorgeschrittenen Theestunde Erika allein in demselben anwesend.

Einen Augenblick schien es, als steige zarte Röthe in ihre Wangen, als beschleiche sie ein für Wigand unerklärliches Gefühl der Befangenheit. Dann trat sie ihm schnell entgegen und bot ihm die Hand. Auch er stand unter einem fremdartigen Einfluß, und um denselben zu brechen, zwang er sich zu harmlosester Unbefangenheit. „Komme ich zu früh, Cousinchen? Ist Tante noch beschäftigt?“

„Sie schreibt an die Geheimräthin und bittet, Du mögest sie noch einen Augenblick entschuldigen.“

„Und das sagst Du so gelassen, als sei Dir dieser wichtige und frohe Brief ganz gleichgültig?“

Sie lächelte. „Das solltest Du eigentlich annehmen, lieber Wigand, denn ich abscheulich undankbare Person habe ja noch kein Wort des Dankes für Deine so sehr, sehr freundliche Fürsprache gefunden. Verarge es mir nicht! Es kam alles so plötzlich und unvorbereitet, daß es mich völlig consternirte!“

„Ich glaubte, Freude und Glück könnten in diesem Falle nicht so überraschend kommen, denn Joëls letzter Brief bereitete genugsam auf die Pläne der Mutter vor!“

Sie schien die letzten Worte zu überhören. „Freude und Glück!“ — wiederholte sie nachdenklich, mit leiser Stimme. — „Wer sagt uns, Wigand, ob der Aufenthalt in der Residenz Glück und Freude für mich bedeutet? Ich bin so fremd in der Welt geworden, und werde scheu und befangen wie ein Kind sein! — Wer weiß, wie man mich in der Gesellschaft aufnimmt, wer weiß, ob ich je eine frohe Stunde in einem Ballsaal erleben werde!“

Wigands Stirn umwölkte sich. „Dir in der Gesellschaft eine passende und erfreuliche Stellung zu schaffen, dürfte doch wohl die erste Sorge der Geheimräthin und die liebste Ritterpflicht Joëls sein!“

Erikas Blick haftete auf dem Teppich und schien das wirre, türkische Muster zu verfolgen. Heiße Gluth stieg in ihre Wangen. „Das hoffe ich ja auch von Herzen und vertraue in dieser Beziehung der Liebenswürdigkeit meiner Wirthe, dennoch hat schon manche Hoffnung getrogen.“

„Warum plötzlich solch' schwarze Gedanken, Cousinchen! Verdirb Dir doch nicht die Vorfreude durch diese pessimistischen Befürchtungen! Wenn die Residenz mit all' ihren bunten Bildern und schönen Eindrücken erst einmal acht Tage den Reiz der Neuheit auf Dich ausgeübt, ist das stille Ellerndörp mit seinen in Schnee vergrabenen Einwohnern vergessen!“

Seine Stimme bebte, obwohl er lachte und im Scherz sprach.

Da blickte Erika jählings zu ihm empor und Landen

starrte betroffen in ihr liebliches Antlitz. Ihm deuchte es, ihr Auge habe nie so voll warmer Innigkeit auf ihm geruht, wie in dieser Minute. Sie schüttelte beinahe heftig das Köpfchen. „Glaube es nicht, Wigand! Und böte die Residenz mir das Schönste und Herrlichste, Ellerndörp und seine lieben, treuen Herzen werden mir in all' der Pracht fehlen, wie das Quellwasser einem Dürstenden!“

Frau Koltitz trat ein, sie hatte die letzten Worte gehört. „Macht Ihr Reisepläne, liebe Kinder, so helft auch mir dabei! Nun, da der Brief mit der Zusage expedirt ist, überkommt mich die Sorge, wie Erika, dieses junge, unerfahrene Kind, allein die beschwerliche Reise mit dem öftern Umsteigen bewerkstelligen soll. Die Geheimräthin schreibt, Joël würde die liebe Gastin gern als Reisemarschall abholen, doch sei er momentan mit den Arbeiten, welche die Vorbereitung seiner Opernpremière mit sich bringe, derart überhäuft, daß an ein Abkommen gar nicht zu denken sei. — Sie bittet, daß ich die Tochter persönlich bringen möchte, aber du lieber Gott, ich habe Zeitlebens nie allein in einer Eisenbahn gesessen, habe von Billetlösen und Gepäckexpediren gar keine Ahnung, denn mein guter Mann besorgte alles und überließ mich lachend meiner schrecklichen Unselbständigkeit. Da dachte ich, lieber, guter Wigand, ob Du vielleicht — ob es nicht möglich wäre . . . man könnte es wohl einrichten, daß Du ein paar Tage abkömmlich bist —“

„Gewiß, meine theuerste Tante! Ich bin momentan

durchaus entbehrlich hier, denn Claasen habe ich so weit herangezogen, daß er ganz gut einmal selbständig sein kann!"

Frau Koltitz streckte ihm aufleuchtenden Blicks beide Hände entgegen. „So wolltest Du Erika wahrlich das Opfer bringen, Du einzig guter Mensch? O, wie danke ich es Dir von ganzem Herzen!"

„Laß mich für das ehrende Vertrauen danken, welches Du in mich setzest!" — Der Sprecher war dunkelroth geworden. „Wenn Erika mit meinen Diensten fürlieb nehmen will —"

Da brach der erste, helle Jubellaut von ihren Lippen.

„O, nun ist alles gut, nun werde ich mich nicht mehr vor der Reise, vor der fremden Stadt und den unbekannten Menschen fürchten! Wenn Du bei mir bist, lieber Wigand, werde ich mich so sicher fühlen wie in Abrahams Schooß!"

„Und selbstverständlich bleibst auch Du ein paar Wochen in der Residenz, Wigand!" fuhr Frau Henriette eifrig fort. „Du machst Eikhoffs die Freude, der Première beizuwohnen und breitest Deine schützenden Hände über mein Kücken, bis sie sich in der neuen Umgebung heimisch und flügge fühlt. Du bedarfst ebensowohl der Zerstreuung, wie Erika, und Du weißt doch: — getheilte Freude ist doppelte Freude!"

„Herrliche, herrliche Idee!" klatschte Erika glückselig in die Hände. „Lieber Wigand, Du mußt bei mir in der Residenz bleiben. Du darfst mich nicht meinem Schicksal überlassen. Hörst Du? Ich bitte Dich von

ganzem, ganzem Herzen darum. Wenn Du willst, daß ich mich in der Fremde wohl fühlen soll, so bleibe bei mir!“

Die Hand des jungen Mannes, welche sich auf die Sessellehne stützte, zitterte und sein Antlitz flammte in heißem Entzücken. Wie tauchte die Sonne des Glücks noch einmal so unerwartet an seinem verdüsterten Lebenshimmel auf!

Er wußte nicht, was er in seiner ersten Erregung sagte, er hatte nur das eine Empfinden, daß er seit dem Tod des Obersten noch nicht wieder so froh und heiter in dem Gutshaus von Ellerndörp gewesen.

Erika war wie ausgewechselt. Eine schier muthwillige Freude überkam sie; Lachen und Scherzen hin und her, die Abendstunden flogen dahin wie im Traum.

Als sie schließlich das Köpfchen auf die weißen Kissen neigte, die Ruhe zu suchen, ward sie sich bewußt, daß dieselbe bereits in ihr Herz eingezogen war, ehe Schlaf und Traum ihre Stirn geküßt.

Das Bewußtsein, Wigand als Schutz und Schirm in der Nähe zu behalten, hatte etwas Tröstendes und Beruhigendes für sie. So heftig wie ihr Herz bei dem Gedanken an Joël erzitterte, so still und friedlich schlug es, wenn sie an Wigand dachte, gleich einem Kinde, welches sich muthig einer Gefahr entgegen wagt, wenn treue und sichere Hand es führt.

Modder Dörten hörte die Nachricht von der Abreise der jungen Herrschaften mit sehr gemischten Gefühlen. Als Erika am andern Morgen mit hochklopfen-

dem Herzen hinabeilte, der getreuen Hüterin des Hauses das hochwichtige Ereigniß mitzutheilen, fand sie Frau Hagen zu ihrer Ueberraschung nicht in den Küchenräumen vor.

Liesing lächelte verschmitzt und neigte sich näher zu dem Ohr der jungen Herrin. „Töven's 'n beten, gnä' Frölen, se sitt all wedder bi'n Swin un flennt em wat vor!"

„Beim Schwein sitzt sie?" entsetzte sich Erika, „in dem Schweinestall?"

„Nee, am Morgen lätt se de Säu all rut! Kieken Se in lütten Gaarden, da wart' se ihr Söting!!" — Und diesen Scherz herzhaft belachend, packte die Sprecherin unter jedem Arm ein Brett mit backfertigem Brod und steuerte energisch nach dem Backhaus hinüber.

Erika aber wandte sich dem kleinen Garten zu, woselbst sie Modder Dörten finden sollte.

Schon von fern hörte sie ein seltsames Gemisch von menschlichen Zärtlichkeitslauten und einem mächtigen, hochbehaglichen Grunzen, wie es für gewöhnlich nur aus dem Kosen tönt.

Behutsam lugte das junge Mädchen um die Ecke der Gartenmauer, von wo aus das entlaubte Fliedergebüsch freien Ausblick auf den kleinen Rasenplatz hinter dem Wirthschaftsgebäude gewährte.

Ein überraschendes Bild zeigte sich.

In dem matten Schein der Spätherbstsonne auf der weißbereiften Erde rollte sich ein riesiges, überfettes Schwein auf dem Rücken, in wohligem Behagen mit

den vier kurzen Stummelbeinen um sich schlagend und laut aufquiekfend und grunzend, wenn Frau Dörten ihm kitzelnd an den Hals fuhr. Die alte Frau kniete neben dem lieben Borstenthier, in höchster Lustbarkeit mit spitzem Finger die Sau in den Hals piekend, unter jedesmalig neckender Wiederholung: „Un' da makt he piek! — un da makt he piek! — piek — piek!“ — was die alte Moke jedesmal als unbändigen Witz mit lautem Quieken anerkannte.

Modder Hagen war aber gar nicht so ausgelassen, wie es auf den ersten Blick schien. Während all' ihrer Heiterkeit liefen große, dicke Thränen haltlos über ihre Wangen, welche sie jedesmal vorher abwischte, ehe sie „piek, piek“ machte.

Einen Augenblick stand Erika in starrem Staunen, umsonst nach einem tiefen Sinn in diesem kindlichen Spiel zu suchen.

Endlich trat sie vor, schlug die Hände zusammen und rief: „Um alles in der Welt, Mutting, was soll denn das bedeuten?!“

Die Alte wandte ihr wehmüthig das thränenfeuchte Gesicht zu und wischte mit dem Handrücken unter der Nase her. — „Ach dau leive Good!“ seufzte sie zum Herzbrechen, „wenn man dat Veih erst so schick hat, un' hät's so wiet, un wenn's dann an't slachten geiht ... ach dau leive Good!“ — Der Schürzenzipfel fuhr unter erneutem Jammer über die Augen.

„Jetzt soll schon geschlachtet werden?“

„Nee, in nächste Tid noch nicht — äwerst — bal

achtern Fest . . . un de arm' leive Säu ahnt sik all gor nich, wat 'r passirn full, un dorüm will ik ihr bi lütten an's Slachten gewöhn'!"

Erika biß sich auf die Lippen, um ihre Heiterkeit zu bemeistern. „An das Schlachten wollen Sie das Schwein gewöhnen?! Aha, jetzt verstehe ich! „Un dann makt he piek —" das bedeutet den Fleischer!"

„Jo, jo, so is!" nickte Fru Hagen melancholisch. „Wenn de Slachter dann bigaht un' ihr sticht, glövt de arm Mokking, et is ok'n Snaak! On merkt' nich so!"

„Ja, das ist sehr gut, das wird sie völlig darüber hinweg täuschen, wenn sie sich einbildet, es sei alles nur ein Scherz! Aber hör, Modder Dörten, ich komme mit einer Neuigkeit!"

„Wat Tausend?!"

„Vetter Wigand und ich fahren für ein paar Wochen in die Residenz!"

Die Alte schnellte empor und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „As Brutlüt??!"

Erika schrak jählings zusammen. Unbemerkt war Wigand um das Haus gekommen und stand hinter ihr.

Beide starrten sich einen Moment an und wurden blutroth.

Landen faßte sich zuerst und trat gelassen näher. „Ich begleite das gnädige Fräulein, damit ihr unterwegs nichts zustoßen kann. In der Residenz aber soll sie tanzen und lachen und scherzen, vergnügt und lustig sich amüsiren, wie es ihren Jahren zukommt. Wenn sich Fräulein Erika dann den Herrlichsten von Allen

unter den Herren der Residenz ausgesucht hat, bringt sie ihn heim zu uns, und wir feiern Hochzeit in Ellerndörp!“ — Er sprach ruhig die letzten Worte, sogar scherzend, und dennoch klang seine Stimme anders wie sonst.

Modder Dörten aber zog ingrimmig die Brauen zusammen. „So möt kummen! — Setten Se uns' Frölen den infamigten Daugenixen nur so recht vör de Näs — dat sik so'n Windhund, wie'n gewissen Jemand ut de Residenz for ganz und gar hier indrängt! Allzu gaud is dömlich, Herr Baron ... äwerst — ik will nichts seggt heven!“

Und damit riß die Alte die noch immer in ausgelassener Munterkeit spielende Sau unsanft am Schwanze, ihrer Freiheit ein energisches Ende zu bereiten, kniff empört die Lippen zusammen und zerrte den vierfüßigen Liebling so eilig nach dem Stall, als fürchte sie, ein gehaßter Stadtherr könne auch nach Mokking seine begehrlichen Hände ausstrecken.

„Aber, Dörten, seien Sie doch nicht so wunderlich!“ Fru Hagen schüttelte den Kopf, daß die weiße Rüschenhaube wirbelte. „Nee, — bin ich ok nich, äwerst ihr, Kinnings, ihr ....“ sie preßte abermals trotzig den Mund zusammen und stemmte sich gegen die widerspenstige Bache, daß sie kirschroth wurde, „man tau, oll Swin, suß sollst zur Straf bi'n Frölen sine Stadtherrnhochtid upfreten waren!“

Diese Drohung war so entsetzlich, daß Mokking sein Ringelschwänzchen angstvoll beilegte und sich laut auf-

grunzend durch die enge Stallthür klemmte, Mobder Hagen verschwand nebenan, und Erika und Wigand machten kurzer Hand Kehrt und enteilten in entgegengesetzter Richtung.

Sie kamen sich beide recht kläglich vor, denn Mutter Hagens Zorn war ein gerechter.

Erika schoß es plötzlich selber durch den Sinn: ‚Warum willst Du eigentlich fort? Ist es nicht blamabel, sich den Stadtherren wie ein zierlich servirtes Schaugericht vor die Nase setzen zu lassen? Sie ging ja nur um eines Einzigen willen, und dieser konnte den Weg zu ihr just so gut finden, wie sie zu ihm.' — Das war ein ärgerliches Empfinden, und wenn es ja auch neben der Freude und Aufregung nicht lange Bestand hatte, so hinterließ es doch ein Samenkörnlein, welches in ihrem Herzen Wurzel schlug. —

Wigand erging es kaum besser. Er durchmaß mit Riesenschritten das bereifte Ackerland. Eigentlich wollte er nach der Wintersaat ausschauen, aber er hatte weder Augen noch Gedanken dafür.

Vor seinen Ohren klang noch immer Fru Hagens zürnende Stimme: „Allzu gaud is dömlich."

Es lag eine gewisse Wahrheit darin. Wer dem Gegner ohne jeden Widerstand sofort das Feld räumt, der ist ein Feigling, und wer nicht in ehrlichem Kampf seines eignen Vortheils gedenken will, der ist dumm.

Und beides widerstrebt ihm. Verlangt es die Liebe und Treue wahrlich, sich selber wie ein Opferthier geduldig dem fremden Stahl zu neigen?

Nein, es giebt genug ritterliche und ehrliche Waffen, um für sich selbst zu kämpfen.

Er legt Joël kein Hinderniß in den Weg, er verschmäht es, durch List oder Intrigue sein Bild aus Erikas Herzen zu drängen, aber er weicht auch nicht vor ihm; er stellt sich zuversichtlich an seine Seite. — Ist es ein Unrecht, daß er sich nun auch einmal bemühen wird, sich der Geliebten in vortheilhaftem Licht zu zeigen, er, welcher bisher stets bescheiden im Schatten stand? Nein!

Er hat ja lange genug in der Welt, in dem eleganten Haus und Gesellschaftskreis der Geheimräthin verkehrt, es wird ihm nicht schwer werden, den ungewandten, langweiligen Landmann abzustreifen, um im Salon neben Joël zu bestehen. Kleider machen Leute, und seine kleinen Ersparnisse ermöglichen es ihm, sich für die paar Wochen seines Aufenthaltes in der Stadt angemessen zu equipiren.

Wigand erröthet beinah' bei diesem Gedanken. Es kommt ihm so unwürdig vor, einer Aeußerlichkeit irgend einen Erfolg zu verdanken, und dennoch, die Welt verlangt es, und gegen Andere unvortheilhaft abstechen, kann auch eine unwürdige Stellung veranlassen.

Landen hat sich ja früher auch gut gekleidet, ohne irgend welchen Luxus zu treiben, und wenn er in der Einsamkeit des Landlebens, in Feld und Wiese, bei Sturm und Regen die elegante Façon eines städtischen Kleiderkünstlers sparte, so war es nur natürlich und vernünftig.

Er würde sich jetzt im Hause der Geheimräthin auch dann besser gekleidet haben, wenn Erika nicht zugegen wäre, lediglich, weil es der Takt erfordert, nicht um durch solch' kleinliche Mittel auf das junge Mädchen zu wirken.

Wird es Erika überhaupt bemerken?

Ja, er glaubt es, denn er kennt ihren ausgesprochenen Schönheitssinn und weiß, wie just die schöne Außenseite Joëls ihr naives Herzchen entzückt hat!

Allzu gaud is dömlich!

Mutter Hagen hat recht. Er will auch fernerhin gut sein, aber nicht mehr allzugut.

Er will sich um Anderer willen nicht ganz und gar vergessen, sondern sich offen und ehrlich an dem Wettstreit betheiligen, anstatt voll muthloser Bescheidenheit den Sieg verloren geben, ehe er einen Kampf gewagt.

Die nächsten Minuten brachten ihm andere Gedanken. Er entdeckte interessante Wildfährten und wurde von ein paar Knechten angesprochen, welche den Versuch machten, einem neuen Terrain, welches bisher brach gelegen, Torf abzugewinnen.

Das Resultat war kein günstiges und Wigand zerbrach sich den Kopf, wie dieses Land wohl auszunützen sei. In der Landwirthschaftlichen Schule der Residenz sollten in nächster Zeit Vorträge über Moorkultur, das Urbarmachen und Kultiviren des Landes gehalten werden, wie gut läßt sich sein angenehmer Aufenthalt in der Residenz mit solch' nützlichem Studium verbinden!

Mutter Dörten und ihr weiser Urtheilsspruch wurden momentan aus seinen Gedanken verdrängt, ohne jedoch darin gelöscht zu werden. Auch hier glich er einem Samenkorn, welches seiner Zeit reiche Frucht tragen wird. —

— — — — — — —

In freudiger Hast und Erregung flogen die nächsten Tage dahin.

Ein Besprechen, Berathen und gegenseitiges Hülfeleisten führten Mutter und Tochter Koltitz in dieser kurzen Zeit mehr und inniger mit Wigand zusammen, wie in der langen, trostlosen Zeit seit dem Tode des Obersts.

Obwohl die ersten Schneestürme über die Haide brausten und Ellerndörps Dorfgasse sich einzupuppen und einzuspinnen begann, wie die Raupe für einen langen Winterschlaf, lachte dennoch hinter den Mauern des Gutshauses das sonnigste Leben, so froh und hoffnungsvoll wie nie vorher.

Wigands natürliche und aufrichtige Liebenswürdigkeit feierte manch' heimlichen Sieg und manch' heimliche Bitte stieg aus dem Herzen der Mutter zu Gott empor, wenn sie an die Heimkehr ihrer lieben Wandervögel dachte.

Was in dem stillen Frieden der Einsamkeit zu phlegmatisch und blind neben einander hergeht, ohne die nothwendige Anregung aufzublicken und zu erkennen, das rüttelt oft das stürmische Leben und Treiben der Welt aus dem Schlafe, und was hier täglich sich fern

gegenüber steht, ohne sich zu erreichen, das treibt die Hochfluth da draußen einander in die Arme. Vielleicht, — vielleicht reißt sie es auch für ewige Zeiten auseinander. —

Endlich waren die Koffer gepackt.

Hochklopfenden Herzens drückte Erika das weiche Filzhütchen auf den zierlichen Kopf und ließ sich von Mütterchen den warmen Reisepelz um die Schultern legen, dieweil Mobder Dörten, trotzdem sie unversöhnlich schmollte, eine mächtige Tasche voll Reiseproviant herzuschleppte.

Ali watschelte schnuppernd neben ihr her und selbst Erikas zärtlichster Abschied von diesem Adoptivsohn des Hauses Hagen konnte keine weichere Stimmung in der pikirten Pflegemutter hervorrufen.

„Wenn de leive Good de Harten to lütt schaffen hätt, sorgt he wul förn doppelt groten Magen!“ bemerkte sie anzüglich und Erika flog ihr laut lachend um den Hals und versicherte: „Wat bist förn narrschen Bullerballer, Olling! Kiek nur Dag for Dag nach'n Weg ut! Wenn ik mit'n Utlänner as Schatz antaufahren komm', sost schon min grotet Hart kennen lern'!“

Wie reizend stand ihr dieser Uebermuth! — Die Wangen lachten wie Rosen unter dem zarten Schleier und die Augen blitzten, als wären zwei helle Sternlein vom Himmel gefallen.

Wigands Blick umfing das reizende Bild voll Entzücken und das Gefühl, sich für ein paar Stunden

ganz und gar nur ihrem Dienste weihen zu dürfen, hatte etwas Stolzes und Erhebendes.

Das stand ihm gut!

Modder Dörten lachte das Herz unter Thränen, als die ritterliche Gestalt des jungen Mannes neben Erika erschien, als er sie mit einem so strahlenden Lächeln in den Wagen hob, als entführe er sie für sich selber zum Eigenthum, nicht aber einem Andern in die Arme.

Lange standen die Ellerndörper und schauten dem Wagen nach, bis er fern am Saum der Haide verschwand.

Schnee wirbelte nieder und das Gutshaus lag so still und einsam, als könne nie wieder ein Frühlingstag voll Licht, Luft und Leben darin anbrechen!

---

14. Kapitel.

Frau Geheimeräthin Eikhoff empfing Erika persönlich an der Bahn und war ganz entzückt von Wigands charmanter Idee, der Première der Dorflurle beiwohnen und Joëls Triumphe schauen zu wollen. Sie reichte ihm in ihrer etwas kokett graziösen Weise beide Hände entgegen und wandte sich dann abermals zu Erika, das junge Mädchen nach einem schnellen, scharf musternden Blick zum zweitenmal in die Arme zu schließen.

„Tausendmal willkommen, meine kleine Haideblume! Ich freue mich unbeschreiblich, den guten Engel von Ellerndörp endlich mit Augen zu schauen! Und wie allerliebst hat sich die kleine Schelmin zurecht gemacht! ganz chic und d'après la dernière mode! Man glaubt ja gar nicht, daß man Besuch vom Lande empfängt! — dabei frisch und rosig wie eine Maienknospe!! Bei einer solch jugendlichen Tochter wird es wahrlich sehr glaubhaft erscheinen, wenn ich alte Frau sie der Welt als Töchterchen zuführe!"

„Wie schmeichelhaft würde dies für mich sein,

gnädigste Tante, und wie schön, könnte die Welt recht viele Aehnlichkeit zwischen mir und dieser schwesterlichen Pflegemama entdecken!“

Frau Elly kniff momentan die Augen zusammen.

„Nun höre ein Mensch, wie allerliebst das Haideröschen Elogen zu sagen versteht!“ — Wieder zog sie die Kleine sehr huldvoll an sich, wandte sich dann in lebhafter Weise an den elegant gallonirten Diener zurück und ertheilte ihm ihre Befehle in einer Weise, welche das vorüber wogende Publikum unwillkürlich auf die schöne Frau aufmerksam machen mußte.

Wigand erkannte sie kaum wieder.

Die Geheimeräthin hatte sich auffallend verändert. Ihr ehemaliges Phlegma war einer muntern, beinah allzu jugendlichen Lebhaftigkeit gewichen und ihre Vorliebe für sentimentale schwarze Spitzen und geheimnißvoll verhüllende Schleier hatte einem völlig entgegengesetzten Geschmack Platz gemacht. Sie trauerte nicht mehr. Ein zartes, crême-farbenes Capothütchen, von Marabous umrahmt, mit Metallstickerei in Kupfer effektvoll geschmückt, gab den dunklen Stirnlöckchen eine reizende Folie und hielt den duftigen Gaçeschleier, welcher das Antlitz umspannte.

Ein kupferfarbenes Sammetkostüm zeigte gelblichen Pelzbesatz, hochmodern gearbeitet und bis auf das seidene Futter herab kostbar und elegant. Als sie in den Wagen stieg, verriethen sich ein gleichfarbiger Atlasunterrock und die passenden seidenen Strümpfe.

Ein Hauch von Veilchenduft umwehte die elegante

Frauengestalt und Erika konnte sich dem eigenartig bestrickenden Zauber, welcher von ihr ausging, nicht verschließen.

„Selbstverständlich wohnst Du bei uns im Hause, Wigand, dearest boy!“ — athmete sie auf, als sie sich neben Erika behaglich in die Wagenpolster zurücklegte, gleichzeitig aber schnellte sie wieder empor und klopfte noch einmal ungeduldig an das Wagenfenster.

„Das Gepäck soll per Droschke nachkommen, Heinrich! — Jetzt ist keine Zeit zum Warten! James! — James!!“ —

Der Kutscher bog sich nach dem Fenster vor.

„Befehl, gnädige Frau!“ —

„Zufahren, was die Riemen halten! — In der Leipzigerstraße Station machen! Heinrich soll die Einladung zum Diner bei dem Grafen Neßlar abgeben. Wenn möglich Antwort. — Zu!“ —

„Befehl, gnädige Frau.“

Auf lautlosen Gummirädern sauste die Equipage in die belebten Straßen hinein und Frau Elly nahm ihr unterbrochenes Thema wieder auf. „Also Du, wohnst bei uns, Wigand! Ich habe Dir Dein altes Stübchen zurecht machen lassen, obwohl es für Dich großen Herrn jetzt etwas eng und primitiv sein wird! — Ihr glaubt aber nicht, Kinder, wie es zur Zeit drunter und drüber geht bei uns! Joël hat so enorm viel Wünsche betreffs Einladungen, dazu etliche Freunde von ihm ebenfalls als Logirbesuch während der Première, — Menschen, welche wir anstandshalber einladen mußten!

Zum Beispiel den jungen Baron Bastolff, Sohn des Ministers zu X., — dann den Commerzienrath Solfing, immens reicher Mann, angebetet in musikalischen Kreisen! Er hatte seinen Haushalt aufgelöst, um den Winter in Caïro zu verleben, will aber der Dorflurle zu Liebe noch bleiben! Da bat Joël ihn, bei uns Wohnung zu nehmen! Solche Gäste aber machen Ansprüche und verursachen Kopfzerbrechen und da müßt ihr doppelt nachsichtig sein, lieben Kinder!" —

Die Worte sprudelten von ihren Lippen und Wigand fand kaum Zeit zu danken und sie der vollsten Bescheidenheit und Dienstwilligkeit ihrer Ellerndörper Einquartirung zu versichern.

„Ja, meine theuerste Erika! ich rechne stark auf Deine Hülfe als Vicetochter des Hauses! Mon Dieu .. ich sage permanent „Du" und annectire Dich schon ganz und gar! — Lassen wir es dabei, Herzchen! Warum immer Sect abwarten, um Schmollis zu trinken! Wir vereinfachen die Sache, nicht wahr?" — und wiederum zog sie die Kleine an sich und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Und nicht so unaufhörlich devot zu mir sein, Haideblümchen, das ist langweilig! Wenn ich Dir nicht zu alt bin, betrachte mich als Freundin! Trotz des erwachsenen, berühmten Sohnes ist mein Herz wirklich noch ganz jung und mitfühlend geblieben!"

Häuser, Parkanlagen, Menschen, Wagen und Pferde wirbelten wie ein Traum an ihnen vorüber und all' das ungewohnte Leben und Treiben übte einen seltenen

Reiz auf die empfindsame Seele des jungen Mädchens aus.

Wigands Stimme ließ sie jählings auflauschen.

„Wie geht es nun eigentlich Joël, liebe Tante! fühlt er sich jetzt wohl und zufrieden in seinem Wirkungskreis? Und bist Du überzeugt, daß derselbe auch dauernd sein Glück ausmachen wird?“ —

„Fraglos, lieber Wigand! Wie ein Fisch im Wasser fühlt er sich in seinem ureigentlichen Element. Wie sollte es auch anders sein! Bei dieser phänomenalen Begabung! Du ahnst ja gar nicht, Wigand, was er in der Dorflurle geleistet hat! Etwas Großes, Unsterbliches, etwas noch nie Dagewesenes! Intendanten und Kapellmeister sind ja rein von Sinnen vor Begeisterung. Die Sänger und Sängerinnen wie electrisirt! Sie danken meinem Sohn kniefällig für diese Partien, in welchen sie unbemessene Lorbeeren ernten müssen. Joël wohnte den Proben natürlich bei — und ich konnte es mir auch nicht versagen, schon hie und da im voraus zu naschen, ich fuhr auch gestern mit in das Theater! — Himmel, welche Musik! welche Melodieen! Der Intendant sagte mir, er sei überzeugt, daß die Zukunftsmusik in den Händen meines Sohnes ruhe! — Und wie gelassen und ruhig nimmt Joël die Ovationen auf, welche ihm schon jetzt gebracht werden! — Man vergöttert den Jungen ja! — O ihr werdet ihn sehn, Kinder, ein Gott, ein König unter Vasallen! Und wie wird das nun erst werden, wenn

der riesige Erfolg der Dorflurle die ganze Welt in Flammen setzt!“

Mit strahlenden Augen lauschte Erika.

„Hat er denn erforscht, wer ihm den Operntext geschrieben hat?“ fragte sie leise, heiß erglühend und mit gesenkten Augen.

„Nein! denk Dir, Herzchen! all' sein Forschen ist erfolglos geblieben! Aber fraglos hat ein ganz bedeutendes Genie das entzückende Libretto speciell für ihn geschaffen. Das Geheimnißvolle steigert sich sogar noch, seit in einem der ersten Journale der köstlichste aller Romane: „Truggeister“ erscheint. Alle Welt ist entzückt davon! Man spricht nur noch von dem neuen Roman und zerbricht sich den Kopf darüber, wer hinter dem Pseudonym „E. von der Haid“ sich verstecken mag! Fraglos ist es eine hervorragende Persönlichkeit der Residenz, welche in Künstler- und Militärkreisen trefflich unterrichtet ist! In dem menschenscheuen, verbitterten Major a. D. glaubt man mit Sicherheit eine hiesige Persönlichkeit wieder zu erkennen, aber mon Dieu . . . wie viele verbitterte Pensionäre gäbe es nicht! — Viel näher liegt die Vermuthung, daß mit dem Helden, dem schönen, so unglücklich beanlagten Sänger unser erster Tenor gemeint ist, — man stolpert über manch' kleine Thatsache, welche sehr geschickt, hie und da ein wenig verschleiert — in die Handlung eingeflochten ist. Nun — mit einem Wort — dieser Roman regt alle Gemüther auf und macht enorm von sich reden. Und das Seltsamste ist, daß Joël darauf

schwört, „Truggeister“ und „Dorflurle“ seien die Werke ein und desselben Künstlers. Viele Redewendungen und Ausdrücke stimmen allerdings genau überein, ein Hauch von mädchenhafter Schwärmerei liegt zeitweise über dem Ganzen, andrerseits aber wieder eine Kraft der Gestaltung und eine Fülle überraschender Gedanken, welche nur in einem Männerkopf oder dem einer sehr geistreichen Frau gereift sein können!“ —

„Und Joël hat nicht versucht, das Pseudonym zu lüften?“ —

„Gewiß, mein lieber Wigand! Aber die Redaktion scheint mit ihrem interessanten Geheimniß kokettiren zu wollen, sie versichert in höflichsten Worten, verpflichtet zu sein, den wahren Namen der Autorin verschweigen zu müssen!“ —

„Der Autorin! Also doch eine Dame?“ —

Die Geheimeräthin knöpfte voll nervöser Erregung an ihrem Handschuh und streifte die matten Goldreifen der Armbänder etwas höher daran empor.

„Auch in dieser Beziehung war der Chefredakteur ein Schelm! In dem einen Brief spricht er von dem Autor — in dem andern von der Autorin. Gleichviel, Joël amüsirt sich unendlich in dem Gedanken, daß dieses verschleierte Bild von Saïs fraglos Farbe bekennen wird, wenn die Dorflurle mit Erfolg aufgeführt wird.“ —

Sowohl die Geheimeräthin wie Wigand hatten nicht beobachtet, wie Erikas Köpfchen während dieser Unterhaltung zur Brust sank, gleich einer thauschweren Blüthe, wie glühende Röthe immer höher und höher die

Wangen färbte, bis unter die goldigen Stirnlöckchen hinauf.

Die Equipage hielt noch in der Leipzigerstraße vor der Wohnung des Grafen Neßlar, der Diener riß soeben wieder eilfertig den Schlag auf und meldete, den Hut devot in der Hand haltend: „Zu Befehl, gnädige Frau. Der Herr Graf waren anwesend und werden mit viel Vergnügen von der liebenswürdigen Einladung Gebrauch machen.“

„Gut, weiter fahren!“ — Die Geheimeräthin sah sehr blasirt aus, aber ihre Augen blitzten unter dem Gaçeschleier auf.

„Natürlich, er kommt, ich konnte es mir denken, — die Menschen kommen ja Alle so rasend gern zu uns, und was diesen Grafen Neßlar betrifft“ — Elly lächelte müde und neigte den Kopf vertraulich gegen Erikas Schulter: „so giebt er sich noch ganz besondern Hoffnungen hin! Er hat nämlich eine Schwester, ein schönes, imposantes Mädchen, Vollblutaristokratin, dabei reich und talentirt — und .... hahaha — bis über die Ohren in meinen Joël verliebt! — Armes Ding! Ich glaube nicht, daß mein arroganter Schlingel auch nur das Mindeste für sie fühlt, — es fliegen ihm ja die Herzen wie Heuschreckenschwärme entgegen, und habe ich es schon als Danaïdenarbeit verworfen, all' seine Anbeterinnen zu kennen oder noch Notiz von den seufzenden Jungfräuleins zu nehmen!“

„Macht Joël diese allgemeine Anbetung nicht ganz nervös?“

„Zeitweise, ja, wenn man ihn allzusehr mit Liebe oder Haß quält. Im großen Ganzen gehört es jedoch zu seinem Lebenselement, sich verehren und lieben zu lassen. Frauengunst ist für ihn Luft zum Athmen, er kann nicht ohne sie existiren, aber er achtet sie auch nicht höher als wie eben Luft! — Was ihn heute anregt und erheitert, ist morgen schon ein überwundener Standpunkt. Ist ja auch gut so! Ein Künstler muß frei sein; will er stets an ein und demselben Punkt kleben, erlahmen seine Schwingen und tragen ihn nicht mehr zur Sonne empor!"

Der Wagen hielt vor einem eleganten, prächtig geschmückten Portal und die Sprecherin richtete sich hastig empor.

„Nous voilà, meine lieben Kinder, nochmals herzlich willkommen und gegrüßt in unserem Heim! Du kennst Dich ja noch aus, mein guter Wigand! Bitte, betrachte Dich heute noch ebenso als Sohn des Hauses wie früher! — Für Erikachen werde ich persönlich sorgen!"

Im Vestibül brannte bereits das Gas in mächtigen Krystallkuppeln, welche zwei Karyatiden aus Goldbronze über blumengefüllte Vasen empor hielten.

Der Portier stand neben dem Gitterthor, welches die innere Flurhalle von der Durchfahrt absperrte, und ein elegantes Kammerzöfchen mit Haube und weißer Tändelschürze hüpfte die Treppe hinab, nach dem Handgepäck des gnädigen Fräuleins zu fragen.

„Lassen Sie sich von Heinrich geben!" nickte Frau

Elly der Knixenden eilig zu. — „Apropos, hat die Schneiderin geschickt?“

„Vor einer halben Stunde erst, gnädige Frau! Ich war schon außer mir vor Ungeduld!“ versicherte Doris mit viel theatralischer Entrüstung. „Habe ihr auch gesagt, daß gnädige Frau ganz empört über solche Unpünktlichkeit seien und künftighin alles wieder von Gerson nehmen würden!“

„Gut, ganz gut, Doris. Wo ist mein Sohn?“

Doris musterte ziemlich ungenirt Herrn v. Landen und knixte abermals. „Der gnädige Herr lassen sich bei den Herrschaften vielmals entschuldigen, er ist telephonisch zu Borchardt gerufen. Zum Thee hofft der gnädige Herr indeß wieder zurück zu sein.“

„O schade, schade! Bitte, verzeiht ihm, liebe Kinder! Der arme Junge ist momentan gar nicht Herr seiner Zeit, es lastet gar zu viel auf ihm! — Denkert! Wo ist Denkert?!“

Der Portier trat geschäftig vor. „Zu Befehl, gnädige Frau!“

„Haben Sie das Blumenarrangement bestellt? — Wird es richtig an die Adresse geschickt werden?“

„Janz jewiß und wahrhaftig, gnädige Frau! Schmidt meinte, für det Fräulein habe er so zu sagen alle Tage wat uff Bestellung.“

„Gut.“ Frau Elly legte den Arm um Erika und führte sie die Treppe empor. „Es handelt sich nämlich um die Diva, welche die „Dorflurle“ singen wird, eine sehr verwöhnte Person, welche sich natürlich auch in

Joël verliebt hat! Aus „Geschäftsinteresse“ schickt er ihr täglich ein paar Blumen, um sie auf Feuer und ... bei Stimme zu erhalten. O Kind, Du ahnst nicht, was Alles bedacht sein will! — So, endlich sind wir am Ziel!“ — sie schob Erika und Wigand in einen Salon, dessen Pracht im ersten Augenblick schier erdrückend wirkte. — „Gott sei Dank! solch' ein Reisetrubel ist fürchterlich. Doris, nehmen Sie dem gnädigen Fräulein Mantel und Hut ab, bitte, Wigand, thue desgleichen! Und dann ruht Euch erst mal ein paar Minuten aus und nehmt im Eßzimmer einen kleinen Imbiß; unsere Theestunde liegt nämlich ungewohnt spät, nach Schluß der Oper!“

Dem jungen Mädchen wirbelte der Kopf. Es kam ihr vor, als sei sie aus ihrer tiefen Ruhe und Einsamkeit in einen sinnverwirrenden Strudel gestürzt, welcher ihr momentan den Athem benahm. Dazu wirkte die Enttäuschung, nicht einmal von Joël empfangen zu werden, sehr niederdrückend für sie. Was aber hatte sie auch anders erwartet? Die Liebe ist ja für ihn nur eine amüsante, kleine Abwechselung im täglichen Leben, und die Einladung seiner Mutter nichts anderes, als eine bezahlte Quittung für die Gastfreundschaft, welche ihr Sohn in Ellerndörp genossen.

Wigands Blick streifte verstohlen ihr Gesichtchen, welches nicht mehr so rosig aussah wie zuvor.

„Es wird gut sein, wenn Erika heute frühzeitig zur Ruhe geht, liebe Tante; die Reise hat sie doch ein

wenig angestrengt, wie man für alles Ungewohnte zuerst Lehrgeld zahlen muß.“

Frau Elly blickte überrascht auf. „Willst Du nicht auf Joël warten, mein Herzchen? Es kann höchstens zwölf Uhr werden, bis er heute zurückkehrt!“

Erika küßte die Hand der Sprecherin. „Mit Deiner gütigen Erlaubniß ziehe ich mich heute lieber sogleich auf mein Zimmer zurück, liebes Tantchen. Joël weiß, daß für mich die Mitternachtsstunde eine fast nie geschaute Zeit ist und wird mich sicher entschuldigen.“

„Natürlich wird er das, petite. Sehr recht, daß Du Dich nicht inkommodirst, hier im Hause lebt man ganz ohne jede Rücksicht, lediglich nach eigener Façon! Also Du willst Dich bald zurückziehen! Schön, ich werde Doris sofort benachrichtigen!“

Wigands Augen leuchteten. Selten hatte eine solch' glückselige Freude sein Herz erfüllt, als in diesem Augenblick, wo Erika auf die Gunst verzichtete, den „Gott“ Joël heute noch wieder sehen zu dürfen.

Als Erika ihm die Hand zur „Guten Nacht“ bot, nickte sie ihm mit einem Blicke zu, in welchem deutlich zu lesen war: „Wie gut, daß Du hier bist!“

Aber Landen war viel zu ungeübt im Enträthseln dieser stummen Sprache, um ihren Sinn zu verstehen.

— — — — — — — —

Joël war nicht wenig überrascht, Erika nicht im Salon seiner Mutter anzutreffen, als er eine Stunde nach Mitternacht in denselben eintrat. Er war überzeugt gewesen, daß die Kleine mit sehnsuchtskrankem

Herzchen auf sein Kommen warten würde und sollte sich dasselbe auch bis zum grauenden Morgen verzögern.

War er es etwa anders gewohnt? Die Damen verwöhnten ihn ja so über die Maßen, daß seine Ansprüche durch die schönen Verehrerinnen selbst bis zur Arroganz gesteigert wurden. Nun nahm er selbst den höchsten Tribut schwärmerischer Anbetung als sein gutes Recht in Anspruch. — Und das kleine Haidekind will opponiren? Je nun, man muß in diesem Fall mit der Anstrengung der Reise rechnen, welche selbst das liebeheißeste Herz tyrannisiren kann.

Es ist ja ihr eigenes Pech, wenn sie ein paar Stunden länger auf ein Wiedersehen warten muß.

Wigand begriff nicht, wie die Geheimeräthin dieses Nachtleben auf die Dauer ertragen konnte. Als Erika sich zurückgezogen, hatte sie etwas unmuthig beklagt, um der Kleinen willen eine Soupereinladung abgelehnt zu haben und überlegte, was sie nun mit dem endlosen Abend beginnen solle.

Just in diesem Moment überreichte der Diener ein stark duftendes Billet.

Hastig riß es Frau Elly aus seinem goldgepreßten Umschlag.

„Von Mister Smith! charmant!“ — stieß sie aufathmend hervor, — „mit zwei Billets für die neue Operette! Joël kann ja keinen Gebrauch davon machen, aber Du schließt Dich wohl als Dritter im Bunde an, lieber Wigand? Du kannst es ohne jeden Skrupel!

Mister Smith ist ein steinreicher Mann, nicht ein amerikanischer, sondern englischer Nabob, nebenbei sehr vornehm und geistreich, aus allerbester Familie. Wir lernten ihn in Korfu kennen und attachirte sich der allerliebste Mensch so außerordentlich an uns, daß er uns sogar hierher in die Residenz folgte. Also nimm sein Billet ruhig an, mein Junge, es wird ihn lebhaft interessiren, Dich als Verwandten unseres Hauses schon heute kennen zu lernen, denn in Zukunft begegnest Du ihm täglich in meinen Salons."

„Du bist sehr gütig, liebe Tante, wirst es mir aber wohl nachfühlen können, daß ich von einem gänzlich Unbekannten unmöglich ein Geschenk annehmen kann! Dasselbe zu bezahlen, würde meinen Verhältnissen nicht entsprechen, denn was ich hier für Vergnügungen ausgeben kann, möchte ich doch gern so anwenden, daß es Erika in erster Linie zu statten kommt, zum Beispiel, wenn Ihr verhindert seid, sie auszuführen und ich als Begleiter nothwendig werde."

„Du bist eine rührende Seele, Wigand, und drehst den Spieß in ganz aufopfernder Weise um! Eigentlich wäre es doch an den Damen Koltitz, daß sie Dich in jeder Weise für Deine unbegreiflich selbstlose Mission in der Streusandbüchse Ellerndörp entschädigten! Aber wie Du denkst, mein Guter! Ich liebe es nicht, wenn mich Jemand beeinflussen will und nöthige darum meine Ansichten auch keinem Andern auf. So laß Dir, bitte, ein „Souper à part" serviren und entschuldige Deine rücksichtslosen Wirthe!"

Sie sah nach der Uhr und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

„Doris soll meine perlgraue Toilette so schnell wie möglich rüsten und der Wagen in einer Stunde bereit stehen.“

„Befehl, gnädige Frau.“

Noch einmal betrat die lebenslustige Wittwe, strahlend in Juwelen und Seidenglanz, den Salon, um sich von Wigand zu verabschieden.

„Findest Du eigentlich, Wigand, daß ich mich in der Zeit unserer Trennung sehr verändert habe? Die Leute behaupten, ich würde zu stark, das beeinträchtige meine Figur!“ fragte sie, den Kopf von dem Spiegel zurückwendend.

Landen wurde dunkelroth vor Verlegenheit. Er war sogar nicht gewohnt, Elogen zu sagen und Redensarten zu machen.

„Ich finde, daß Du jünger und schöner wie je aussiehst, liebe Tante, und war ganz überrascht, als ich Dich zuerst sah,“ stotterte er aufrichtig.

Frau Elly lächelte sehr huldvoll und klopfte ihm mit dem Fächer die Wange. „Kleiner Schmeichler, Du! Welch' ein Glück, daß ich Dir Deine Elogen gleich zurück geben kann! Du hast es Deiner Tante treulich nachgemacht und Dich ebenfalls zum Nichtwiederkennen embellirt.“

Und dann überließ sie ihn seinem Schicksal.

Wigand beschloß, eine kurze Promenade durch die Straßen zu machen, um etliche Einkäufe zu erledigen.

Um elf Uhr, nachdem er seiner Ansicht nach lange genug gehungert hatte, trank er einsam seinen Thee in dem Speisesaal, welcher seine Gaskrone wie zum Hohn über die leeren Plätze an dem Tisch zu vollem Glanz erstrahlen ließ.

Ein solcher Luxus hatte ehedem nicht in dem Hause des Geheimeraths geherrscht. Die ganze Villa erleuchtet, ein Souper für vier Personen, welches von einer einzigen nur benutzt wurde.

Um zwölf Uhr kehrte Frau Elly heim. Sie hatte bereits unter den Linden soupirt und war sehr animirt und heiter. Mit Joël hatte sie sich im Restaurant getroffen, er hatte ihr versichert, bald nachzufolgen.

„Wirst Du Dich nicht zur Ruhe begeben, liebe Tante?“

„Jetzt schon? — ich bitte Dich! Nun habe ich ja erst den einzig ruhigen Moment, um einen Blick in neue Bücher zu werfen!“ — —

Sie entzündete sich eine Cigarette und las.

Wigand begriff nicht, wie Frauennerven ein solches Leben auf die Dauer aushalten konnten.

Der nächste Morgen lehrte es ihn.

Mit wahrhaftem Entsetzen stand er um acht Uhr in dem Corridor. Die Dienerschaft begann soeben, die Salons zu reinigen. Zugluft durch offne Thüren und Fenster, hochgeschlagene Portièren und zusammengerollte Teppiche. — Kein warmes, gemüthliches Plätzchen.

„Wenn pflegt meine Tante zu frühstücken?“ —

Das Stubenmädchen lächelte: „Gnädige Frau schellen

gewöhnlich gegen zwölf Uhr nach dem Kaffee und pflegen ihn im Bett zu trinken. Das zweite Frühstück nehmen die Herrschaften gemeinschaftlich um zwei Uhr. Dann fährt gnädige Frau aus, Visiten oder Einkäufe zu machen. Um sechs Uhr diniren die Herrschaften hier im Hause, meist mit Gästen oder folgen andern Einladungen."

„Hm ... kann ich nicht schon früher Kaffee trinken? Jetzt gleich? .. und wo?" —

„Gewiß, Herr Baron. Fräulein Koltitz hat auch schon auf ihrem Zimmer gefrühstückt. Heinrich kann ja sofort auch in dem Zimmer des gnädigen Herrn serviren!"

„Und Herr Eikhoff?" —

„Hält die Mahlzeiten genau so inne, wie die gnädige Frau!"

„Schläft also noch?" —

„Schläft noch, — bis gegen zwölfe!" —

„Danke schön. Und bitte recht bald Kaffee."

Das war ja furchtbar! — Wie hielten die Menschen ein so widernatürliches, ungesundes Leben aus!

Wigand überlegt, wie man sich die Zeit hier am besten eintheilt. Soll Erika dieses aufreibende Nachtleben mit machen — was unvermeidlich ist, will sie an der Geselligkeit und an den Vergnügungen der Eikhoffs theilnehmen, so wird sie bald ebenso ermattet in den hellen, lichten Tag hinein schlafen, wie diese entnervten Residenzler.

Aber er! auf Wochen hinaus kann er ein derartiges

Dasein nicht fristen. Gott sei Dank, finden die akademischen Vorträge in den Morgenstunden statt. Wenn Joël und seine Mutter mit verschlafenen Augen zum zweiten Frühstück erscheinen, hat er den wichtigsten Theil seines Tagewerks schon hinter sich.

Als die Salons, heute etwas beschleunigt, in Ordnung gebracht sind, tritt Wigand ein.

Er trifft Erika bereits eifrig mit Staubwischen beschäftigt und in hohem Grade entzückt und interessirt, all' die unzähligen kostbaren Nippes, Bronzen, Krystalle und Malereien zu besichtigen.

Sie begrüßt den Vetter sehr heiter und guter Dinge, versichert ihm, vortrefflich geschlafen zu haben und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, daß man erst gegen zwei Uhr den Verwandten einen doch etwas sehr verspäteten „guten Morgen" sagen kann.

Andere Städte, andere Sitten. Man muß sich so gut wie möglich die Vormittagstunden zu vertreiben suchen. Eine Promenade vor den herrlichen Schaufenstern der Straße ist eine stets neue Quelle des Amüsements und in mancher Weise ein Kunstgenuß.

Erika jubelte wie ein Kind, als Landen vorschlägt, den schönen Sonnenschein sofort zu benutzen. Der vielen Droschken, Lastwagen und Pferdebahnen wegen bietet er dem jungen Mädchen den Arm, um den Straßendamm mit ihr zu passiren.

Unwillkürlich schreiten sie auf dem Trottoir so weiter, denn es geht sich sicherer und angenehmer unter dem

bahnbrechenden Schutz eines Herrn, wenn rücksichtslose Passanten vorüber drängen.

So viel und ausschließlich wie hier, haben die beiden jungen Leute in Ellerndörp nie verkehrt, sie sind auf einander angewiesen, sie suchen und finden sich, eins ergänzt das andere. Die Großstadt und der Aufenthalt in Joëls Vaterhaus, von welchem Wigand gefürchtet, daß er Erika und ihn für immer trennen werde, führt sie einander inniger und vertrauter zu, wie der jahrelange, gemeinsame Aufenthalt in Ellerndörp.

Die kalte Winterluft hat Erikas Wangen geröthet, mit strahlenden Augen kehrt sie heim, kaum noch daran denkend, daß das Wiedersehen mit Joël näher und näher rückt.

Wigand sucht sogleich sein Zimmer auf, Erika tritt zuvor in den Salon, ihre Briefmappe vom Schreibtisch abzuholen.

Sie sieht allerliebst in dem weißen Pelzwerk aus, und der elegante Mantel, welchen Frau Koltitz nebst einer sehr reichen Auswahl von Toiletten aus einem der ersten Geschäfte bezogen, hebt ihre schlanke Figur in vortheilhaftester Weise.

Sie ist eilig und bemerkt es nicht, daß im Nebenzimmer Joël Eikhoff an seinem Diplomatentisch arbeitet. Er erhebt sich hastig und schreitet auf dickem Smyrnateppich lautlos zur Portière.

Einen Augenblick wartet er vorsichtig, ob Wigand oder seine Mutter der Eingetretenen folgen werden, als

er sich überzeugt, daß er mit dem jungen Mädchen allein ist, tritt er ihr jählings in den Weg.

Seine Augen leuchten ihr in der ganzen verführerischen Schönheit entgegen, nicht ganz natürlich, aber sehr wirkungsvoll dramatisch streckte er ihr die Hände entgegen.

„Erika!“

Sie erschrickt so gewaltig, daß sie kaum einen leisen Aufschrei wehren kann. Flammende Gluth steigt in ihre Wangen, ein reizendes Gemisch von Freude und Verlegenheit verklärt ihr anmuthiges Gesichtchen.

„Joël ... welche Ueberraschung — Sie sind jetzt schon hier?“

Er hält ihre Hände und neigt sich tief zu ihr nieder. „Ja, ich bin schon hier, kleine Haideblume! Ich opferte ohne Besinnen ein paar Stunden Schlaf, ich, der ihn jetzt wahrlich nothwendig gebraucht, um Sie so bald wie möglich begrüßen zu können, — aber Sie grausame Turandot hatten gestern Abend keine Zeit mehr für mich!“

Wie vorwurfsvoll seine Stimme klang, wie er ihre Hände so leidenschaftlich in den seinen preßte.

Erika war wie betäubt, ihre Verlegenheit größer noch wie zuvor. Sie versuchte die Hände zu befreien, vergeblich. — „Gestern Abend? gestern Nacht meinen Sie wohl, Joël, Sie, der es doch wissen sollte, daß die Haideblumen die Augen schließen, wenn die Sonne sinkt!“ —

„Auch dann, wenn ein kühner Gesell die rosige

Erika gepflückt und in den prächtigen, bunten Garten der großen Welt verpflanzt hat?“

„Dann braucht sie immer noch Zeit, um sich an diesen übermächtigen Wechsel und Wandel zu gewöhnen!“

„Gut, mag dies der Balsam des Trostes auf die Wunde sein, welche mir die gestrige Enttäuschung geschlagen. Jetzt will ich Sie willkommen heißen, tausendmal willkommen in meinem Hause, welches Ihnen hoffentlich lieb und behaglich werden wird, wie ein eigenes!“ — Er zog ihre Hände abwechselnd an die Lippen und legte einen Ausdruck in seine Stimme, welcher ihr Herz erbeben machte.

Der alte Zauber, welcher allmählig seine Kraft verloren, umstrickte sie von neuem und die Verwirrung des Augenblicks war zu groß, um sie klar und scharf sehen zu lassen wie sonst.

„Haben Sie mich auch nicht vergessen in der langen Zeit unserer Trennung, schön Bäschen?“

Wie verklärt schaute sie auf, ihre ganze Seele lag voll süßer Innigkeit in diesem Blick. „Wie könnte das wohl möglich sein!“ schüttelte sie das Köpfchen.

„Wenn Sie mir noch gut sind —“ er neigte sich flüsternd, mit fascinirendem Blick näher — „kann Ihr Aufenthalt hier ein entzückender und beglückender für uns Beide werden! Sie ahnen noch nicht, wie man Sie um das Vorrecht beneiden wird, unter einem Dach mit mir zu wohnen! — — Ah ... Mama. Ich höre ihren Schritt.“ — Er trat jählings zurück, stützte sich voll größter Harmlosigkeit auf einen Sessel und fuhr

mit vollkommen veränderter Stimme heiter fort: „Also eine Morgenpromenade haben Sie schon gemacht? — Mille diables, welch' eine barbarische Idee! Das werden Sie sich mit größter Geschwindigkeit hier abgewöhnen. Ah, meine schöne Mutter! Küsse die Hand, Gnädigste! Gut geruht? Und zur Feier der Gäste heute auch etwas früher wie gewöhnlich zur Stelle?"

„Guten Morgen, meine lieben Kinder! allright, ich bin früher wie gewöhnlich bei Euch, dafür aber auch in recht unfertiger Façon!" Sie blickte lächelnd auf ihr raffinirt elegantes Negligée nieder und ließ sich die Hände küssen. „Und Erika kommt bereits von einem Spaziergang heim, wie mir Doris starr vor Staunen mittheilte. Wird sich bald legen, diese Passion; heute sehen wir allerdings nur Gäste zu Tisch bei uns, aber morgen Première, und dann Nacht für Nacht die Feste! Am Ende der Woche schläfst Du auch bis zwölf Uhr, petite!"

„Sie sehen so erhitzt aus, Bäschen!" lächelte Joël, mit schnellem Blick in das noch immer vor Verlegenheit glühende Gesichtchen. „Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?"

„Nein, nein, mein Jungchen, Erika legt besser in ihrem Zimmer ab! Nicht wahr, Herzchen? Und dann kommst Du schnell wieder zu mir zurück! Ich möchte nämlich mal die unvermeidliche Toilettenfrage mit Dir erörtern, ob Du für die Kampagne, welche Dir bevorsteht, auch genügend gerüstet bist!"

„Davon kannst Du doch überzeugt sein, Mamachen;

sieh' sie doch an, wie allerliebst und chic sich selbst ein Haideblümchen anziehen kann, wenn Geschmack dahinter sitzt! — Vor Erika ist mir absolut nicht bange, aber das Exterieur des guten Wigand lastet wie ein Alp auf mir. Bei ihm ist kein Ding unmöglich in dieser Beziehung, selbst eine Düffeljoppe und Schmierstiefeln zum Diner nicht! — Wie sah er gestern Abend wieder aus! — rasend! — Hätte ich ihn auf der Straße begegnet, hätte ich: „Guten Morgen, Onkel Bräsig!" gerufen!"

„Er beabsichtigt, sich neu zu equipiren!" — wagte Erika begütigend einzuwerfen, aber bei dem Anblick des hypereleganten jungen Herrn vor ihr fiel der Contrast zwischen den Pflegebrüdern auch ihr etwas beängstigend auf. —

„Na, da haltet die Daumen, Kinder, daß er nicht zu irgend einem Winkelschneider läuft und die große Ausgabe an antidiluvianischem Schnitt wieder einspart. Ich kann mich leider nicht darum bekümmern, weiß so wie so nicht, wo mir heute der Kopf steht. Jetzt will ich noch auf einen Moment in die Probe fahren und dann ... ach so, meine Damen ... gut, daß es mir einfällt, leider — ich sage leider! — kann ich heute nicht mit Euch frühstücken, ich mußte gestern Abend mein Wort geben — wie das so ..."

„Armer Schelm! — unterbrach Frau Elly, hinter dem Spitzentuch gähnend. „Was will man denn schon wieder von Dir!!" —

„Muß mit der Dorflurle und ihren Partnern

Austern essen, Mamachen! — hilft nichts — die Mädels sind es gewöhnt, daß man ihnen die Cour macht!“ —

„Natürlich — natürlich. Ich verstehe. Selbstredend beurlauben wir Dich. Sei nur präcise zum Diner zurück, Du weißt, es kommt recht viel auf einzelne Persönlichkeiten an!“ —

„Unbesorgt, — ich bin so pünktlich, daß die Sonne sich künftighin bei mir nach der Zeit erkundigen soll!“ —

Er verabschiedete sich und ging. Erika zog sich in ihr Zimmer zurück, um abzulegen. Ihre Schläfen hämmerten. Ein beinah' erloschenes Feuer war jählings wieder in ihrem Herzen aufgeflammt, aber seltsam — schon zogen Rauchschatten verdunkelnd darüber hin. Im ersten Augenblick hatte Joëls Benehmen einen tiefen berauschenden Eindruck auf sie gemacht und ihr Auge geblendet, — je mehr aber das Blut wieder aus ihren Wangen wich, desto klarer blickte auch ihr geistiges Auge.

Warum änderte er sein Benehmen so vollständig, als die Geheimeräthin eintrat? Schämte er sich seines Empfindens oder fand er dasselbe ungehörig? Ja, das war das richtige Wort dafür. Die Art und Weise, wie er ihre Hände drückte und küßte, wie er sie ansah, war nicht respektvoll, und auch die leidenschaftlichste Liebe darf einer Dame gegenüber nie den Respekt außer Acht lassen, will sie nicht zur Beleidigung werden.

Erika grub die Zähnchen in die Lippe. In Joëls Augen ist ja die Liebe nichts anderes, als eine amüsante kleine Episode, welche täglich die Heldin wechselte. Auch

sie ist ihm nichts anderes, als die Vertreterin solch' einer entwürdigenden Eintagsrolle.

Warum hat Wigand sich niemals eine ähnliche Kühnheit erlaubt, wie sein Pflegebruder? Warum ist seine Verehrung so völlig andrer Art, derart, daß ein junges Mädchen in seiner Gegenwart nie voll Scham zu erröthen braucht, daß sie sich in seiner Gegenwart beschützt und ritterlich behütet weiß, als schritten Pflicht und Ehrgefühl verkörpert an ihrer Seite? —

Wigand hat wohl niemals die Liebe derart in den Staub getreten wie Joël, er hat sie auch niemals so tief, tief im Sumpf gesucht, wie er!

Erika ist eine viel zu feinfühlige Natur, um nicht instinktiv den unlautern Hauch zu empfinden, welcher die sonst so peinlich elegante, parfümirte Erscheinung des jungen Dandy umgiebt. Und in dieser Beziehung steht sie noch vor einem Räthsel, welches weder ihr Herz noch ihr Verstand lösen können.

Ist Joël wirklich die gottbegnadete, geistig so hoch entwickelte, ideale Persönlichkeit, welche laut der mütterlichen Versicherung ein unsterbliches Werk geschaffen — wie kann alsdann sein Denken und Empfinden doch so niedrig stehn, — wie kann neben der strahlenden, fleckenlosen Vollkommenheit des Genies so viel Unbeständigkeit, Leichtsinn und Untugend bestehen? —

Ist es nicht ganz natürlich, daß die Kunst einen Menschen veredelt? — Ist wirklich derjenige gottbegnadet, welcher so wenig göttliche Regungen in seinem Innern nährt? —

Wunderbares Ringen und Kämpfen zwischen Herz und Verstand! — In derselben Stunde, welche ihr Herz in hochaufflammender Liebe einem Mann von Neuem entgegen trug, richtete ihr Verstand denselben so erbarmungslos und scharf wie noch nie vorher. Sie hob das Köpfchen voll stolzer Entschiedenheit auf den Schultern. Mochten Hunderte von Weibern und Mädchen ihre Liebe und sich selber wegwerfen an einen Mann, welcher sie, cynisch lächelnd — gleich wie eine Rose pflückt, um sie tags darauf gelangweilt bei Seite zu werfen; — bei einer soll ihm kein Sieg und Lohn werden. Das schlichte Haideblümchen neigt sich nicht einer jeden Hand, welche es zur Kurzweil entblättern will. —

---

15. Kapitel.

Vor dem Opernhaus herrschte das außergewöhnlich rege Leben, Hasten und Treiben, welches jede Première mit sich zu bringen pflegt.

Pünktlicher wie gewöhnlich rollten die Equipagen herzu, elegante Schleppen rauschten durch die Foyers, Uniformen blitzten, eine auffallende Menge von Fracks und Klapphüten mischten sich unter das erregte Publikum.

Wahrhafte Freunde der Musik, kunstsinnige Laien und ausübende Künstler, Fremde im markirten Reise-kostüm und skandalsüchtige Mitglieder der Gesellschaft, welche keine Erstaufführung versäumen wollen, in der Hoffnung, einen „kleinen Radbau“ zu erleben. —

Eine neue Oper ist immer ein Ereigniß, und mit welch' außerordentlicher Spannung dasselbe erwartet wurde, bewies der Ausdruck der Gesichter, das lebhafte Gestikuliren, das Für- und Widerreden der einzelnen Trupps, welche plaudernd zusammenstanden.

Die grimme Schaar der Kritiker, theils wohlwollend unparteiisch, theils von vornherein absprechend und mißgünstig nach den unbedeutenden Erstlings-Compo-

sitionen des jungen Künstlers urtheilend und um ihretwillen sofort alle weitern Leistungen verurtheilend, nahmen voll hoher Erwartung ihre Plätze ein, die Brillengläser putzend, wie ein Schlächter das Messer wetzt.

Agenten tauschten ihre Hoffnungen und Befürchtungen aus, die „Geschäftsleute“ der Musikbranche berechneten und überlegten ... aller Augen hafteten an dem Vorhang, als hinge das Wohl und Weh eines Weltalls von seinen Enthüllungen ab.

Der erste Rang war von sehr vielen Damen besetzt. Die Mütter voll stolzer Genugthuung, dem Hause des jungen Componisten gesellschaftlich nahe zu stehn, die Töchter glühend und fiebernd in freudiger Ungeduld, Alle aber überzeugt davon, daß der heutige Abend ein großer, eminenter Triumph für Joël Eikhoff und seine Anhänger werden müsse.

Waren nicht schon so viele alarmirende Nachrichten in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie die Intendanz, die Kapelle und die Sänger begeistert von dem neuen Werke wären?

Ein Klopfen am Notenpult des Kapellmeisters. Das leise Schrillen und wirre Durcheinander des Geigenstimmens bricht ab. —

In die Loge des Intendanten ist die Mutter des Componisten getreten. Eine wundervolle Toilette glimmert und schillert in leuchtenden Atlasfalten um ihre elegante Figur. Sie nimmt Platz, entfaltet den Fächer und beugt sich vor, voll ungenirter, selbstbewußter Sicherheit den Bekannten zuzunicken.

An ihrer Seite erscheint eine Mädchengestalt, ganz in Weiß gekleidet, eine schlichte, liebliche Erscheinung mit schüchtern gesenkten Augen und wechselnder Blässe und Röthe auf den Wangen. Neben Frau Elly sieht sie aus wie ein Schneeglöckchen neben der Königin Rose.

Im Hintergrund der Loge, kaum zu erkennen, lehnt ein blonder, breitschulteriger Civilist an dem Pfeiler, höflich zurücktretend, um der Familie des Intendanten den Weg zu den Sesseln neben der Geheimeräthin frei zu geben.

Und nun das erste Zeichen des Taktstockes.

Todtenstille.

Da brausen und wirbeln die Klänge, in rasendem Tempo einsetzend, wie ein jäh entfesselter Feuerstrom durch das grabesruhige Haus, eine feuerblüthige, ganz eigenartige Melodie entwickelt sich, sie packt den Zuhörer und übt einen gewaltigen Reiz aus. Und immer genialer, oft etwas unvermittelt und sprunghaft, spinnt die Ouvertüre ihre goldenen Fäden, zeitweise einen hohen, wahrhaft dramatischen Aufschwung nehmend, meist aber eine Fülle von Melodien entströmend, welche ihren Eindruck nicht verfehlen. Die Musik wirkt in hohem Grade originell und darum zündet sie.

Als ein greller, überraschender Trommelwirbel, in welchen sich als Uebergang hinter dem Vorhang ein rollender Donner mischt und ein zischender Klang der Becken, welcher von flammenden Blitzen illustrirt wird, die Ouvertüre abschließt und der Vorhang empor rollt, um die entzückende Scenerie einer gewitterdurchstürmten

nächtlichen Dorfstraße zu zeigen, — da wagte sich ein erster, stürmischer Applaus hervor, erstirbt jedoch unter der Stimme der Sängerin, welche im höchsten Affekt der Leidenschaft als Hülfeschrei das Wetter durchgellt.

Und Scene folgt auf Scene.

Das Libretto ist packend und erschütternd, die Musik gleicht einem Zauberquell, welcher unerschöpflich neue Melodiengarben versprüht.

Als der Vorhang nach dem ersten Akte fällt, schweigt das Publikum sekundenlang wie unter dem Bann eines Rausches, dann aber bricht der Sturm mit doppelter und dreifacher Gewalt hervor, ein jubelnder, unaufhaltsamer Beifall ruft den jungen Künstler vor die Lampen.

Er erscheint, — die Vertreterin der Dorflurle voll bescheidener Eleganz dem Auditorium zuführend, als sei der Erfolg einzig ihrer meisterlichen Vertretung zu danken.

Von neuem durchbraust der Beifall das Haus, zum zweiten und dritten Mal muß Joël sich den begeisterten Zuhörern zeigen. Er thut es in sehr anspruchsloser Weise, sein schönes Antlitz drückt die liebenswürdigste und gewinnendste Dankbarkeit aus.

Die Geheimräthin sitzt hoch aufgerichtet, ihre Augen strahlen, die Erregung droht ihr die Brust zu zersprengen. Sie umkrampft Erikas Hand und stößt hochathmend durch die Zähne hervor: „Ein solcher Augenblick wiegt Kaiserkronen auf!! — Erika, Mädchen ... jener Mann dort, der größte Künstler, der gottbegnadete Unsterbliche — er ist mein Sohn!“

Das junge Mädchen nickt stumme Antwort. Sie will sprechen, aber sie kann es nicht. Tausend leidenschaftlich erregte Gefühle schwellen ihr Herz! Gehört dieser Erfolg nicht auch zur Hälfte ihr? Riefen nicht viele Stimmen im Publikum: „Librettist! — Dichter des Textes!“

Das ist sie. — Gehört sie nicht an Joëls Seite? Gewiß; dieser Beifall, dieser Jubel ruft auch sie. Ach wie gut, daß sie sich hier im dunklen Winkelchen verstecken kann, sie würde sterben vor Verlegenheit, wären aller Augen auf sie gerichtet, wie soeben auf Joël! — Nein, sie verlangt nicht auf die Bühne, sie erntet hier noch viel besser, viel beglückender ihren Theil des Lorbeers.

Sie hört, sie sieht, daß ihr Werk gefällt, mehr verlangt sie nicht. Das Bewußtsein, etwas Schönes und Herzbewegendes geschaffen zu haben, die eigene, tiefergreifende Freude bei dem Anblick ihres Stückes, die Gestalten ihrer Phantasie verkörpert vor Augen zu sehen, ist genug des Lohnes! —

Was würde es ihr nützen, wenn Hunderte von neugierigen Augen sie anstarren in dem Gedanken: „Also dieses unbedeutende, kleine Mädchen hat die „Dorflurle“ ersonnen!“ — es würde sie höchstens beschämen. Nein, sie wird ihr liebes Geheimniß keiner Menschenseele verrathen, höchstens ... höchstens ihm! — Heute Abend, ganz leise will sie es ihm gestehen!

Ihre Seele schwankt zwischen dem brennenden Wunsch, in seinen Augen einen Triumph feiern, seinen Erfolg

mit ihm theilen zu können, und dem spröden Stolz, welcher dieses Mittel verschmäht, sein Herz zu gewinnen.

Die Gedanken, welche hinter ihrer Stirn wirbeln, haben sich noch nicht geklärt, als der Vorhang zum zweiten Mal aufrollt.

Wieder brillirt die Musik in den originellsten, reizvollsten Phantasieen. Wort und Dekoration, sowie die meisterliche Wiedergabe der Künstler unterstützen sie und der Beifall wächst zu stürmischen Ovationen an. Nur Erika starrt regungslos, mit großen, entsetzten Augen auf die Bühne, öffnet mit bebenden Fingern das Textbuch und liest die Worte nach.

Sie glaubte nicht recht verstanden zu haben, aber nein ... hier ... hier steht es wahrlich schwarz auf weiß. Die gedruckten Buchstaben tanzen vor Erikas Augen, glühende Blutwellen schießen in ihr Antlitz.

Ihr Text ist abgeändert.

Die keuschen, zarten Verse, welche die „Dorflurle“ klagend zu singen hat, daß sie ein verlassenes, verrathenes Weib ist, daß ihr Gatte den heiligen Schwur vor Gottes Traualtar gebrochen, — die sind gestrichen und anstatt ihrer ist ein wilder Ausbruch der Leidenschaft gesetzt, welcher verräth, daß die Heldin eine gesunkene und verlorene Seele, daß sie nicht das Weib, sondern die Geliebte gewesen, daß ihr Sohn ein Kind der Schande ist!

Wie ein Schwindel des Entsetzens erfaßt es Erika. Welch' ein anstößiges Stück, voll sinnlicher Begierde

und Leidenschaft ist aus ihrem so rein empfundenen Werk geworden!

Man hat eine weiße Rose genommen und sie in den Sumpf getaucht!

Und neue, immer neue Abänderungen! — In den Augen des jungen Mädchens erscheinen sie schmachvoll. — Nicht der hohe Psalter der Liebe klingt aus ihren Worten wieder, sondern eine lasterhafte Liebesgluth, vor welcher sich ihre unberührte Kinderseele entsetzt! — Und zu diesem Stück soll sie sich als Autorin bekennen?

Sie würde vor Scham vergehen!

Was die wenig skrupulösen Residenzler höchstens pikant und prickelnd anmuthet, entsetzt das keusche Haidekind und läßt ihre Wangen erbleichen.

Thränen der Empörung blitzen in ihren Augen, mit übermenschlicher Anstrengung kämpft sie dieselben nieder. Welch' ein Glück, daß die Geheimräthin von glückwünschenden Schmeichlerschaaren umdrängt wird, daß sie in ihrem betäubenden Glück ganz vergißt, die Nichte vorzustellen.

Die übermächtige Erregung muß sich in ihren Zügen spiegeln, sie sieht wenigstens, wie Wigand neben sie tritt und ihr mit angstvoll forschendem Blick in die Augen schaut.

Da preßt sie die Zähne zusammen und beherrscht sich. Aber ihr Herz zittert vor Empörung und vor ihrem Munde liegen seit dieser Stunde sieben Siegel, welche auch vor Joël ihr Geheimniß hüten sollen. —

Nun kann sie sich ja niemals zur Verfasserin eines Stückes bekennen, dessen Inhalt sie erröthen läßt, — auch Joël gegenüber nicht, denn dann muß sie ihm Vorwürfe über die eigenmächtige Verunglimpfung ihres Werkes machen, und dieses Thema ausführlich mit ihm zu besprechen, vermag sie nicht. Wie geistesabwesend starrt sie auf die Bühne, woselbst sich der Vorhang zum dritten und letzten Male hebt.

„Eine großartige Steigerung des Textes!“ hörte sie einen Herrn mit goldener Brille, welcher, im Parket stehend, gegen ihre Logenbrüstung lehnt, einem andern Civilisten, welchen die Geheimräthin ihr zuvor als bedeutenden Kritiker und Recensent genannt hat, zuflüstert, „und die Musik hält wahrlich bis zum Schluß mit geradezu verschwenderischem Melodieenreichthum gleichen Schritt!“

„Hm, recht viele originelle, sehr ansprechende Melodien, aber keine rechte Einheitlichkeit! Mir kommt die Oper vor wie ein Potpourri, welches eine Anzahl schöner Weisen in oft nachlässig trivialer Art zusammenschmilzt. Die Instrumentirung läßt stellenweise viel zu wünschen übrig und die „Technik“ ist gleich Null. Aber das verzeiht man dem Anfänger um seiner wahrhaft genialen Schöpfung willen! — Da sagt man nun, das Publikum der modernen Richtung habe dem melodiösen Tongemälde abgeschworen! Lächerlich! — Heute Abend kann man sich überzeugen, welch' unwiderstehlichen Reiz eine fein empfundene, eigenartige, feuerblüthige Melodie auszuüben vermag!“

Erika überzeugt sich auch davon.

Selten hatte ein derart tumultuarischer Applaus das Haus erschüttert, wie an diesem Abend, und als Joël wieder und immer wieder erscheinen mußte, als die Lorbeerkränze dichter und dichter zu seinen Füßen niederfielen, da hob der gefeierte Künstler das Haupt stets selbstbewußter auf den Schultern und das Lächeln, mit welchem er dem Publikum dankte, war nicht mehr so liebenswürdig, wie zuvor, sondern drückte nur noch nachlässige Huld aus. —

Wenige Augenblicke danach erschien er in der Loge, um seiner Mutter die Hand zu küssen. Es geschah in der ihm eigenen, etwas theatralischen Weise, welche stets den Effekt bei dem Zuschauer berechnet. —

Wieder stürmte die Schaar der begeisterten Freunde, der Agenten und Neugierigen die Loge, die Ovationen „en detail“ zu wiederholen, und Erika stand im fernsten, dunkelsten Eckchen und wunderte sich, mit welch' blasirter Gleichgültigkeit Joël seinen Erfolg plötzlich aufnahm. Hatte sie doch seine fiebernde Aufregung geschaut, in welcher er vor Beginn der Oper im Salon daheim auf und nieder gerast war.

Da zitterte er in dem Gedanken, daß irgend eine Widerwärtigkeit, ein tückischer Zufall, eine Rancüne seiner Gegner und Neider die Dorflurle noch im letzten Augenblick zu Fall bringen könne, und nun stand er so erhaben lächelnd, als sei ihm keinen Augenblick ein Zweifel an seiner Unfehlbarkeit gekommen. Wie war

ein solches Wesen in dieser Stunde möglich? — Das junge Mädchen begriff es nicht.

Ehe die herbe, schmähliche Enttäuschung kam, welche sie durch die Verunstaltung ihres Textes erlitten, war ihre ganze Seele voll Licht, voll inniger, dankbarster, warmherzigster Begeisterung.

Wie mußte die tiefe Bewegung, das Glücksgefühl dieser erhebenden Stunden sich erst auf Joëls Antlitz spiegeln, bei ihm, dessen höchstes Ziel, dessen jahrelang brennender Wunsch, dessen ganzes Streben und Verlangen an diesem Abend so glänzend erfüllt wurde! — Und nun stand er da, kaum sich höflich verneigend, das Haupt selbstbewußt im Nacken, mit der Miene eines Triumphators, welcher nicht seinen Tribut vom Volke dankbar entgegen nimmt, sondern welcher ihn fordert.

Die Lorbeerkränze hatte er achtlos auf einen Sessel bei Seite geworfen, seine Augen suchten aufblitzend in den Reihen des Publikums, als wolle er noch von jedem einzelnen Gesicht einen Hymnus der Verzückung ablesen.

Da ein kleines Ballet die Vorstellung beschließen sollte, nahm die Menge ihre Plätze nach kurzer Pause wieder ein.

Joël trat hinter den Sessel seiner Mutter. „Ich hatte eigentlich die Absicht, Dich hinter die Coulissen zu führen, liebe Mama, damit Du den Sängern auch ein paar Worte der Anerkennung sagen solltest. Die Zeit ist aber zu knapp geworden und ich denke, Du

holst das Versäumte nachher in unserm Hause nach. Mit Deiner gütigen Erlaubniß habe ich die mitwirkenden Künstler eingeladen, noch ein Glas Sect auf das Wohl des „Neugeborenen“ bei uns zu leeren. Wie ich hörte, hast auch Du soeben noch Einladungen ergehen lassen. Sind wir irgendwie an Platz und Raum gebunden?“

„Durchaus nicht, Darling! Ich habe mich auf viele Gäste eingerichtet und darum Buffet bestellt.“

Die Sprecherin wandte sich hastig um, zu Mister Smith, welcher mit einem gigantischen Blumenstrauß erschien, um auch der Mutter des Gefeierten eine Huldigung darzubringen.

Sie war entzückt, brillirte sehr laut mit ihrem tadellosen Englisch und nahm den ziemlich schweigsamen Sohn Albions durch zahllose kleine Liebenswürdigkeiten derart in Anspruch, daß weder er noch sie Zeit für ihre Umgebung hatten.

Mister Smith lächelte wie ein Kater im Sonnenschein und ließ die Koketterie der schönen Frau widerstandslos über sich ergehen.

Joël wandte sich zum erstenmal zu Erika und Wigand, ihnen gönnerhaft die Hände entgegen zu strecken.

„Nun, Kinder — seid Ihr ganz — oder halb weg?“ — scherzte er. —

„Erika ist sprachlos und Landen wortlos — na — auch in diesem Verstummen liegt eine Eloge, dieselbe, welche die schöne Helena empfand, als sie in den Rath der Männer trat und diese bei ihrem Anblick vor

Staunen und Entzücken ebenfalls — — sich ... ausschwiegen!" — Er lachte wohlgelaunt auf, gleichzeitig sich etwas vorneigend und starr in die gegenüber liegende Loge schauend.

„Die schöne Helena!! bless me! wenn man von dem Fuchs spricht, steht er bereits hinter der Hecke! — Sehen Sie doch einmal, Haideblümchen, welch' eine eigenartige Frauengestalt mir soeben die Ehre erweist, ihr Opernglas auf mich zu richten! — Erkennen Sie die Dame, Erika? Ich meine die weißgekleidete — à la griechische Statue anzuschauen!" —

„Sie ist mir bereits als interessante Schönheit aufgefallen!" — nickte das junge Mädchen zerstreut, während Wigand etwas mißbilligend das Haupt wegwandte.

„Ihre Erscheinung ist derart auffallend, daß ich noch nicht ganz einig mit mir bin, auf welches Genre von Emancipation ich sie taxiren soll!" —

„Auffallend! — o Du keuscher Josef! Wenn Du diese decente Toilette schon auffallend nennst, was wirst Du erst beim Anblick unserer extravaganten Schönen sagen! Jene Dame hat sich etwas griechisch gekleidet — der goldene Gürtel, die Frisur mit dem antiken Diadem — findest Du es etwa geschmacklos? ich nicht. Ah! endlich läßt sie das Glas sinken. Welch' charmantes Lächeln! Ich glaube, sie erröthet unter meinem Blick! — Geistvolles, pikantes Gesicht, — ganz meine Passion! Aha . . Madame will ein wenig kokettiren . . . gut, ich nehme Amors Fehde-Handschuh auf!" —

Joël strich das dunkle Schnurrbärtchen herausfordernd empor, und blitzte das fremdartige Gegenüber mehr kühn wie respektvoll an.

Die Dame in Weiß wandte sich brüsk ab und redete sehr lebhaft mit den Herren und Damen ihrer Umgebung.

„Länger wie zwei Minuten schmollt sie nicht, wetten, Wigand?“ — lachte Eikhoff.

Keine Antwort.

Statt dessen ein leises Auflachen des Sprechers.

„Da haben wir sie schon wieder! — „Blickchen hin und Blick hinüber!“ — zappelt bereits wie ein Fisch an der Angel. Was auf der Bühne passirt, ist ihr absolut gleichgültig. Mein Wort darauf — im Foyer begegnen wir uns nachher.“

Da Erika und Landen mit vollstem Interesse dem sehr poetischen und hübschen Ballet zu folgen schienen, widmete sich der Componist der Dorflurle mit um so ungetheilterer Aufmerksamkeit der schönen Ausländerin. —

Ausländerin! Wie ein Blitz schoß ihm jählings ein Gedanke durch den Kopf. Daphne! Wäre es denkbar, daß er die Gesuchte hier vor Augen hat?

Die Beschreibung, welche man ihm in Gutland von ihr gemacht, könnte genau stimmen.

Das leicht gewellte Haar, sehr tief in die Stirn gelegt, die dunklen, geistsprühenden Augen, das zarte, etwas wachsbleiche Gesicht mit den schön gezeichneten Lippen . . . ihre außergewöhnliche Kleidung, welche fraglos eine Nachahmung griechischen Gewandes sein soll . . . .

Aber unglaublich! wie sollte sie diese kleine Comödie, diese übermüthige Reisetollheit auch hier in der nüchternen, nordischen Hauptstadt fortführen? Spielt sie etwa auch hier die göttliche Daphne, welche vor einem Apollo flieht?

Eikhoff lächelt mit der Miene des sieggewohnten Frauenlieblings.

„Bah, kleine Unsterbliche — den Apollo sollst Du finden! und wenn ich genug gelernt in Weiberaugen zu lesen, — so entfliehst Du ihm dieses Mal nicht! — Einen Theil von Dir habe ich heute schon erbeutet, den Lorbeer, in welchem Deine verzauberte Seele wohnt!“ —

Es war, als ob die eigenartige Frau seine Gedanken von weitem aus seinem Auge abgelesen und verstanden hätte. Sie gab das prüde Abwenden und Verstecken hinter dem Fächer auf, um ihre Blicke lang und träumerisch, groß aufgeschlagen auf ihm haften zu lassen. So starrt ein Reh gebannt und geängstigt in ein helles Licht, welches blendend vor ihm aufzuckt.

Joël hatte viel zu viel Erfahrung in solchem „Vorpostengeplänkel,“ um nicht überzeugt zu sein, daß dieser Augenaufschlag, dieses „Festsaugen“ des Blickes gar fleißig und wohlberechnet vor dem Spiegel eingeübt war, aber gerade diese Ueberzeugung reizte ihn an, der schönen Syrene waghalsig in den Weg zu treten.

War es Daphne, so hatte eine neue, pikante, kleine Liebesepisode ihren interessanten Anfang genommen — für einen echt griechisch, sonneglühenden und liebesprühenden Inhalt zu sorgen, soll sein Werk sein, und es

soll ebenso sieghaft glücken, wie schon so manches Andere. —

Joëls Blick sprang plötzlich ab und streifte Erika. Er lächelte, lächelte über sich selber und sein flatterhaftes, unberechenbares Herz.

Soeben hatte er neben der kleinen Unschuld vom Lande Platz genommen, mit dem Vorsatz, ihr ein wenig die Cour zu machen und sich an dem naiven, übermächtigen Eindruck zu ergötzen, welchen ein derartiger Triumph auf ein so unberührtes, weltfremdes Kinderherz machen mußte, und nun sitzt er an ihrer Seite und liegt mit allen Gedanken in dem Zauberbann eines fremden, koketten Weibes, just, als habe klein Erika der Erdboden verschlungen. Wie ist er überhaupt auf die absurde Idee gekommen, dieses nüchterne, duftlose Blümlein hierher unter Belladonna und fliegende Herzen zu holen?

Wenn er ihr beinah starres, heute so bleiches und kühl abweisendes Gesichtchen ansieht, begreift er nicht, was ihm eigentlich an dem Beifall dieses so absolut uninteressanten Wesens liegen konnte!

Je nun, der Abwechslung halber hatte er sich einmal mit einem Haideblümchen schmücken wollen, weil er sich an dem modernen Blumenflor der leichtlebigen Großstadt satt geschaut hatte.

Nun war etwas Unerwartetes dazwischen getreten.

Der Lorbeer, welcher die verzauberte Daphne birgt, ist vielleicht der seltenste und eigenartigste Schmuck für einen Künstler.

Die mandelförmigen, träumerischen Augen der schönen Griechin brennen immer heißer in den seinen. Sie macht kaum noch einen Hehl daraus, daß Joël Eikhoff das einzige Wesen im weiten Weltraume ist, welches sie interessirt.

Wer aber hätte an dem heutigen Abend anders empfunden?

Wohin der gefeierte Mann blickt, grüßt ihn die Bewunderung und Begeisterung aus jedem Auge, und dennoch kehrt sein Blick stets zu dem einen Antlitz zurück, welches sich mit dem reizenden Schleier des Geheimnißvollen umhüllt. Wie gleichgültig, wie theilnahmlos sitzt Erika an seiner Seite!

Das thörichte Ballet, harmlos wie Zuckerwasser und poetisch solide wie eine Kindergeschichte, scheint sie derart zu fesseln, daß sie ganz und gar vergißt, neben wem sie eigentlich sitzt.

Was würden die sämmtlichen anwesenden Damen darum gegeben haben, in dieser Stunde neben dem Componisten der Dorflurle sitzen und zeigen zu dürfen, daß ein verwandtschaftliches, freundschaftliches, oder noch zarteres Band sie aneinander fesselt. Wie leicht hätte die Kleine wenigstens ein paar Strahlen seiner Ruhmessonne auch auf sich hinüberleiten können, wie leicht die Aufmerksamkeit der Menge auch auf sich lenken, um Zinsen daraus zu schlagen, so dicht am Brennpunkt des allgemeinen Interesses zu stehen!

Aber der Begriff Eitelkeit schien für das harmlose Kind ein völlig unbekannter zu sein und so sehr, wie

sonst das Ewig-Weibliche es liebt, sich in gutem Lichte zu präsentiren und vor einer neugierigen Menge alle Mittel spielen zu lassen, so gleichgültig und verständnißlos wies Erika jeden Vortheil zurück, und zerrann wie ein fahler Nebelstreif in dem Strahlenglanz des aufgehenden Ruhmesgestirns eines Joël Eikhoff.

Die Vorstellung näherte sich dem Ende; ein Applaus, welcher nur wie ein schwaches Echo des Vorhergegangenen erklang, erstarb schnell in dem lauten Geräusch des allgemeinen Aufbruchs.

Stühle klappten, Stimmen brausten durcheinander, Lachen, Rufen, Schlurren, ein Begrüßen und Lebewohlsagen.

Wieder waren Mutter und Sohn Eikhoff der stürmisch umringte Mittelpunkt einer Menge, welche gar nicht Worte genug finden konnte, ihren Enthusiasmus dem „göttlichen Unsterblichen“ gegenüber auszudrücken. Erika stand weit zur Seite und ließ sich von Wigand den Mantel um die Schultern legen.

„Was fehlt Dir, Cousinchen? Du siehst so ... so absonderlich aus, als ob die Dorflurle auf Dich nicht den Eindruck gemacht hätte, wie auf die Schaar jener Sterne dort, welche die Sonne umkreisen! — Gefiel Dir die Oper nicht? Auf mich hat die Musik einen schönen, wirklich großen Zauber ausgeübt!“

Sie nestelte mit bebenden Fingern an dem Mantelhaken, so eifrig, daß sie nicht aufblickte.

„Und der Text?“ fragte sie leise, — „wie gefiel Dir der?“

Er zuckte die Achseln. „Der dürfte allerdings Geschmackssache sein. Mir ist es unfaßlich, warum die moderne literarische Kunst sich meist so anstößige Vorwürfe wählt. Man hätte die Dorflurle mit Leichtigkeit zu einer schuldlosen, sehr sympathischen Frauengestalt machen können. Aber diese Verirrung des Dichters darf man doch unmöglich dem Componisten zum Vorwurf machen!“

„So? — wahrlich nicht?“ Ihre Stimme klang so eigenthümlich gedehnt, daß er sie überrascht anblickte. „Hältst Du Joël etwa auch für den Librettisten?“

Sie schüttelte beinah heftig, mit ironischem Lächeln das Köpfchen. „Nein!“

„Nun, wie wäre er alsdann verantwortlich?“

„Laß uns nachher darüber sprechen.“

„Warum später? Wir stehen hier so isolirt, daß kein Mensch auf uns achtet oder hört.“

„Gut. Denke Dir, ich habe die Ueberzeugung, daß Joël den Text abgeändert hat, daß er den Dichter bestimmte, ein Werk, seinem Geschmacke angemessen, in solch' schmutzige Tinten zu tauchen.“

„Glaubst Du? Das wäre empörend. — Warum taxirst Du aber über Joëls Geschmack so sehr niedrig? Lag in seiner Musik nicht ein so edler, idealer Zug, daß man kaum an eine realistische Richtung glauben konnte?“

„Nach Joëls eigenem Ausspruch interessirt ihn kein weibliches Wesen, welches als Verkörperung der Tugend erscheint.“

„Und das sagst Du?!“ — Heiße Gluth stieg in Landens Antlitz, er neigte sich vor, als habe er nicht recht verstanden.

Erika senkte in momentaner Verlegenheit die Augen. „Und warum soll ich es nicht sagen? — Können wir Alle uns nicht täglich davon überzeugen? Machte er ein Hehl daraus, daß ihm die Dame in dem griechischen Costüm, welches Du tadeltest, lebhaft interessirte, so lebhaft, daß er ununterbrochen mit ihr kokettirte?“

Momentan schwieg Wigand. Die Freude, welche er soeben empfunden, neigte schon wieder schmerzlich enttäuscht das Haupt.

Eifersucht! — Was er für klaren, ruhigen Scharfblick gehalten, war nichts anderes, als ein Gefühl bitterer, leidenschaftlicher Eifersucht!

Wie war das auch anders möglich! — Welch' ein Herz, dessen Liebe einem Joël Eikhoff gehört, konnte an diesem Abend gleichgültig bleiben, wo dem jungen Componisten nicht nur Lorbeeren, sondern auch ungezählte purpurrothe Rosen zu Füßen gelegt wurden?

„Das ist leider die häßliche Angewohnheit und Einbildung von so vielen Künstlern, daß sie in dem frivolen Wahn stehen, nicht nur für Eine, sondern für Alle leben zu müssen! Die Bräute und Frauen berühmter Männer dürfen nicht eifersüchtig sein, sondern müssen das Herz des Geliebten mit der ganzen Welt theilen. Dafür ist die Ehre und Auszeichnung, unter Tausenden die Erkorene zu sein, der einzige Lohn!“

Erika preßte die Lippen zusammen. „Wie schlimm

wäre es, sollte es von dieser bösen Regel nicht auch Ausnahmen geben? — Glaubst Du auch, daß es die Künstlerinnen den Künstlern gleichthun?“

„Ich kenne zu wenig berühmte Damen, um darüber urtheilen zu können. Aber ich gestehe Dir ehrlich, daß ich der Ansicht bin. Wer so mit allen Gedanken und allem Schaffen und Arbeiten nur für das Publikum, die Menge, lebt, kann unmöglich das Herz in einen so kleinen, engbegrenzten Horizont einer einzigen Liebe zwängen!“

Sie blickte beinah entsetzt zu ihm empor. Ihr Antlitz brannte wie in Schamesgluth.

„Gott im Himmel, wie furchtbar wäre es, wollten Alle so urtheilen, wie Du. Leider Gottes mag sich viel Leichtsinn und Flatterhaftigkeit hinter den Schild der freiliebenden Künstlerseele flüchten, aber diese Menschen sind wohl nicht die maßgebenden und echten Künstler, sie sind nicht die von Gottes Gnaden, sondern nur deren Zerrbilder, welche die gesammte Genossenschaft in Mißkredit bringen.“

Sie unterbrach sich, wandte sich erregt um und folgte der Geheimräthin, welche dringend nach ihnen rief. Es war die höchste Zeit, wenn nicht die Gäste das Eikhoff'sche Haus eher betreten sollten, wie die beiden so sehr in Anspruch genommenen Wirthe.

Wigand schloß sich den Voranschreitenden an. Er war betroffen durch Erikas Heftigkeit und wußte sie nicht zu deuten.

Hatten nicht Thränen des Ingrimms und Zorns

in den sonst so sanften, lieblich strahlenden Augen geblitzt?

Wie hoch mußten die Wogen der Erregung in dieser jungen Seele gehen, wie tief mußte die Neigung für Joël in ihr wurzeln, daß der Erfolg dieses Abends so schmerzliche Schatten über den Glückshimmel des armen Mädchens werfen konnte!

Landen seufzte tief auf.

Wie glücklich und zuversichtlich hatte er gestern nach dem so lange gefürchteten Abend entgegengeschaut, und nun hatte derselbe ihm so traurige Enthüllungen gebracht.

„Wo ist Joël geblieben? Joël, Joël!“ rief die Geheimräthin aufgeregt.

Die Equipage fuhr vor. „Wir dürfen nicht zögern, sonst schickt der Schutzmann den Wagen sofort in die Reihe zurück.“

„So laß uns doch fahren, Tantchen! Wir schicken den Kutscher retour. Bis Joël sich aus den Polypenarmen seiner Enthusiasten gerissen, ist Heinrich längst zurück.“

„Sehr recht, liebes Kind! Bitte, einsteigen.“

Wigand schaute Erika starr an. War sie es wahrlich gewesen, welche so ruhig und gleichgültig den Vorschlag machte, ohne den Gefeierten heimzufahren?

Die schöne Griechin stand noch auffallend zögernd in der Nähe des Portals und musterte Erika mit zwinkerndem Blick; überließ sie Joël wirklich so ohne Widerstand einer eventuellen Annäherung mit dieser Circe?

Ja! Wie sie soeben der Geheimräthin die „neueste Schwärmerei“ ihres Sohnes zeigte und lächelnd bejahte, als Frau Elly die Fremde sehr schön und eigenartig fand, schien sie die verkörperte Gleichgültigkeit zu sein.

Wigand preßte die kalte Hand gegen die Stirn. Er war nie ein großer Menschenkenner gewesen, aber sich auf Mädchenherzen und Weiberlaunen verstehen — das ging über sein Können!

16. Kapitel.

Joël hatte das Gedränge benutzt, um sich — bei den ihn umringenden Bewunderern entschuldigend — einen Augenblick in dringender Angelegenheit mit dem Regisseur zu entfernen.

„Verehrtester Freund, begleiten Sie mich vor unserer Abfahrt für einen Moment nach dem Foyer des gegenüberliegenden Ranges, wir erreichen Mamas Salon noch rechtzeitig genug, um nach dem vielen Weihrauch ein paar Austern schlucken zu können!"

„Selbstverständlich, bester Herr Eikhoff! Suchen Sie noch Bekannte daselbst? Es scheint mir bereits sehr leer in den Räumen geworden!" —

„Nein, nein! andere Angelegenheit!" — Joël stürmte beinah' rücksichtslos durch die Menge und eilte direkt auf den Logenschließer zu.

„Auf ein Wort, Alterchen! Sie müssen mir ein wenig Auskunft geben!" — Ein beschwerter Händedruck, eine sehr höfliche Verbeugung andererseits und beide Köpfe neigten sich noch näher einander zu.

„In Ihrer Loge saß eine Dame, weiß gekleidet,

goldener Gürtel und Haarreif —," flüsterte Joël hastig, „auffallende und interessante Erscheinung, kennen Sie dieselbe?" —

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Sie hat schon öfters in einer meiner Logen gesessen, Herr Eikhoff, aber wer die Dame ist, ahne ich nicht. Ausländerin muß sie auf alle Fälle sein, denn der Name, mit welchem die andern Herrschaften sie nannten, klang ganz wunderlich, wenn ich mich doch darauf besinnen könnte ...."

„Daphne? — sagten sie etwa Daphne?" —

„Daphne! — ganz recht, so war es!" —

„Hörten Sie noch etwas von der Unterhaltung?" —

„Jawohl, die Herren schlugen vor, daß gemeinschaftlich soupirt werden solle. Da meinte die Frau .... die Frau Daphne, dann müsse sie zuvor noch nach ihrer Wohnung fahren und eine Verwandte, die zu Besuch da sei, abholen." — Darauf meinte die eine Dame —: „Nun, so laßt uns doch in ein Lokal in der Potsdamerstraße gehn, oder in das neue Hôtel am Platz, dann hat die Baronin keinen so weiten Weg!" —

„Baronin? — war damit die Daphne gemeint?"

„Fraglos, Herr Eikhoff. Mehr habe ich bei der Eile und dem Gedränge allerdings auch nicht gehört!" —

„Danke Ihnen! Danke verbindlichst! — Die Stichworte Daphne und Potsdamerstraße genügen! — Guten Abend, Alterchen! — plaudern Sie meine Neugierde nicht aus!" —

„Unbesorgt, gnädiger Herr — keine Sylbe ...."

Joël hörte ihn nicht mehr, er wandte sich hastig zu

dem Regisseur zurück und beide Herren durcheilten im Sturmschritt das bereits sehr leere Treppenhaus.

Drunten in der Halle blieb Joël plötzlich stehen und starrte mit einem leisen, triumphirenden: „Ah — charmant!“ grade aus.

Dicht neben dem Portal stand Daphne.

Ein weißer Sammetmantel, mit flockigem, weißem Pelz ausgeschlagen und goldgesticktem Schulterkragen, war lässig um die schlanke Figur geschlagen. Ein spanischer Schleier umhüllte das Haupt und fiel bis tief in die Stirne nieder.

Ihre dunklen Augen schauten mit brennendem Blick den seinen entgegen.

Als Joël neben ihr stand, wandte sie sich zu dem Diener zurück.

„Sehen Sie sich nach dem Wagen um, dieses Warten ist unerträglich.“ —

Vortrefflich, — sie sprach deutsch.

In dem Auge des jungen Componisten blitzte es kühn und übermüthig auf.

Ehe die schöne Frau es ahnen konnte, hatte er den Cylinder mit eleganter, etwas kurzer Bewegung über dem Haupte gehoben.

„Frau Baronin waren so gütig, mich einzuladen — ich werde keines Falls ermangeln, von der so liebenswürdigen Aufforderung Gebrauch zu machen!“ —

Er lächelte, verneigte sich vor der ihn sprachlos und fassungslos anstarrenden Fremden und trat gelassen durch das Portal, nach seiner Equipage auszuschauen.

Dunkle Gluth flammte über das Antlitz der „Dame in Weiß,“ eine ähnliche Ueberraschung hatte sie noch nie zuvor erlebt, und so lange sie denken konnte, hatten sie noch keine Worte derart aufgeregt, als diese kurzen, wenigen, welche soeben — fraglos in einem Mißverständniß — zu ihr gesprochen waren. Sie fieberte, sie eilte wie eine Mondsüchtige nach ihrem Wagen und warf das Köpfchen in die Polster zurück.

Welch’ ein Erlebniß, welch’ ein Abenteuer!

Joël Eikhoff, der schönste, der berühmteste, der gefeiertste Mann, hatte sie angeredet, hatte ihr seinen Besuch angekündigt oder vielmehr eine Einladung angenommen, von welcher sie gar nichts ahnte!

Hatte er sie verkannt?

Undenkbar, eine zweite Erscheinung wie die der Daphne gab es in der ganzen Residenz nicht, und nannte er sie nicht „Baronin“? — Bah, wie viele Baroninnen giebt es nicht auf der Welt und viele Einladungen mögen den begehrten Künstler jetzt bestürmen! — Aber ... seine Art und Weise, sie während des Theaters anzusehen, sein Lächeln, sein auffälliges Benehmen, welches so ostensibel Notiz von ihr nahm! .. Sollte sie Eindruck auf ihn gemacht haben, sollte das „Mißverständniß“ mit der Einladung nur ein geschickter kleiner Schachzug gewesen sein, um eine Bekanntschaft mit ihr anzubahnen? Das Blut hämmert in ihren Schläfen. Wie wird sich das Lustspiel entwickeln, welches soeben in originellster Art seinen Anfang genommen?

Joël Eikhoff war bereits seit einiger Zeit der Gegenstand ihres Interesses. Sie hatte von dem schönen, so sehr reichen, jungen Mann viel gehört und dem heutigen Tag mit Spannung entgegen gesehen.

Die kühnsten Erwartungen hatte er erfüllt.

Nun war Eikhoff nicht nur schön und reich, sondern auch berühmt, gefeiert und begehrt, es fehlte ihm nichts mehr, was Daphne in dem Register eines „Mannes ihrer Wahl“ aufgesetzt hatte.

Sie wollte ihn gern kennen lernen — und heute, just heute, wo er auf dem Gipfel der Ruhmeshöhe angelangt war, just heute nimmt er in so auffälliger Weise Notiz von ihr. —

Sollte sie schon heute Abend im Kreise ihrer Bekannten darüber reden?

Kurzes Nachsinnen, dann kräuselt ein eigenthümlich scharfes Lächeln die Lippen der interessanten Frau.

Nein! Was ist die Freundschaft der Herren und Damen, welche in ihren Salons verkehren? Ein Deckmantel für Neid und Eifersucht.

Die Herren würden den neu auftauchenden Stern mit argwöhnischen Augen betrachten, die Damen würden ihr den Triumph, den berühmten Mann an ihr Haus zu fesseln, mißgönnen, Alle aber würden einen Besuch des jungen Componisten mit vereinten Kräften durch Intriguen und sonstige Gegenminen zu vereiteln suchen.

Also vorläufig reinen Mund gehalten, bis das außerordentliche Ereigniß wirklich und wahrhaftig vor sich gegangen.

So aufgeregt, zerstreut und wunderlich wie an diesem Abend, hatte man Daphne noch nicht gesehen, und man neckte sie lachend, daß die Dorflurle ein verzehrendes Gift sei, von welchem sie nicht wieder naschen dürfe.

Ihr Auge glühte auf. „Ich habe mich stets vor dem Tod als vor etwas Unheimlichem, Räthselhaftem, feindselig Grausigem gefürchtet, wenn aber die Musik der „Dorflurle“ ein tödtendes Gift ist, so könnte ich selbst, die Todesscheueste, zur Selbstmörderin werden!“

— — — — — — — —

In dem Haus der Geheimräthin Eikhoff strahlten die Flammen allerwegen so hell und festlich, daß es einen der anwesenden Herren zu der schmeichelhaften Bemerkung der Gastgeberin gegenüber veranlaßte, „selbst der Unwissendste müsse es schon von Außen sehen, daß in diesen Mauern ein neues Licht aufgegangen sei, welches die weite Welt blenden und durchleuchten werde!“ — — Frau Elly war die majestätische Verkörperung von Huld und Liebenswürdigkeit, wenn gleich ihr etwas allzuselbst bewußtes Wesen schon jetzt etliche der Gäste ärgerte, welche ihrer Ansicht nach selber doch allzusehr durch die neue Sonne in den Schatten gedrängt wurden.

Die Mütter beobachteten eifriger wie je, wie viel und wie sehr Joël von ihren Töchtern Notiz nahm, und die jungen Damen hatten noch nie so sehr im eifersüchtigen Krieg untereinander gelebt, wie an dem heutigen Abend.

Die Herren aber verdroß es, daß das ewig Weib-

liche nur noch Augen und Ohren für den berühmten Mann und die gute Partie hatte.

Dennoch war die Stimmung eine sehr animirte, und Erika, welche sich nicht so recht in den flotten, manchmal etwas seichten Ton fand, in welchem Geist und Witz der Gesellschaft brillirte, hatte sich etwas abseits auf einem Eckdivan niedergesetzt, sich mehr durch passives Beobachten, als durch Theilnahme an dem eifrigen Hin und Her zu amüsiren.

Es fiel ihr auf, wie zwei schlanke Blondinen, von welchen die Größere einen besonders guten Eindruck machte, sehr lebhaft hinter dem Fächer flüsterten, wie ihre immer schärfer und drohlicher werdenden Blicke Joël Eikhoff verfolgten, gleich einer Illustration zu der bösen Conduite, welche sie dem Flatterhaften ausstellten.

Und dann schien sich ihr Interesse plötzlich dem Pflegebruder des Gefeierten zuzuwenden. Wigand stand in höflicher, wie es schien sehr angeregter und heiterer Unterhaltung, neben zwei älteren Damen, welchen er — allem Anschein nach — soeben die Teller am Büffet gefüllt hatte.

Er sah ebenso liebenswürdig aus, wie der junge Eikhoff unliebenswürdig und blasirt, die Pflichten des Wirthes heute durchaus zu vergessen schien und vor allen Dingen seine eigene Person als gefeierten Mittelpunkt sehen wollte, um welchen sich alle Anwesenden huldigend bemühen müßten. Wigand suchte das Versäumte in seiner stillen und schlichten Weise nachzuholen. Er überblickte und arrangirte, er half ein, wo es fehlte,

er nahm sich voll ritterlicher Dienstwilligkeit derer an, welche Mutter und Sohn Eikhoff in dem Rausch ihres Triumphes nicht sahen und vergaßen.

Joël schritt soeben an den Plaudernden vorüber und musterte Landen mit zusammengekniffenen Augen, dann schaute er, gleichsam als habe er Erikas Blick gefühlt, zu ihr herüber und trat herzu, sich tief aufstöhnend neben sie in die Polster niederzuwerfen.

„Na, Haideblümchen, sammeln Sie hier unter stillen Palmen und Orchideen Kräfte zu neuen Thaten? — So lassen Sie mich neben Ihnen ausruhen. Ich bin marode wie ein Sieger nach der Schlacht und komme schon jetzt zu der frühen Erkenntniß, „Lorbeer ist ein bittres Blatt, dem, der's mißt, und dem, der's hat!"

„Sollte es nicht allein der Residenzstaub, welchen all' diese vielen Menschen aufwirbeln, sein, welcher ihm den bittern Beigeschmack giebt?"

Er blickte lächelnd über die Sprecherin hinweg auf das bunte, wechselreiche Bild, welches sich in den Salons entrollte. „Sie meinen, die Mühewaltung und Verpflichtung, welche mir der Lorbeer auferlegt? — Sie sehen, ich mache es mir sehr bequem und lasse die gute Mama und den braven Wigand all die Knixe und Complimente machen, welche die weihrauchstreuende Menge als Gegenleistung beansprucht. — Wie der gewissenhafte Landen die Sache so rührend nett macht!" — ein Zug von Ironie schlich sich um die Lippen des Sprechers, — „da hat er sogar die Gattinnen zweier Bühnenangehöriger, welche eigentlich nur als unum-

gängliche Uebel mit in den Kauf genommen werden mußten, zum Gegenstand seiner zarten Aufmerksamkeiten gemacht. — Köstlich! Ich glaube, er ahnt gar nicht, wem er so respektvolle Verbeugungen macht und wird einen gelinden Schlaganfall vor Ueberraschung bekommen, wenn die ehemalige Balleteuse ihm einen kleinen Schwank aus ihrem Leben zum Besten giebt! — Na, wir wollen den keuschen Josef mal seine Erfahrungen bereichern lassen!“ Joël gähnte ungenirt und lehnte sich noch bequemer in die Polster zurück, sein Blick überflog abermals die Gestalt des Besprochenen. „Wie finden Sie denn seine Metarmophose, kleine Herrin? Hat sich ja unglaublich herausgebissen aus seiner Düffeljoppe! — Wette, daß der Frack nagelneu ist und sitzt ihm sogar ganz manierlich! Muß doch nachher mal forschen, wo er den erstanden hat! Eigentlich hatte ich ihn auf die „Goldene Hundertzehn“ taxirt, wollte zur Noth ein paar freche Spatzen heut Abend mit ihm scheuchen — aber ... man sieht, die Kultur hat diesmal die Zunge so lang herausgestreckt, daß sie selbst den wilden Mann von Ellerndörp beleckte!“

„Und das wilde Fräulein dazu!“ nickte Erika mit einem undefinirbaren Klang in der Stimme. „Armer Joël, mit welcher Sorge mögen Sie uns Hinterwäldlern entgegen gesehen haben!“

Er neigte sich vor und sah ihr tief in die Augen, dann nahm er in seiner kühnen, zwanglosen Weise ihre Hand und küßte sie. „Ja, mit viel Sorge, klein Erika! Namentlich was Sie anbelangt, mir bangte um mein

Herz, um dieses ruhelose, beflügelte Herz, welches schon einmal allzulang im Haidekraut Rast gehalten!“

Sie zog ihre Hand jäh zurück und erglühte bis unter die blonden Haare, aber nicht aus scheuem Entzücken, sondern in Scham und Stolz.

„Die vielen Augen, welche uns beobachten, möchten dieser so freundschaftlichen und harmlosen Rast leicht eine falsche Deutung geben, wenn sie sehen, wie übermüthig Sie mich damit necken!“

Er neigte sich nur näher zu ihr hin. „Was sich neckt, das liebt sich, warum sollen die Leute das nicht sehen, Bäschen? — Lassen Sie doch den Damen die kleine gesunde Aufregung, welche die Galle funktioniren läßt, es ist Stoff für mehrere Wochen und ein herrliches Kopfzerbrechen, ob in der plötzlich auftauchenden Cousine eine Rivalin zu bekämpfen ist. — Sehen Sie doch, diese Gesichter von der kleinen Comtesse und ihrer Intima! Beide schworen darauf, mich völlig in der Tasche zu haben, jetzt erhält ihr sicheres Selbstbewußtsein einen beängstigenden Stoß! Habe es mir ja vorhin schon zum besondern Scherz gemacht, zu erzählen, daß Sie einzige Gutstochter und reiche Erbin seien .. den Damen zum Trutz, den Herren zu Nutz! Hahaha, haben Sie nicht bemerkt, wie der schöne Tenor sich sofort an Ihre Sohlen heftete, wie der lyrische Dichter mit der Weltschmerzmiene sich so gern zu Ihnen in eine heilsame Herzens-Cour begeben wollte? — Nein? Ganz harmlos geblieben?? — „Betend, daß Gott Dich erhalte ....“ hat mir einen kapitalen Scherz bereitet.“

Er war immer näher und vertraulicher zu dem jungen Mädchen herangerückt, hatte den Arm auf das Blumenpostament hinter ihr gelegt und sprach mit einem Ausdruck in Augen und Gesicht, welcher kaum im Einklang mit seinen Worten stand. — Fraglos, er wollte seine Verehrerinnen eifersüchtig machen und ihr war dabei die Rolle der Marionette zuertheilt, welche sich gehorsam auf dem Fleck zu drehen und zu wenden hat, wo man sie hin stellt.

Ein Gefühl zorniger Erbitterung überkam sie und doch ein Gefühl verlegener Hülflosigkeit dem Manne gegenüber, in dessen Haus sie Gastrecht genoß.

Wie in jäher Angst suchte ihr Blick Wigand. Derselbe hatte sich von den beiden Damen abgewandt und überblickte just die Gesellschaft, wo er nun seines Amtes als „stellvertretender Gastgeber“ zu walten habe.

Wie ein leiser, flehender Hülferuf blitzte es ihm aus Erikas Auge entgegen und obwohl er nicht recht begriff, daß sie ihn just in einem Momente, wo Joël ihr so viel Angenehmes zu sagen schien, an ihre Seite rufen sollte, trat er dennoch langsam näher.

„Bist Du eigentlich den sämmtlichen ältern Damen vorgestellt, liebe Erika?“ fragte er, gleichsam im Vorüberschreiten.

Sie sprang hastig empor. „Gut, daß Du mich erinnerst!“ athmete sie hoch auf. „Ich habe in dieser Beziehung ein sehr schlechtes Gewissen und hoffe, daß Tante jetzt ein wenig Zeit hat, sich dieser Mühe zu unterziehen!“

„Kinder, laßt doch den Unsinn!“ erhob sich auch Joël mit einer Geste, als wolle er gähnend die Arme dehnen, — „mit der Mehrzahl unserer heutigen Gäste wirst Du ja doch nicht weiter verkehren, petite, und bei den Leuten, wo es nothwendig war, Dich zu präsentiren, hat es Mama ja besorgt!“

„Wer sind jene blonden Schwestern, mit welchen Wigand an einem Tischchen soupirte? Ihnen bin ich auch noch nicht bekannt gemacht.“

Joël legte die Hand etwas diktatorisch auf den Arm der Sprechenden. „Das sollte fehlen, daß Du als Verwandte eines Joël Eikhoff bei diesen arroganten Jungfern herum läufst und ihnen guten Tag sagst! Die können zu Dir kommen. — Sind übrigens keine Schwestern, — höchstens Schwestern im Apoll. Kennst Du sie nicht wieder? Die Größere sang die Partie der Marieken, die andere diejenige der Suse. — Ich glaube, die naiven Mädels haben sich eingebildet, ich müsse einer Jeden heute Abend einen Heirathsantrag machen!“

„Berechtigtest Du sie zu derartig kühnen Hoffnungen?“

„Lieber, guter Wigand, — was berechtigt wohl je zu Illusionen, welche sich verliebte Herzen machen! — Ah, man scheint sich Erika wirklich nähern zu wollen. Eh bien! so werde ich mich mal wieder nach der Dorflurle umsehen.“

Die beiden Sängerinnen traten sehr heiter und liebenswürdig zu Wigand heran, ihn von neuem in ein

Gespräch zu verwickeln und Joël benutzte diesen Moment, um sich ganz dicht zu Erikas Ohr zu neigen und zu lachen. — „Wollen Sie mit mir kokettiren, Haidekind? Sie sind kühl und spröde wie die Schneeflocken draußen, welche eifersüchtig auf die Flammen sind, welche mich heute umlodern. Seien Sie vorsichtig, noch spielte keine ungestraft mit dem Feuer, und was dann, wenn Sie in dem holden Krieg, welchen Sie mir erklären, ganz und gar erobert werden?"

Er lachte abermals mit zauberischem Blick. „Röslein wehrte sich und stach, half ihm doch kein Weh und Ach ..." Auf Wiedersehen, Sie Röslein von der Haiden!"

„Sie sprechen in Räthseln, Joël!" scherzte Erika heiter entgegen, und doch lag ein scharfer Klang in ihrer Stimme. — „Sie wollen das langweilige, uninteressante Kind vom Lande durch die eigenartige Charakteristik, welche sie ihm andichten, etwas origineller gestalten. Wozu das? Ich bin keine Dorflurle, welche auf ein Publikum Eindruck machen soll und verzichte gern auf jeden Erfolg, wenn ich denselben nur einer Umgestaltung meiner selbst in das Pikante zu verdanken haben soll!"

Sekundenlang schaute Joël sie groß an; er verstand sie nicht und hatte keine Zeit, über ihre Worte nachzudenken, so kam es ihm sehr gelegen, als ein paar weinselige Stimmen im Nebenzimmer stürmisch seinen Namen riefen. Mister Smith, der Engländer, hatte die Anwesenden durch eine sehr spaßhafte kauderwelsche Rede

entzückt, in welcher er die Geheimräthin als Frau Räthin Goethe, die Neuerstandene, neben ihrem großen Sohn pries. „Nun haben wir eine Räthin=Mutter in der Litteratur und eine in der Musik — und Beide haben der Kunst die größten Meister geschenkt.“

Frau Elly war entzückt und übersetzte die Rede mit großer Lebhaftigkeit allen denen in das Deutsche, welche sich aus des Briten Sprachgemisch nicht sogleich zu=recht finden konnten.

Der Redner aber ging steif und stramm von einer Dame zur andern, preßte das Kinn noch nachdrücklicher gegen den hohen Stehkragen und riß die Augen rund und weit auf. Seine Hand hielt den Champagnerkelch und es machte ihm ersichtliche Freude, mit einem stereo=typen: „Das Uol von die Mama!“ reihum anzustoßen.

Er trat auch zu Erika und als er das „Uol von die Mama“ allein vor ihr getrunken, weil das junge Mäd=chen kein Glas in der Hand hielt und ihm durchaus nicht die Idee kam, eines zu besorgen, blieb er neben ihr stehen, sah sie ungenirt an und lachte.

„Sprechen Sie englisch?“ fragte er in seiner Mutter=sprache.

„Nicht genügend, um mich hier hören zu lassen. Aber Sie kamen hierher, um Deutsch zu lernen?“

Er riß die Augen noch weiter auf und lachte wie zuvor. „Nein, das uäre ganz ohne Obst!“

„Ganz ohne Obst?“

Er griff in die Tasche, zog das Lexikon heraus und schlug darin das sichtlich fehlende Wort nach.

„Well ... ich meinen ... fruchtlos!“

Große Heiterkeit der Umstehenden. Die Vertreterin der Suse trat neben ihn und fragte in geläufigem Englisch, warum es denn für ihn so fruchtlos sei, Deutsch zu lernen? Die blonde Kollegin jedoch ließ sich durch Wigand der Anverwandten des Hauses vorstellen und bat Fräulein Koltitz in sehr liebenswürdig gewandter Art, ob sie nicht einen Augenblick zusammen auf dem Divan Platz nehmen wollten.

Erika versuchte durch doppelte Höflichkeit ihre Versäumniß wieder gut zu machen. Sie sprach über die Aufführung der Dorflurle, über die vorzüglichen Leistungen, über die Musik und den Text.

Fräulein Marva vermißte in dem Letzteren eine edle und sympathische Männergestalt, welche dem leichtsinnigen und gewissenlosen Helden wirksam gegenüber gestellt sei.

„Und glauben Sie, daß eine solch ideale Persönlichkeit Eindruck auf ein heutiges Publikum machen würde?“ schüttelte Erika mit beinah bitterm Lächeln das Köpfchen.

„Wenn die Dorflurle als ein tugendhaftes Weib geschildert wäre, hätte sie wohl weniger Beifall gefunden, wie als schöne Sünderin!“

„Herr Eikhoff war allerdings auch dieser Ansicht und hat, wie er erzählte, aus einer allzu hausbackenen Frau eine Dirne und Geliebte gemacht. Der Text soll ursprünglich anders gelautet haben und von dem Componisten umgeändert sein. Ob wahrlich zum Vor-

theil des Stückes? Das läßt sich schwer nach dem heutigen Erfolg beurtheilen, aber dennoch bin ich der Ansicht, daß man unserem Publikum Unrecht thut, wenn man behauptet, die Frivolität auf den Brettern sei die Geschmacksrichtung unserer Zeit. Sie ist es nicht. Sie ist lediglich eine verschleppte Krankheit aus Gesellschaftskreisen, welche so entnervt und schlaff sind, daß es der stärksten Reizmittel bedarf, um sie in ein gewisses Behagen zu versetzen! Den übrigen Theaterbesuchern aber wird diese vergiftete Geistesnahrung so lange und so beharrlich vorgesetzt, bis man sich, in Ermangelung von Besserem, daran gewöhnt und sie als traurige, aber unabänderliche Thatsache mit in den Kauf nimmt." — Das junge, sympathische Gesicht der Sprecherin hatte einen warmherzigen und sehr angenehmen Ausdruck, und Erika fühlte ein stets wachsendes Interesse für die schönen Augen, welche klar und leuchtend in die ihren schauten.

„Und wie sind Sie zu dieser Ansicht gekommen?" fragte sie leise. —

Die junge Sängerin strich langsam mit der Hand über die Stirn.

„Ich habe mich meinem schönen und idealen Beruf nicht um des Erwerbes willen gewidmet, sondern aus Begeisterung und aufrichtiger Liebe zur Kunst. Ich habe darum auch mit besonderem Interesse meinen weiten Wirkungskreis beobachtet. Das Publikum war für mich nicht die zahlende, hausfüllende Menge, die Einnahmequelle und „Geschäftskundschaft," sondern es

war eine herz- und geistbewegende Studie für mich. Da habe ich die Entwicklung unserer jetzigen „französischen“ Kunstrichtung von ihren ersten Anfängen an vor Augen gehabt. In der ersten Zeit füllte nur das zweifelhafteste Publikum bei frivolen Stücken das Haus; die edelen, echt weiblichen Frauen- und Mädchengestalten, die Gestalten sittenstrenger, ernstdenkender Männer fehlten in den Reihen, — sie flüchteten mehr und mehr zu uns, in die Oper, welche noch der keusche Heiligenschein klassischer Meister umgab. Dann schlich sich auch in unsere Novitäten der cynische Zug des 19. Jahrhunderts, fast unmerklich ward die hehre Muse verdrängt, und wer nun doch abonnirt hatte, mußte in stets öfterer Wiederholung Stücke sehen und hören, die er freiwillig nicht zum Besuch gewählt hätte. Man gewöhnt sich an Alles. Auch das Häßliche verliert mit der Zeit das Abstoßende, wenn Aug und Ohr ihm allzu oft begegnen. Nach und nach tauchten die anfänglich fehlenden Erscheinungen der Theaterbesucher in den realistischen Stücken auf; was sie anfänglich anwiderte, ward ihnen eine fatale, aber unabänderliche Zugabe, ward ihnen mit der Zeit etwas Selbstverständliches. Jetzt sieht man junge Mädchen, anständige Frauen, die ernstesten Männer ohne jeglichen Skrupel in den anrüchigsten Stücken sitzen. Man triumphirt und behauptet, es sei eben die allgemeine Geschmacksrichtung der Zeit!“ —

„Wie völlig stimme ich Ihnen zu! Nicht nur der Einzelne kann durch schlechtes Beispiel verdorben werden,

auch ganze Gesellschaftskreise, ganze Nationen unterliegen. Und die, welche derartige Bilder sonder Scheu entrollen, und nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil dadurch abschrecken, die ungebildete, rohe Menge aber irreleiten, nennen sich: Gottbegnadete Künstler!“

Fräulein Marva schüttelte mit ironischem Lächeln das schöne Haupt.

„Ich glaube nicht, daß diese Art von Schaffenden auf das Prädikat „Gottbegnadet“ irgend welchen Werth legt. Die Kunst ist in den Augen einer „aufgeklärten“ Mehrheit, die keinen Gott mehr anerkennt, lediglich ein Gewerbe, wie jedes andere auch.“ —

„Eins noch, liebes Fräulein. Sie sprachen von den Gestalten „edler Frauen und sittenstrenger Männer!“ — wie ist es möglich, unter Hunderten von Fernsitzenden, mit welchen Sie nie ein Wort wechselten, welche Sie lediglich durch das Auge kennen lernten, eine derart schwierige Auswahl zu treffen?“ —

„Sie ist nicht schwer, gnädiges Fräulein, etwas Menschenkenntniß und Uebung genügen, um sehr bald den Weizen von der Spreu sondern zu lernen!“ —

„Es deucht mir undenkbar, — obwohl ich glaube, auch ein richtiges und klares Urtheil über Menschen zu fällen, wenn ich dieselben auch noch so flüchtig kennen lerne. Gänzlich fremde Menschen würde ich nie wagen, auf seelische Eigenschaften zu taxiren!“

„Weil Ihren Weg noch nie die schroffen Gegensätze gekreuzt haben, wie den meinen. Die Welt verurtheilt schnell und ungerecht ein Ganzes, ohne die

Ausnahmen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Wie man Schriftstellerinnen als „Blaustrümpfe“ und überspannte Damen bezeichnet, so müssen Schauspielerinnen und Sängerinnen stets leichtfertige und leichtsinnige Wesen sein, denen gegenüber sich die Herrenwelt zu ganz besondern Freiheiten berechtigt glaubt. Wie vielen Beleidigungen eine anständige Künstlerin am Theater ausgesetzt ist, spottet der Beschreibung. Um etlicher Colleginnen willen, welche leider Gottes die Tugend unter die Füße getreten, werden wir Alle wie ein vogelfrei Wild angesehen und behandelt. Wenn man nun so oft Gelegenheit hat, in Menschengesichter zu sehen, darinnen sich die seelischen Eigenschaften, die Laster und Begierden in erschreckender Deutlichkeit spiegeln, dann lernt man schließlich mit Leichtigkeit den Charakter nach dem Ausdruck der Augen und der gesammten Physiognomie beurtheilen.“

„Haben Sie hier, unter den Anwesenden, eine sympathische Männererscheinung gefunden?“ —

Fräulein Marva blickte beinah betroffen auf. Sie zögerte.

„O ja . . . aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen den Herrn nennen kann, dessen Namen Sie jetzt gern hören möchten.“ —

Um Erika's Lippen huschte ein feines Lächeln.

„Darf ich Ihnen mit diesem Namen zuvor kommen? Sie werden meinen Vetter Landen nennen?“ —

Die junge Sängerin blickte überrascht auf.

„Allerdings, ihn in erster Linie!“ —

„Bitte, begründen Sie diese Ansicht!“

„Nichts leichter als das. Ihr Herr Vetter steht uns just gegenüber, im Gespräch mit der armen, schwerhörigen Generalin, welche die jungen Herren in der Regel fliehen. Sehen Sie sein Gesicht an. Welch eine vornehme, leidenschaftlose Ruhe, welch eine aufrichtige Liebenswürdigkeit, welch' heitere Gleichmäßigkeit liegt in diesem Gesicht! — Vergleichen Sie dieses gesunde, frische Antlitz mit den schlaffen, verlebten Zügen der anderen Herren. Es kennt keine stürmisch durchjubelten, wüsten Nächte, keine Trinkgelage und Spielsäle; diese Lippen haben noch kein Weib mit lügnerischen Liebesschwüren bethört. Und nun seine Augen! Dieselben werden nie eine Dame, und wäre sie zehnmal Sängerin, Schauspielerin, Balleteuse, durch einen frechen oder schamlosen Blick beleidigen. Es liegt eine Seelenreinheit in diesen Augen, wie man sie an einem Lohengrin, dem Gralsritter und Vertreter der höchsten männlichen Tugend schauen muß! Dabei hat das Gesicht nichts weichliches, charakterloses, im Gegentheil, es zeigt mehr Festigkeit und Energie, wie die lächelnden, gleißnerischen, lüsternen und genußermatteten Physiognomien der anwesenden Herren, welche zum größten Theil üble Lebemänner sind, gleichviel, ob die Welt sie mit Lorbeer krönt!“ Wieder huschte unbemerkt ihr Blick zu Joël hinüber, — es lag etwas Verächtliches darin. —

Erika hatte ihn beobachtet. Sie reichte der Sprecherin hastig die Hand entgegen, ihr Gesichtchen glühte und

die Augen strahlten wie in stolzer Freude. „Ich danke Ihnen, Fräulein Marva, für die vorzügliche Conduite, welche Sie meinem Vetter Wigand ausstellen. Er hat sie Wort für Wort verdient, denn wenn Jemand seinen redlichen, goldtreuen Sinn kennen lernte, so waren es meine Mutter und ich. Leider scheinen die älteren Herrschaften schon an den Aufbruch zu denken, wie schade, daß sie uns in dem interessanten Plaudereckchen stören. — Die „Dorflurle“ soll ja die ganze Woche über auf dem Repertoir bleiben, hoffentlich höre ich Sie darin mit demselben Entzücken wieder, wie an dem heutigen Abend.“

Die junge Künstlerin streifte die Handschuhe über die schlanken Hände, ihr Blick traf voll herzlicher Freundlichkeit die Sprecherin. „Leider singe ich nur noch an zwei Abenden die Partie der Marieken, alsdann lege ich dieselbe in „die Kehle“ der neuengagirten Altistin nieder.“

„Warum das?“

„Ich verlasse die hiesige Bühne, gnädiges Fräulein.“

„Sie verlassen uns? Mein Gott, warum das?“

Ein bitteres, wehmüthiges Zucken ging um die Lippen der Künstlerin. „Ich passe nicht für hiesige Verhältnisse, ich habe zu still und zurückgezogen bei meiner Mutter gelebt, habe keine Geschenke angenommen und keine gemacht — und die echte, warme Begeisterung für die Kunst ist nicht ausreichend heut zu Tage, um sich eine Position zu sichern. Ich hatte hier gegen gar zu viele unlautere Gegenströmungen zu kämpfen. —

Gott sei Dank, habe ich jetzt ein Engagement an ein Hoftheater erhalten, wo die Willkür nicht so herrschen kann, wie bei meiner jetzigen Stellung. Wir kommen damit auf unser erstes Gesprächsthema zurück, — das Publikum ist nicht so verderbt, wie es gemacht wird, es hat noch das richtigste und reinste Gefühl, gottbegnadete Künstler aus dem Gewühl der falschen Heiligen herauszufinden. Und ich darf mich wohl unter die Gottbegnadeten rechnen, denn ich habe nie die Kunst um prosaischer Nebenzwecke willen entwürdigt! Daß ich das Liebste, das Beste gab, was ein Gott in mich gelegt, hat wohl auch die große Menge instinktiv gefühlt und herausgefunden. — So hitzig und erbarmungslos die Kritik mich auch verfolgt hat, das Publikum ließ sich nicht beeinflussen und hat mich aus eigener Kraft zu seinem Liebling gemacht. Meine neue, so sehr viel glänzendere Stellung verdanke ich allein den Bemühungen einer fürstlichen Dame, welche mich nur von der Bühne aus kennt, welche ich nie um ihre hohe Fürsprache angegangen habe, und die zahllosen Beweise von Freundschaft und Theilnahme, welche mir aus dem Publikum werden, versichern mir, daß man mich ungern scheiden sieht."

Erika nickte nachdenklich vor sich hin. „Gott sei Dank, so läßt sich das Publikum doch nicht am Gängelbande führen! Es hat seine eigene Meinung und hält nicht damit zurück, indem es Lorbeerkränze wirft, gleichviel, ob die Kritik sie zerfetzen wird!"

Wigand trat neben die Damen, um die Cousine von dem Aufbruch der Gäste zu unterrichten.

Noch einmal ein lebhaftes, ungestümes Durcheinander, ein Händedrücken und Beglückwünschen. Zum letzten Mal entströmte an dem heutigen Abend der Weihrauchkessel seinen betäubenden Duft, um noch den letzten Rest von Bescheidenheit und Einsicht in dem jungen Meister zu ersticken.

Joël stand auf dem Gipfel alles je erträumten Glückes, und er stand so stolz, erhaben und sicher, als könne keine Macht der Welt an dem Fundament rütteln, welches der Sieg der Dorflurle für ewige Zeiten unter seinen Füßen errichtet.

Draußen sauste der Sturm um die Häuser und rüttelte so ingrimmig an den Fenstern, als wolle er den lorbeergekrönten Componisten aus seinem Siegesrausche wachrütteln. — Flog er nicht soeben direkten Wegs hinab zu dem sonnigen Griechenland, wo einsam und unbekannt ein armer, brauner Gesell an Gutlands Kellertreppe liegt und mit genialer Hand die Melodieen aus der Geige lockt, dieselben Klänge und Sänge, welche soeben ein beifalltrunkenes Publikum hier im hohen Norden bejubelt und beklatscht hat?

Spiro Malia hört nichts davon.

Joël Eikhoff hat die Kränze aufgenommen und sie selbstbewußt und stolz an dem Altar niedergelegt, welchen die Welt der Muse des Gottbegnadeten errichtet. Spiro Malia's Haupt schmückt nur das welke Blatt, welches der Lufthauch durch die offene Thüre wirbelt.

Seine Melodieen sind unsterblich geworden und so lange sie singen und klingen und die Menschenherzen

entzücken, wird es der Name Joël Eikhoff sein, welchen rühmende Zungen nennen, dem Spiro Malia aber baut die Welt kein Denkmal, er wird während seines Lebens weder Gold noch Lorbeer ernten, — und wenn einst Griechenlands Sonne zum letzten Mal sein brechend Auge geküßt, ist Spiro Malia vergessen und sein Name verhallt, wie der letzte Ton seiner Geige.

---

17. Kapitel.

Die Droschke hielt in der Potsdamerstraße vor dem Hause 309. —

Joël sprang heraus, warf einen flüchtigen Blick über die imposante Front des Hauses und bezahlte den Kutscher in freigebiger Weise. Dann musterte er noch einmal den palastartigen Bau, welchen Göttin Daphne zu ihrem irdischen Olympos erwählt hatte.

Erker, Balkons, Loggias, verschwenderischer Stuck, Goldgitter und Marmorfiguren — all' die Requisiten waren vorhanden, welche den „höchsten Comfort der Neuzeit" schon an der Außenseite eines Hauses markiren.

Es dunkelte bereits vollkommen und nur das elektrische Licht warf seine weißgrellen Strahlen leuchtend über das Gebäude, als wolle es in Joëls Augen mit der Eleganz und Üppigkeit seiner Umgebung renommiren.

In der ersten Etage waren die Gardinen zugezogen, durch ihre weichen Seidenfalten schimmerte jedoch der festliche Glanz, welcher die ganze Wohnung zum Empfang der Geburtstagsgäste erfüllte.

Joëls kurze Musterung schien ihn zu befriedigen.

Er trat in das hochgewölbte Portal. Hinter ihm verklang das Getöse des Straßenverkehrs, das Wagenrasseln, Klingeln der Pferdebahn, das dumpfe Surren und Summen, welches undefinirbar über einer belebten Stadtgegend schwebt.

Purpurne Teppiche prunkten auf den weißen Marmorstufen der breiten, sich in kuppelüberdachtem Hause emporwindenden Treppe.

Feierliche, vornehme Stille. Nur das Gas kocht leise in den milchweißen Kuppeln, stolze Wandgemälde beleuchtend. — Blumen thürmen sich auf den Treppenabsätzen, ein wuchtiges Goldbroncegitter trägt rothsammtenes Polster.

Eine Treppe. — Links.

Ah — zur Stelle. — Joël steht einen Augenblick tief aufathmend, lüftet den Cylinder und streicht mit dem duftenden, weißseidenen Taschentuch über die Stirn. Dann neigt er sich mit dem Behagen eines Gourmands, welcher, außergewöhnlichen Hunger verspürend, die Speisekarte zur Hand nimmt, zu dem Namensschild an der Thüre nieder.

„Baron von Galavera. Generalconsul.“ —

Soso! die kleine Porzellanplatte trägt noch den Namen des verstorbenen Gatten. Galavera! also doch etwas Ausländisches. Um so besser. Es liegt in der Natur des Deutschen, sich von allem, was fremdländisch ist, imponiren oder anreizen zu lassen.

Daphne von Galavera klingt ausgezeichnet und ein wohltönender Name gehört zu einer interessanten und



schönen Frauengestalt, wie ein geschmackvoller Rahmen ein Bild vervollkommnet.

Joël sieht nach der Uhr. Eine Viertelstunde vor acht. Er kommt sehr frühzeitig, eher wie alle andern Gäste, aber dies ist seine Absicht. Wird das schöne Geburtstagskind bereits gerüstet sein, den gefährlichsten der Götter zu empfangen? — — Laßt sehen.

Der Glockenton schrillt durch den Corridor. Eine Minute tiefe Stille, dann läuft und huscht es hinter der Entréethür, gedämpftes Flüstern, der schwere, geschnitzte Eichenflügel weicht zurück.

Ein Diener im schwarzen Frack verneigt sich, unwillkürlich einen etwas verblüfft fragenden Blick auf den allzu frühen Gast werfend.

„Guten Abend. Es stimmt doch? Die Baronin erwartet doch heute Gäste zur Feier ihres Geburtstags?“

„Allerdings, gnädiger Herr, die Einladungen sind für ein halb neun Uhr ergangen.“

„Ganz recht, halb neun. Ich bin etwas voreilig, um den andern Herrschaften den Rang abzulaufen. Hat die Baronin bereits die Salons betreten?“

„Nein, gnädiger Herr! — Frau von Galavera ist noch bei der Toilette. Darf ich aber bitten, näher zu treten.“

„Vielleicht beeilt die Baronin sich etwas. Haben Sie die Freundlichkeit, ihr zu melden, der erste Gast harre voll Sehnsucht, seine Glückwünsche zu Füßen legen zu dürfen.“

Er riß die Seidenpapierhülle von dem wundervollen

Strauß purpurrother Rosen, ließ sich den Mantel von den Schultern nehmen und wandte sich der Thüre zu, welche ein zweiter, soeben erscheinender Livreediener vor ihm zurück schlug.

Im Vorüberschreiten einen schnellen Blick in den Spiegel. Lächelnd, siegesgewiß, wie ein nie überwundener Feldherr, betrat er das Schlachtfeld, auf welchem Amor ihn den reizendsten aller Triumphe erkämpfen lassen sollte.

Ueberrascht blickte er um sich. Welch' ein eigenartiger Salon. Befindet er sich wirklich in einem Zimmer, oder entführen ihn Zauberschwingen fern hin an einsamen Meeresstrand?

Er ist nicht mehr in der nordischen Residenz, er steht auf Griechenlands Grund und Boden.

Ein weicher, sandfarbener Smyrnateppich bedeckt den ganzen Fußboden des sonst unmöblirten Zimmers. Ein Gitter von Goldbronce umschließt es wie einen Balkon, über welchem auch in eleganter Täuschung ein gelb seidener, sonnendachartiger Baldachin von der Decke nieder schwebt. Drei mächtige, künstlerisch werthvolle Wandgemälde erwecken beinah den Eindruck eines Panoramas, auf alle Fälle vollenden sie die originelle Illusion, daß der Besucher auf einen freien Balkon tritt und den entzückendsten aller Ausblicke auf Griechenland genießt.

Ein meisterliches Seestück zeigt die tiefblaue Fluth der Adria, welche das Inselreich des Odysseus umspült, zeigt Ithaka und die eigenartigen Felsconturen von

Kefallinia und der „waldbewachsenen" Zakynthos. — Rechts grüßt in gluthvoller Abendbeleuchtung das Parthenon auf der Akropolis, — zu beiden Seiten in genialster Weise wie aus zartwallendem Nebel tauchend, der Zeustempel und derjenige des Theseus in seiner schimmernden Säulenpracht.

Es ist, als ob dem Beschauer der feucht-warme Seewind kosend entgegen wehe, als ob er die Hand über die Augen halten müsse, sie vor der blendenden Farbenpracht griechischer Tinten zu schützen. Die Täuschung ist so eigenartig, künstlerisch und genial erdacht, daß sie ihren Eindruck nicht verfehlen kann.

Joël wendet sich zur Nebenthüre.

Abermals kein Salon, welcher ihn aufnimmt, sondern ein schwül duftender Rosengarten, eine Nachahmung griechischer Blüthenlauben, um welche üppige Weinranken ihre Netze spinnen, welche Oleander, Rosen, Orangen, Myrthen und Oelbäume beschatten, ein bezauberndes Labyrinth von Blumen, gedämpftem Licht und berauschendem Duft. Die Laube ist mit echt griechischen Möbeln, Decken und Geräthen ausgestattet. Auf dem Tisch steht eine strohumflochtene Weinflasche, neben dem Divan im Laubgegitter hängt eine Mandoline, — das rothe Fez ist auf der Moosbank in dem lauschigsten, dämmrigsten Eckchen liegen geblieben.

Es steigt heiß empor in Joëls Schläfen, wie mit Sirenenarmen umstrickt ihn der balsamische, träumerische Hauch, welcher durch dieses Zauberreich weht.

Und weiter.

Endlich ein Salon, welcher etwas an die Wirklichkeit erinnert und doch seltsam genug wirkt. Hellrothe Seidenfalten überziehen grell leuchtend die Wände, hellroth-seidene Vorhänge und Portièren verhüllen Fenster und Thüren. Das elektrische Licht brennt hinter gluthfarbenem Glas. Feurig grell deckt der Purpurteppich das Parquet und die Möbel, Sessel, Divans und selbst die kleinen Tische sind mit brandrothem Seidenstoff überzogen.

Ein riesengroßer Kamin nimmt beinah die halbe Rückwand ein. Ein Feuer lodert darin hinter geschliffenem rothen Glas, durch Spiegel reflectirt, daß man unwillkürlich nach einer Brünhild sucht, welche in dieser wabernden Lohe verzaubert schläft. Vor dem Kamin hocken kleine Gnomen in dem blutfarbenen Ornat der Unterwelt und ringsum, wo man hinblickt, kriecht, kniet steht und schleicht dies kleine Volk herum, hier ein Tischchen stützend, dort als Fußschemel figurirend, da einen Strauß Feuerlilien empor haltend, hüben aus den Seidenfalten lugend, drüben ein paar Herzen auf kleinem Ambos zusammen schmiedend.

Joël hat schon viele Zimmereinrichtungen gesehen, eine solche noch nicht. Wenn nach dem Urtheil Farbenkundiger die rothe Farbe aufregend und zur Leidenschaft anreizend auf die Sinne wirkt, mußte ein längerer Aufenthalt in diesem Reich von Gluth und Flammen das Blut zum Kochen bringen.

Und noch eine Thüre weiter.

Weiß und Gold. Tauben fliegen mit glänzendem



Gefieder einher, halten die Draperien und das goldige Blumengezweig der Kronleuchter, sitzen schnäbelnd auf Sopha und Sessellehnen und nisten in dem Palmwedel übernickten Myrthenlaub.

Etliche tragen Rosen im Schnabel, andere Briefchen oder kleine Notenblätter, wiederum welche kosen mit rosigen Amoretten. Auch ein Täublein, pfeilgetroffen, liegt sterbend unter weißen Rosen, welche in seltener Fülle und Schönheit — sicherlich sehr oft vom Gärtner erneut — auf goldener Console duften.

Tauben in jeder Art und Gestalt, weiße, herzige Täublein sonder Galle. Richtig, hier trägt solch ein geflügelter Bote, von dem Plafond niederschwebend, die altdeutsche Devise an den rothen Füßchen.

„Minne sunder Arg, Ros âne Dorn — Tuben sunder gallen!“

Welch' ein absonderliches Gemach! Joël fühlt sein Herz so ungestüm schlagen, als ob Rosen, Tauben und Feuerflammen ihr übermüthig Spiel damit trieben!

Und noch einmal weiter! Ein kleiner, vieleckiger Salon, sicher das Innere des Thurmes, welcher die Front des Hauses im Straßenwinkel theilt.

Aha! ganz orientalisch.

Vor buntscheibigen Fenstern sind schwere Teppiche an Ringen zurückgerollt. Teppiche hängen steif an den acht Wandseiten hernieder. Teppiche und Felle decken, oft zwei, dreimal übereinander gehäuft, den Fußboden. Divans reihum. Wasserpfeife, Tschibuk, zierliche Räucher=

becken, Federwedel, stolz gespreizte Pfauenfächer verleihen das Colorit.

Neben einem der Divans steht ein eiserner, kleiner Tisch orientalischer Arbeit. Eine Spirituslampe brennt darauf, ein Aschenbecher mit Cigarettenresten steht daneben, ebenso eine kleine Krystallflasche voll röthlich funkelnden Weins und ein halb gefülltes Kelchglas.

Die bunt gewirkte Seidendecke, welche die Füßchen der Ruhenden bedeckt hat, liegt noch ungeordnet, wie sie zurückgestoßen ist; ein Buch entfaltet aufgeschlagen seine weißen Blätter.

Schnell einen Blick hinein, was hat Frau Daphne gelesen?

Emerich Madách: „Die Tragödie des Menschen,“ übersetzt von Alexander Fischer. Brrr! wie geistreich! Er hatte die Herrin dieser genialen Räume auf etwas weniger schwere Lectüre taxirt.

Eine wundervolle, kostbare Statue, einen Mohren in bunter, goldblitzender Kleidung darstellend, hält in der Ecke über dem Ruhebett Wache, den breiten Fliegenwedel über das Köpfchen der schönen Leserin neigend. Er starrt den fremden Eindringling mit grellen Glasaugen an und zeigt die Zähne, als ob er lachen — oder eifersüchtig zubeißen wolle.

Armer Bursch, nicht einmal ein Herz schlägt in Deiner Brust und dennoch gönnst Du Deinen Platz, als niedrigster der Sclaven, keinem andern.

Joël faßt das Kelchglas; — er hebt es höher und höher an seine Lippen, der Duft des sehr schweren,

starken Weins weht ihm entgegen. Ist's der Liebestrank einer Isolde oder das unheimliche Gift der Circe, welches ihn in einen Mohren, eine Taube — einen kleinen Feuergeist verwandeln wird?

Wo haben ihre Lippen das Glas berührt? — — — Seine Pulse fliegen, eine dämonische, prickelnde Leidenschaft durchglüht ihn. So hat Joël Eikhoff, der kühle, übersättigte Frauenliebling noch niemals empfunden. Das eigenartige der Umgebung, die außergewöhnliche Veranlassung, welche ihn in diese Salons führt, der Gedanke an die schöne, verführerische Frau, welcher ihn seit der Vorstellung der Dorflurle nicht verlassen, wirken vereint auf ihn ein und üben einen Reiz des geheimnißvoll Zaubrischen, welchem er sich nicht entziehen kann.

Ihm ist's, als höre er ein Geräusch nebenan, wo eine hohe Flügelthür in den Eßsaal zu führen scheint.

Er setzt das Glas hochaufathmend nieder und heftet den brennenden Blick auf die Portière, welche sich theilen wird, um Baronin Galavera eintreten zu lassen.

Und sie regt sich. Weiße, edelsteinfunkelnde Händchen raffen sie ungestüm zusammen, hastig, nicht ahnend, daß der „erste Gast“ schon bis hierher vorgedrungen, schwebt Daphne in das türkische Boudoir.

Sie will zuschreiten und sich nach der Flucht der andern Salons wenden, — da schrickt sie jäh zusammen. Ein leiser, zitternder Aufschrei. Ihre Hände pressen sich gegen die Brust, ihre großen, dunkel umrahmten Flammenaugen lodern ihm entgegen, — ein Gemisch von

Schreck, von Entzücken, von Zweifel und hoher Empfindung spiegelt sich darin.

„Joël Eikhoff —" ringt es sich von ihren Lippen — und lächelnd, ruhiger und gefaßter wiederholt sie wie in leiser Frage: „Joël Eikhoff?" — — Er tritt näher, er legt, originell wie stets, die rothen Rosen nicht in ihre Hand, sondern zu ihren Füßen auf den Teppich nieder. „Joël Eikhoff?" — er schüttelt lächelnd das schöne Haupt: „In dieser Stunde nicht, wo Apoll, der glücklichste der Götter, die fliehende Daphne gefunden, ehe sie der neidische Lorbeer von neuem birgt!" —

Sie hat seine Rosen aufgehoben und preßt sie in den Händen, welche sie, wie in hülfloser Ergebung, an sich niedersinken läßt. „Wo wächst noch Lorbeer, welcher mich umhüllen könnte, seit ihn eine begeisterte Welt dem Unsterblichsten zu Kränzen gewunden! Nun darf mich der überirdische Zauber einer Dorflurle nicht mehr in Erstaunen setzen, wenn ich weiß, welch ein Olympier sich hinter dem Pseudonym Joël Eikhoff versteckt!"

Eine weiche, volltönende, wunderbar melodische Stimme klang ihm aus ihren blaßrothen Lippen entgegen und berührte sein Ohr wie Musik, dann lachte die Sprecherin plötzlich hell auf, musterte ihn mit kokett zur Seite geneigtem Köpfchen und fragte: „Welch' eine Rohrpost — verzeihen Sie meine neugierige Frage, göttlicher Apoll — befördert Briefe und Einladungen — „heimlich stille Einladungen, von welchen Niemand nichts weiß" zum Olymp?" —

Er zuckte voll Humor die Achseln. „Sollten Sie

das nicht viel besser wissen, schöne Schreiberin dieser Einladungen?" — Sie schritt ihm graziös voran in den weiß-goldenen Salon und bat durch eine Geste, Platz zu nehmen.

Er rollte sich einen Sessel an ihre Seite.

„Ich? Die Schreiberin? —" wiederholte sie mit neugierig großen Kinderaugen.

„Sie, Baronin! Wer anders könnte Einladungen in Ihr gastliches Haus ergehen lassen, als nur Sie?"

Sie streckte ihm voll bezaubernder Anmuth die Hand entgegen, der marmorweiße Arm leuchtete durch den spinnwebzarten Seidenflor, welcher ihn verschleierte. „Sie sind hier, Joël Eikhoff, Sie haben als herzlich willkommener Gast mein Haus betreten und mir eine große, unbeschreibliche Freude — wenn ich ganz ehrlich sein soll — sogar einen glühenden Wunsch dadurch erfüllt. Den Componist der Dorflurle bei mir begrüßen zu können, ist ein Augenblick, welcher ein Menschenleben werth ist! Sie sind gekommen — und ich werde all' meine schönen jungen Freundinnen zu Hülfe rufen, Sie nun for ever in unserm Kreise zu fesseln. Vorerst aber lassen Sie uns einen Irrthum aufklären, denn nur ein Mißverständniß kann es sein, welches Ihnen, dem Fremden, eine Einladung zum heutigen Tage zukommen ließ. Sie begreifen, daß es die Würde einer Frau verlangt, die Form zu wahren, und ich möchte in Ihren Augen am wenigsten in dem mindestens capriciösen Lichte erscheinen, mir persönlich unbekannte Herren zum Geburtstag einzuladen. Hat sich

irgend eine übermüthige Seele, welche meine Schwärmerei für die Musik der Dorflurle kannte, den Scherz erlaubt, Sie ohne mein Wissen und Ahnen als „Geburtstagsüberraschung“ zu verschreiben?“

Er hielt ihre Hand und zog sie langsam, mit tiefem Blick, an die Lippen. Ein schier neckender Zug huschte um seinen Mund. „Kein Mißverständniß, kein Irrthum und kein Scherz, göttliche Daphne! Sie selber, diese weiße, reizendste aller Hände gaben mir ein schriftliches Recht, heute Abend zu Ihren Füßen die Welt vergessen zu dürfen!“

Sie suchte ihre Hand erröthend zu befreien. „Ist es in dieser spiritistischen Zeit vielleicht möglich, die heimlichsten Wünsche und Gedanken eines Mediums durch dieses selber zu Papier bringen zu lassen? Habe ich während eines schönen Traums per Feder und Tinte nach Ihnen gerufen und hat eine dieser Tauben indiskreter Weise den Zettel „ins Goscherl“ genommen, sich nieder auf Ihren Fuß zu setzen?“

Wieder schüttelte er, wie in ihren Anblick versunken, das Haupt. Leise, lächelnd recitirte er:

„Ich bin Daphne, die deutsche Frau, durch mancherlei Klugheit unter den Menschen bekannt und mein Ruhm erreichet den Himmel! Brandenburgs sandige Flur ist mir Heimath! In dieser lieget Berlin! Die Potsdamerstraße, sie kennt mich. In Nummer dreihundert und neun fand ich Wohnung, links, eine Treppe.“

Sie hatte auflauschend das Haupt gehoben, sprang

empor aus dem Sessel und drückte mit vorgeneigtem Oberkörper die kleinen Hände gegen die Schläfen. Der weiße Seidenflor umschmiegte ihre schlanke Gestalt, voll zauberischer Anmuth zeichnete sich dieselbe von dem grellrothen Vorhang der Nebenthüre ab.

Tiefathmend, lächelnd wie im Traum, brannten ihre dunklen Augen heiß und heißer in den seinen. Ihr ganzes Wesen und Sein war Kunst, einstudirte, wohlberechnete Kunst, aber es war vollendete Kunst, welche ihren Eindruck nicht verfehlte.

„Die Säule im Tempel des Dyonisos!“ rang es sich wie ein zitternder Jubellaut von ihren Lippen. „Und Sie, just Sie haben in der classischen Wildniß von Marmor, Sonnengluth und Purpurrosen diesen Gruß an den „unbekannten Gott“ gelesen?“

„Zürnen Sie dem Zufall, oder, besser gesagt, dem Willen unsterblicher Götter, wenn sie sich endlich der Sehnsucht Apoll's erbarmten und ihm die Spur einer Daphne wiesen, welche es einzig vermag, die Feuerseele eines liedererfinnenden Olympiers zu begeistern?“

Sie verschlang die Hände wie in stummer Qual. Ihr zierliches Köpfchen mit dem Profil und der Frisur der Antike sank wie gebrochen auf die Brust.

„Ja, ich zürne den Göttern darum!“ hauchte sie, „denn sie mußten es wissen, daß sie Daphne opferten, wenn sie Apollo Sieg verhießen.“

Er trat näher zu ihr heran, mit fascinirendem Blick.

„Welch' größeres Glück, welch' höhere Seligkeit giebt

es für ein Weib, als sein Herz auf dem Opferaltar der Liebe niederlegen zu können!"

Es war, als zwinge sie sich gewaltsam zu einem heitern Ton. „Welch' ein Kinderglaube gehört dazu, von dem Herzen einer Daphne zu sprechen! Uebrigens ... wenn Sie es waren, welcher auf der Akropolis die marmorne Einladungskarte der Tochter Gäas ausgegraben, so sind auch Sie der muthige Mann, welcher selbst „Berlins Polizei" nicht fürchtet. Energisch und kühn haben Sie Ihr Wort eingelöst und da ich in diesem Augenblick mehr wie je einsehe, daß es im neunzehnten Jahrhundert bei weitem schwieriger ist, wie in dem classischen Alterthum, einem Apoll zu entrinnen, so ergebe ich mich in das Schicksal, entdeckt zu sein, und heiße Sie nochmals bei mir willkommen!"

„Nur für den heutigen Abend?"

„Ich nehme an, daß derselbe genügt, den capriciösen Sinn des Unsterblichen zu befriedigen. Sie kamen und Sie sahen, ist das für den abwechslungsbedürftigen Sinn eines Mannes nicht genug?"

„Nein, just die Hauptsache vergaßen Sie!"

„Die Hauptsache?"

„Wer möchte dieses Zauberreich betreten, nur um zu kommen und zu sehen, ohne ... zu siegen?"

„Ist nicht die Thatsache, daß Sie die Verborgene auffanden, die Namenlose nannten und die Fliehende fesselten, schon ein Sieg an und für sich?"

Er lächelte. — „Die Mythologie hat ihre Götter durchaus nicht vollkommen geschildert. Die besten und

größten der Tugenden fehlten ihnen zumeist und auch die Bescheidenheit ist eine Tugend!“

Sie strich kosend mit der Hand über ein Täubchen, welches, eine Rose im Schnabel, auf der Sessellehne schwebte.

„Die Neugierde aber ist ein Laster und darum wird es Sie nach eben aufgestellter These nicht wundern, wenn die göttliche Daphne sehr neugierig ist.“

„Dieses Bekenntniß einer schönen Seele bereitet auf recht viele Fragen vor!“

„Welch' erstaunliche Logik! Beichten Sie gern?“

„Wenn ich das Knie dabei vor der schönsten aller Frauen beugen kann, ist das Beichten und Gestehen eine Passion von mir.“

„So gestehen Sie! Wer hatte Ihnen bereits im Theater meinen Namen genannt?“

„Niemand, gestrenge Herrin.“

„Niemand? Sie kannten mich schon zuvor? in effigie?“

„Auch das nicht, reizende Wißbegierde!“

„Undenkbar! .. Sie nahmen meiner doch in einer Art und Weise wahr ...“ sie unterbrach sich und wandte erröthend das Köpfchen zur Seite.

„Sollte es Ihnen neu und überraschend gewesen sein, daß Sie Männeraugen anziehen, wie der Magnet das Eisen?“

„Ich achtete früher nicht darauf!“

„Daß Sie meine Blicke der Beachtung werth hielten, ist der Anfang des Sieges, welcher dem veni und vidi folgen muß.“

„Muß er? Wahrlich, muß er?“ Sie nahm einen spiegelartigen Fächer mit silbernem Stiel, wie ihn ehemals wohl eine Aspasia auf dem Ruhelager mit graziösen Händen bewegt und blinzelte neckisch über seinen Rand zu Joël hinüber. „Wenn nicht ein Lorbeerbaum rechtzeitig seine grünen Arme öffnet, die zitternde Daphne besagten Blicken zu entrücken!“

„Sie wissen, daß ich mir den Lorbeer als Vasall dienstbar machte.“

„Es giebt Lieder, die von Sclaven und Pagen singen, welche ihren Tyrannen hintergingen, um für die junge Königin als Retter zu sterben.“ —

„In diesem Falle war der arme König stets alt und häßlich und das Herz der von ihm Erkorenen jung und liebeheiß. Zählen Sie mich auch schon zu den ausgeglühten Kratern, welche keine Flammen mehr entzünden oder im Lodern zu erhalten vermögen?“ —

Sie lachte silberhell auf. „Nein! — wer schon Joël Eikhoff für einen überwundenen Standpunkt hält, muß die gefährlichen Ritter und Helden bereits im Steckkissen suchen! — Aber stop! ich bin mit meinen Fragen noch nicht am Ende!“ —

„Bedauere! Man hat an das Schicksal nur eine Frage frei!“

„An das Schicksal; wohl! Was aber hat das mit Ihnen zu thun?“ —

„Viel. — Hörten Sie nicht von Männern, welche zum Schicksal einer Frau wurden?“ —

„Gewiß. Eine jede Unglückselige, welche sich zur

Frau eines Mannes machte, besiegelte ihr trauriges Schicksal!!“

„Spotten Sie nur — Frau Baronin!“ —

„Dieser Titel ist für mich nur noch ein Echo; — die Ketten meines Schicksals sind gelöst, ich bin wieder so frei und so glücklich wie vor sechs Jahren, als ich die Bedeutung dieser Würde noch gar nicht ahnte und ihr zum Opfer fiel, wie ein Kind, welches in den See läuft, um eine Wasserrose zu greifen!“

„Ihre Freiheit beglückt Sie, gnädige Frau? — Mich nicht minder. Und dennoch sind Sie auch jetzt noch ein Kind, welches sich an einer Seifenblase freut. — Die Freiheit, welche eine schöne Frau von neuem gewinnt, ist nur die Gewißheit, sie bald zum zweiten Mal zu verlieren!“ —

Sie zog die feinen Brauen herbe zusammen. „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.“ —

Er neigte sich etwas vor und blickte ihr mit wunderlich zwingendem Blick in das Auge. „Haben Sie wahrlich das Feuer, die heiße, brennende, verzehrende Gluth leidenschaftlicher Liebe in dieser Ehe kennen gelernt? — Nein! Diese Flammen scheut kein Menschenherz und wenn es sich daran zu Tode brennt! Nur jene wehen, quälenden, trügerischen Funken, welche Blasen brennen, dem Feuer gleichen und doch verlöschen, weil keine wahre Gluth, kein Leben in ihnen wohnt, die scheut die naive Kinderseele als eine Folter, auf welcher die wahre Liebesinnigkeit verblutet!“ —

Sie hatte sich jäh erhoben und abgewandt, ihre

Lippen schlossen sich, als wollten sie der Antwort wehren. Dann wandte sie sich ihm langsam wieder zu. Ein müder, beinahe resignirter Ausdruck lag auf dem sonst so geistsprühenden Antlitz. „Warum der Vergangenheit gedenken, wenn der Augenblick so schön ist, daß man gern zu ihm sagen möchte —: verweile doch! — — und auch dieser Augenblick fliegt schneller noch wie der Pulsschlag, welchen er geboren. — Ich höre Schritte. Die Schwester meines Mannes, welche meine Einsamkeit theilt!“ —

Sie trat langsam der Nahenden entgegen, wie ein silberner Nebelstreif floß die Schleppe ihres eigenartigen Kleides über den Teppich.

Zart, graziös, wie eine Erscheinung aus ferner Welt, schwebte die junge Frau durch ihr fremdartiges Wunderreich.

Baronesse von Galavera war eine alte, sehr corpulente Dame mit stark ergrautem Haar, wohlwollenden, etwas stumpfen und apathischen Gesichtszügen, und wie es zweifellos schien, von jenem gesunden, praktischen Sinn, welcher der so ideal und in jeder Hinsicht originell angelegten Daphne abging.

Auf sie machte es durchaus nicht den zündenden Effect wie auf alle andern Menschen, Joël Eikhoff, den Componisten der Dorflurle, vor sich zu sehen.

Sie reichte ihm mit freundlichem Kopfneigen die fleischige Hand zum Kuß und drohte ihm gleichzeitig mit dem Federfächer. „Was haben Sie abscheulicher Mensch angerichtet! Allen Leuten mit Ihrer Musik

die Köpfe verdreht. Ist das in der Ordnung? — Nichts, nichts mehr wie Dorflurlen-Melodieen! Ich zittere schon vor allen Concerten der nächsten Saison, und wenn der Musikalienhändler nächstens ein paar Centner Noten in unser Haus schickt, ziehe ich in das Fremdenzimmer, wo Daphne's Flügel nicht hinreicht."

„Ich bin trostlos, Baronesse das Leben derart verbittert zu haben, aber sehr dankbar für die reizende Offenbarung, daß Ihre Frau Schwägerin ausübende Künstlerin im Gebiete der Noten ist."

„Sie hören, Maëstro, daß Giulia vor dem Genuß dieser Leistungen die Flucht ergreift."

„Dann ist Baronesse sicher keine Musikenthusiastin!"

„Nicht im modernen Sinn. Ich bin allzu sehr Italienerin, oberflächliche, geistesträge Italienerin, um für die schwere deutsche Musik Verständniß zu haben. Ihr „Wagner" ist mein Entsetzen, im „Rheingold" bin ich eingeschlafen und hätte nicht ein Riese den andern mit dem furchtbaren Paukenschlag todtgeschlagen, ich schliefe sicher heute noch."

„Erbarmen Sie sich, gnädigstes Fräulein! Kritisiren Sie nicht auch die Dorflurle."

„Vorläufig habe ich Ihre Oper noch nicht gehört, habe mich nur schrecklich geärgert, daß ich nach Ihrer Première die kleine Frau da bis Nachts zwei Uhr in ein Restaurant begleiten mußte, wo in einer Art und Weise von Ihrer Musik geschwärmt wurde, daß man schon opponiren mußte, um die exaltirten Damen auf unserer nüchternen Welt zurückzuhalten. Nun fällt es

mir nicht im Traume ein, mich in die Oper zu setzen, um zum Spott der Jugend auch noch Feuer zu fangen — habe zu böse Beispiele erlebt und viel zu sehr auf Sie raisonnirt, um nun noch klein beigeben zu können."

„Nur dem Componisten haben Sie Fehde geschworen, mein gnädiges Fräulein —" Joël küßte sehr ausdrucksvoll die Hand der Sprecherin, deren rundes Gesicht wie der liebe, gute Mond glänzte, wenn ihre Worte auch noch so düstere Wolkenschatten davor herscheuchten, „dem unbescholtenen Unterthan Joël Eikhoff versagen Sie hoffentlich nicht die Gunst, welche ihn so sehr beglücken würde."

„Da Ihre gefährlichen Augen selbst graue Haare nicht schonen, können Sie dessen schon versichert sein," lachte sie, „es ist auch keine Verschwendung, um meine Gunst zu werben, denn mein Reich ist in diesem Hause, das geschmackvoll Prosaische, und wer sich an Daphne's Versen und Liedern hungrig gehört hat, der kommt doppelt gern zu meinem Tischlein deck' dich!"

„Lassen Sie mich Stammgast daran werden, Baronesse, Sie sollen an meinem Appetit mehr Freude erleben, wie an meinen Melodieen! Aber pardon, — wenn ich zurück greife —" sein Blick flammte zu Daphne hinüber, welche soeben ein paar Rosen aus seinem Strauß löste, sie ostensibel an die Brust zu stecken, „Sie sprachen von den Versen und Liedern Ihrer Frau Schwägerin, — dichtet die Baronin auch?"

Fräulein Giulia lachte noch mehr. „Das wissen Sie noch nicht? Merkten es auch nicht, als Sie dieses

Märchenreich betraten, welches doch lediglich eine Dichterphantasie ersinnen kann? — Gott sei Dank, daß Sie von meiner Existenz noch nichts ahnten, sonst hätten Sie mich womöglich im Verdacht gehabt, die Tauben, Gnomen und den griechischen Balkon mit der Dichterlaube arrangirt zu haben! — Nein, dazu gehört eine solch gottbegnadete Genialität, wie die meiner kleinen Sappho! — Dichten, schriftstellern, musiciren, malen, schnitzen, modelliren — ja, du heilige Unendlichkeit, fragen Sie lieber, was Daphne nicht kann! Schrecklich, ganz schrecklich! So viele Talente zu haben, muß eine Strafe sein! Ich habe nur ein einziges — ich bin ein Kochgenie — wenn ich aber noch neben dem Kaffee mahlen gar Bilder malen sollte, wenn ich neben dem „Speisezettel“ denken, gar dichten sollte ... Gott sei mir gnädig — eine Torte modelliren und danach eine Büste ...“ sie schüttelte wie in trostloser Verzweiflung den Kopf, drückte die Hände mit den zahllosen Grübchen gegen die Schläfen und eilte nach der Thüre des Speisesaals zurück.

Daphne blickte ihr amüsirt nach. „Wie gefällt sie Ihnen?“

„Sie braucht nicht einmal Erbtante zu sein, um einen charmanten Eindruck zu machen.“

„Sie ist die verkörperte Güte und Liebenswürdigkeit, aber für die heilige Kunst hat sie nichts übrig. So sehr wie sie mich liebt und vergöttert, als Künstlerin bin ich ihr ein remède contre l'amour!“

Nachdenklich hatte Joël in das schöne, eigenartig

fesselnde Antlitz der jungen Wittwe geschaut. Ein jäher Gedanke durchzuckte ihn, ein Gedanke, welcher ihm beinah den Athem benahm.

Als er nicht sogleich antwortete, schaute sie fragend zu ihm auf.

Sein Blick verwirrte sie.

Sie wandte sich nach dem rothen Salon, um mit einem eleganten Feuerhaken in die Gluth zu stoßen.

Hellauflodernd warf sie ihren gewaltigen Flammenschein über sie hin, daß ihre weiße Gestalt wie in Purpur getaucht vor ihm stand. Wunderliches, nervenreizendes Bild, diese junge, schlanke Frau, in märchenhaftem Schleiergewand inmitten rothglühender, zuckender, funkensprühender Pracht. So muß Siegfrieds Herz in der Brust gehämmert haben, als er Brunhild mit starkem Arm in der wabernden Lohe umfing.

Und dennoch ward solch ein Empfinden in diesem Augenblick von anderm Interesse zurückgedrängt. Er war ihr gefolgt und stand neben ihr an dem Kamin.

„Baronin,“ sagte er leise, mit eigenthümlich forschendem Blick, „soeben haben Sie mich gefragt und ich habe Ihnen geantwortet, darf ich jetzt einmal die Rollen tauschen, wollen auch Sie mir eine ehrliche Beichte ablegen?“

Die Feuergluth warf allzu unsicheres Licht über ihr Antlitz, aber es deuchte ihm, ihr Köpfchen zucke empor.

„Fragen Sie!“ nickte sie alsdann hastig.

„Sie haben schon früher von mir gehört und auch mich des Namens nach gekannt?“

Eine bejahende Geste, die Funken sprühten grell auf unter dem Feuerhaken.

Er trat noch einen Schritt näher. „Sie nahmen schon damals ein sehr gütiges und wohlwollendes Interesse an mir?"

Sie warf den Râteau nieder und athmete hoch auf. „Ja, warum sollte mich der gefesselte Aar der Kunst nicht interessiren?"

Sein Auge blitzte, fast ungestüm klang es von seinen Lippen: „Und Sie dichten? Sie schriftstellern, Baronin?"

Ueberrascht, betroffen zögerte sie mit der Antwort. „Wie soll ich leugnen, was alle Welt weiß," flüsterte sie, „und warum fragen Sie danach?"

„Schreiben Sie unter ihrem eigenen Namen?" drängte er athemlos.

Wieder zauderte sie. „Ja und nein, je nachdem es eine Laune für gut befindet. Aber . . . ich bitte Sie dringend, — warum interessirt Sie das?"

„Warum es mich interessirt?" Seine Stirn färbte heiße Gluth und der Blick, welcher auf ihr haftete, ward immer leuchtender, als flamme ein neues, mächtiges Empfinden in der Brust des erregten Fragers auf. Er warf sich in einen Sessel und schüttelte hochathmend die dunklen Haarwellen aus der Stirn.

„Sollten Sie das wahrlich nicht ahnen? — Wie vorzüglich Sie die Harmlose spielen und dennoch verräth Ihr Erröthen und Ihre Verlegenheit die Dichterin der Dorflurle."

„Dichterin der Dorflurle??"

„Warum zucken Sie so angstvoll zusammen, wie eine schöne Maske, welche plötzlich ihren Namen hört? — Leugnen Sie es etwa noch, den Text der Dorflurle verfaßt zu haben? Das duftige Briefchen, welches mir versicherte, daß nur das lebhafteste Interesse für mein Talent, Mitgefühl und hohe Zuversicht in meine Kunst diesen Text verfaßt habe, um mir dienlich zu sein, — dieses Billet haben Sie geschrieben!"

Groß, entsetzt, schier fassungslos starrten ihn ihre Augen an, sie hob abwehrend die Hände. „Nein, nein, ich versichere Sie ..."

Er faßte mit Ungestüm diese kleinen Hände. „Versichern Sie mir, daß ich der Glücklichste der Sterblichen bin! Daphne — der Gedanke, daß Sie diesen Text verfaßt haben, versetzt mich in ein wahres Delirium des Entzückens!"

Einen Augenblick verharrte sie regungslos. Ein scharfer, forschender, sorglich prüfender Blick zuckte unter ihren langen Wimpern hervor, dann sanken dieselben, noch tiefer verschleiernd, wieder über die Augen nieder. Es war, als ringe sie momentan in einem Kampfe, als erwäge und berathe sie mit sich selbst.

Dann schüttelte sie heftig das Köpfchen, aber ihre Miene zeigte noch größere Verlegenheit. — „Warum quälen Sie mich mit Dingen, welche zwischen uns besser unerörtert bleiben?" fragte sie leise, voll Vorsicht.

„Und warum wollen Sie auch jetzt noch mit mir Versteck spielen, Sie gottbegnadete, wonnige Dichterin?"

Wieder forschte ihr Blick in seinem Antlitz. Sie wand sich geschickt durch die Klippen, an welchen sie in diesem Augenblick um keinen Preis scheitern durfte, dazu war der Vortheil zu groß, welcher sich bot, wenn sie ihr Schifflein klüglich lenkte.

Sie hob das Antlitz und schaute mit flehendem Blick zu ihm auf. „Der Text der Dorflurle ist von einem unbekannten Genie verfaßt? — Nun wohl, so hat die betreffende Persönlichkeit wohl ihre Gründe, vorerst unerkannt bleiben zu wollen. Es ist Ritterpflicht eines Mannes, keine Lösung eines Geheimnisses zu erzwingen, darum werden auch Sie nicht nach der Hand suchen, welche jene Zeilen schrieb, das versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, . . wenngleich ich Ihnen versichere —“ wieder ein verlegenes Lächeln, welches jede Deutung zuließ, „daß ich keine Lorbeeren erstrebe und verdiene!“

„Sie erstreben sie nicht, aber sie sollen Ihnen werden! Wenn Sie mich auch jetzt zum Schweigen verurtheilen, so können Sie mir doch nicht meine Ueberzeugung nehmen, und ob früher oder später, einmal kommt doch der Tag, an welchem Joël Eikhoff seine Lorbeeren mit Ihnen, der Dichterin seines Textes, theilt.“

Sie legte graziös, bedeutsam den Finger auf die Lippen. Die Corridorklingel ertönte und meldete die Geburtstagsgäste der Baronin Galavera.

18. Kapitel.

So geheimnißvoll still und lautlos wie es soeben noch in dem Zauberreich der Daphne gewesen, so lebhaft, fröhlich, laut und heiter fluthete nun das Leben durch die Salons, doppelt bunt und lustig, weil das reizende Geburtstagskind diesmal im Austausch der Rollen die Gäste durch eine große und hocherfreuliche Ueberraschung beglückte.

Durch die Überraschung: „Joël Eikhoff."

War sonst die Baronin stets der umschwärmte, angestaunte und gefeierte Mittelpunkt in diesen Räumen gewesen, so theilte sie sich jetzt mit ihrem „ersten Gast" in die Ovationen, welche der heutige Tag reicher wie je mit sich brachte.

Und es sah so selbstverständlich aus, daß die schöne Wittwe an der Seite des Tageslöwen stand, wie eine junge Braut, welche den Freunden und Bekannten den Erwählten des Herzens zuführt. So oft auch der ruhelose Schwarm der Gäste das eigenartige Paar trennte und es weiterhin in den Wirbel der Unterhaltungen zog, es fand sich doch stets zu längerem oder

flüchtigem Geplauder, und konnten sie sich nicht mit Worten grüßen, so geschah es durch Blicke, welche sich anzogen wie Eisen und Magnet.

Baronin Galavera war noch nie von solch geist-sprühender Anmuth gewesen, wie an den heutigen Tag, ihre Lebhaftigkeit hatte beinah etwas fieberisch aufge-regtes, ihre Augen sprühten wie bei einem Spieler, welcher sein Vermögen auf eine einzige Karte setzt und nun voll nervöser Aufregung der Entscheidung harrt. Joëls anfängliche „Benommenheit des Geistes“ wich allmählich dem behaglichen Gefühl eines Uebersättigten, welcher nach langer Zeit einmal wieder Appetit ver-spürt.

Und diesesmal reizte es ihn nicht nur zum Naschen, sondern zum Zugreifen und Genießen.

Alles, was er an einem Weibe begehrenswerth fand, schien ihm in Daphne vereinigt.

Eine Persönlichkeit, welche selbst den nüchternsten Mann fesseln, bestricken und berauschen muß, — origi-nell, geistvoll, schön, liebenswürdig und so reich talen-tirt, daß die Welt mit Recht eine solche Ueberfülle von Genie bewundern muß.

Ein vornehmer Name, welcher der Eitelkeit des aufstrebenden Künstlers schmeichelt, sowie ein Reichthum, dessen Goldquellen unerschöpflich fließen müssen, wie ein Blick auf die Ausstattung der Prunkgemächer rings-um lehrt. —

Ob die Wittwe des Generalskonsuls frei und selbst-ständig über ein eigenes Vermögen verfügt, oder ob

ein reiches Erbe ihres Gatten womöglich durch ein paar lästige Klauseln die kleine Hand der Begehrten fesselt? —

Mit Spannung sah der Componist der Dorflurle der Entwicklung des Festes entgegen.

Die Gäste der Baronin rekrutirten sich zumeist aus Künstlern, aus reichen Großindustriellen, aus Gelehrten mit guten Namen, aus jungen Offizieren und verschiedenen Gutsbesitzerfamilien, welche den Winter in der Residenz verlebten.

Ein paar der Künstler trugen zu der Verherrlichung des Abends bei.

Die jungen Mädchen hatten denselben wie eine Art Polterabend aufgefaßt und überraschten durch kleine Aufführungen, welche die „göttliche Daphne" im Balkongemach, angesichts der Akropolis als Vertreterin der klassischen Schönheit Griechenlands, feierten.

Baronin Galavera thronte wie die Königin aus dem Märchenbuch unter dem gelbseidenen Baldachin und nahm die Huldigungen mit einer Anmuth und Liebenswürdigkeit entgegen, welche in Niemand, selbst in dem Herzen des so menschenfeindlich und galligen Doktors der Philosophie, ein Gefühl des Mißbehagens oder eine Kritik über zu hohe Anmaßung aufkommen ließ.

Besagter Doktor, ein großer, hagerer Mann, mit struppig abstehendem Schnauzbart, roth umränderten, schrägen Augen und dem Ausdruck von Mißgunst und Schärfe in den markirten Zügen, hatte sich durch die Zuschauer geschoben und an Joëls Seite Posto gefaßt.

Sein zwinkernder Blick, welcher den Darstellungen folgte, spiegelte Ironie, und die leisen, sarkastischen Bemerkungen, welche er hie und da einwarf, waren meist so schlagfertig und witzig, daß sie mit allgemeinem Beifallsgekicher aufgenommen wurden.

Er schien bereits als erbarmungsloser, aber nicht bösartiger Spötter bekannt zu sein, das ging aus dem Benehmen der Umstehenden hervor, welche ihn als Menschenhasser neckten und als Eifersüchtler foppten.

Eikhoff wandte sich ihm zu. „Da Sie in allen Dingen trefflich unterrichtet scheinen, Herr Doktor — —"

„Ganz vortrefflich unterrichtet! —" unterbrach lachend die korpulente Gattin eines renommirten Seidenfabrikanten, „oft so gut, daß er noch mehr weiß, als wahr ist!" —

Schadenfroher Beifall ringsum, der Doktor aber zuckte gelassen die Achseln: „Habe ich je zu viel des Guten über Sie gesagt, meine Gnädige?" —

„Gutes? — nein! Gutes haben Sie mir überhaupt noch nie nachgerühmt."

„Nun also! Und Schlechtes kann man doch nie zu viel und nie genug von Ihnen kolportiren!!" — Der Sprecher kniff mit freundlicher Grimasse die Augen zusammen, dieweil sich ringsum ein — der Staffage angemessenes, homerisches Gelächter erhob, daß selbst die beiden deklamirenden Musen momentan den Faden verloren und Baronin Daphne etwas vorwurfsvoll nach der andachtslosen Ecke blickte.

„Wenn Sie mich etwas fragen wollen, lieber Eikhoff,

kommen Sie mit nebenan! Hier darf kein Apfel vom Baum der Erkenntniß fallen, sonst wird der Pegasus vor Frau Daphnes Thronsessel scheu! Kommen Sie nur mit! Viel verlieren thun wir nicht, oder sind Sie Heilgymnastiker und gähnen gern einmal aus Gesundheitsrücksichten?“ —

„Ja, ja! Gähnen ist gesund, viel gesünder, als in der Nähe des Doktors Cayennepfeffer und Galläpfel schlucken!“ —

„Ich wechsele ja meine Umgebung, Gnädigste! — In der Dichterlaube wuchern zur Zeit diese Giftpflänzchen nicht!“ —

„Abscheulicher Mensch! Wird nun noch Jemand leugnen, daß Sie um den Altar von Teufels Großmutter tanzen?“ —

„Gewiß nicht, schöne Herrin, ich machte ja nie ein Hehl daraus, daß ich Sie anbete!“ —

Ein Fächerklapps ihrerseits, ein charmantes Compliment seinerseits und Joël trat lachend mit seinem neuen Gewährsmann in die Thüre zurück, um sich in der griechischen Weinlaube niederzusetzen.

„In diesem Hause ist manches — aber nicht alles Trug, Schein und Attrape. Gottlob, die Flasche ist kein leerer Wahn!“ — und er hob die strohumflochtene Griechin und füllte ungenirt zwei der kleinen Goldbecherchen, welche daneben standen; dann kostete er, nickte vor sich hin und stellte eins der blitzenden Schälchen vor den jungen Componisten: „Der Wein ist kein augenblicklich tödtendes Gift, man kann wohl

ein paar Jahre daran nippen, ehe es wirkt. — Also Sie hielten mich vorhin für wohl unterrichtet, bin ich auch, gebe auch gern von meinem Wissensreichthum ab, also sammeln Sie die Almosen ein, Unsterblicher!" —

Joël hielt lachend die offene Hand hin. „Gut! werfen Sie mir als ersten Nickel die Auskunft in den Hut, ob unsere schöne Wirthin von Geburt Griechin ist?" —

„Die Baronin Daphne? keine Spur. Ihre Ahnfrau hat vielleicht mal auf der Landkarte Griechenland abgebildet gesehen!" —

„Undenkbar! Der ganze griechische Nimbus, welcher ihre Person umgiebt —."

„Mumpitz! — Die schöne Frau hat ein klassisches Gesicht und eignet sich zur antiken Statue, — Daphne rediviva! — Darum schwärmt sie für das sonnige Hellas, und weil sie Schriftstellerin und eine geniale Künstlerseele ist, läßt man ihr diesen Kultus und applaudirt ihm!" —

„Aber ihr Name! Sie heißt doch thatsächlich Daphne?"

Der Doktor strich den rothstruppigen Bart und grinste voll Humor sein Gegenüber an. —

„Das weiß sie selber nicht genau!" —

„Wie? — was? — Doktor, wollen Sie mich zum Narren halten?"

„Nein, das überlasse ich schönen Weibern, die uns allesammt am Narrenseil führen. Sie glauben mir nicht? — Na, dann hören Sie zu. Ein deutscher

Kaufmann, welcher ausgedehnten Handel mit Corinthen trieb, siedelte der Bequemlichkeit halber nach Griechenland über und wurde durch die kuchenliebenden deutschen Hausfrauen ein schwer-reicher Mann. Er hieß Vahlbrecht. — Als er schon ziemlich bei Jahren war, ließ er sich durch die süßen Lieder und die klassische Schönheit einer italienischen Sängerin bezaubern und machte die junge Dame zu seiner Gattin.

Auf griechischem Grund und Boden schenkte sie ihm einen Sohn, welcher natürlich Agamemnon getauft wurde, damit das einfache Vahlbrecht doch ein wenig verfeinert werde. Die zweite Heldenthat der jungen Frau erfolgte sechs Jahre später, als sie ihrem verblüfften Gatten, welcher mittlerweile sein Geld und seine Familie nach Deutschland überführt hatte, früher, wie erwartet, ein paar Zwillingstöchter in die Wiege legte. — Dieser feierliche Moment erfolgte, wie gesagt, unerwartet früh, und beide Kinder waren so zart und elend, daß sie die Nothtaufe erhielten. Dem Agamemnon zum würdigen Pendant sollte das Neugeborene, falls es ein Mädchen war, Daphne getauft werden, also hatte es die schönheitssinnige Wöchnerin schon vorher ihrem Gatten abgeschmeichelt. Nun waren aber plötzlich zwei Schwesterchen da, und weil die fiebernde Mutter nicht um Rath gefragt werden sollte, die Taufe aber schnell stattfinden mußte, nannte der rathlose Vater das zweite Mägdlein Karoline. Zum nähern Kennzeichen bekam Daphne hastig ein rothes, Karlinchen ein blaues Bändchen um die Hand gebunden, dann eilte Alles zur

Hülfsleistung in die Wochenstube, die beiden Neugeborenen der Kinderfrau überlassend.

Als man nach einer Stunde abermals an die Wiege trat, stand man vor einem unlöslichen Räthsel. Die Wärterin schnarchte, — ein kleines Mädchen lag bleich und kalt in dem Bettchen, das andere schrie aus Leibeskräften, was aber das Schrecklichste war, das blaue und das rothe Bändchen waren abgelöst, ob durch die schlaftrunkene Alte oder die zappelnden Kinder selbst, blieb unentschieden und nun stand man vor der großen, nie zu klärenden Streitfrage: „War Daphne gestorben, oder Karoline? Lebte Karoline oder Daphne?"

Der schöne Name trug schließlich den Sieg davon, aber wenn auch auf dem Grabdenkmalchen „Karoline" steht, so weiß Frau Daphne von Galavera doch bis auf den heutigen Tag noch nicht, ob sie nun lebt oder todt ist, ob sie Karoline oder Daphne heißt, ob sie einst das rothe oder das blaue Bändchen an der Hand getragen!"

Kurzes, gedämpftes Auflachen, dann neigte sich Joël eifrig näher. „Ist ja uramüsant und interessant! — Also etwas griechische Anrechte hat die Baronin doch?"

„Genau so viel wie Sie, wenn Sie alle Weihnachten Corinthenstolle essen!" höhnte der Doctor und schenkte sich abermals ein.

„Welch' ein unverbesserlicher Spötter! Aber weiter! Kannten Sie den Gatten unserer schönen Wirthin?"

Die schrägen Augen des Gefragten starrten den jungen Componisten einen Moment sprachlos an, dann

gruben sich tausend feine Fältchen in sein Gesicht. „Na, das will ich meinen!“

„Faktisch? Potz Wetter, noch eins, Sie sind ja ein ganz brillantes Auskunftsbureau! — Reicher, alter Herr, etwas Vernunftsehe, — wie?“

Der Doctor zuckte mit undefinirbarem Blick die Achseln. „So toll, wie es Frau Daphne jetzt hinstellen will, war die Sache mit der „Vernunft“ nicht, im Gegentheil, es war recht unvernünftig, daß das sechzehnjährige Mädel den ehemaligen Anbeter der Mutter zum Mann begehrte. Galavera war ein noch immer schöner und interessanter Herr. Mit ihm auf Reisen zu leben, durch seine glänzenden Vermögensverhältnisse in die Lage versetzt zu sein, all ihren luxuriösen Passionen fröhnen zu können, bewog die Kleine, dem Consul ihr Händchen zu reichen. Sie waren auch ganz glücklich zusammen, er verhätschelte und verwöhnte sie, amüsirte sich über ihre Marotte, Schriftstellerin sein zu wollen, und starb in dem behaglichen Bewußtsein, von ihr einen Nachruf gedichtet zu bekommen.“

„Er hinterließ ihr sein Vermögen?“

„Leider.“

„Leider?“

„Ja, leider. Sie war wie ein Kind und verstand es absolut nicht, das Kapital zu verwalten, versteht es auch jetzt noch nicht. Wäre hohe Zeit, daß sich eine energische Männerhand ihrem unvernünftigen Patschchen zugesellte.“

„Wie lange ist sie Wittwe?“

„Seit drei Jahren. Während zwei Wintern lebt sie hier. Anfänglich hat sie wirklich um den Consul getrauert," wieder grinste der Sprecher wie ein Faun, „und wenn sie jemals in der Zeit lachte, so lachte sie sehr traurig!"

„Bravo! Sie haben eine gefährliche Zunge, Doktorchen. Und Frau Daphne ist also Schriftstellerin?"

Er zuckte ironisch die Achseln. „Man sagt es ihr nach. Sie gilt dafür und man huldigt der geistreichen, gottbegnadeten Frau blindlings, ohne zu fragen, ob mit Recht oder Unrecht. Wie sollte man auch. Wenn man in diese Zimmer tritt, weiß man doch ohne jede Versicherung, daß hier etwas ganz Außergewöhnliches, Hochinteressantes und Geistreiches wohnen muß."

„Allerdings, diese Umgebung ist so originell, daß man überzeugt sein muß, einer hervorragend genialen Dame darin zu begegnen."

„Auch Du, mein Sohn Brutus? Na, zum Teufel, ihr verblendeten Gesellen, was hat denn die geistreiche Frau geleistet bisher? Ein paar sentimentale Verse schmiedet Jeder noch zurecht, und wenn man hohes Schmerzensgeld an den Verleger bezahlt, druckt sie der schwergeprüfte Mann aus Galanterie gegen solch schöne Augen! — Was aber hat Daphne sonst noch Hervorragendes geleistet?"

Joël lachte leise vor sich hin. „Verblendete Gesellen! — Lieber Doktor, wie werden Ihnen noch die blinden Augen auf- und übergehen vor gerechtem Staunen. Dann wollen wir sehen, wer zu den Verblendeten gehört.

Dachten Sie nie an die Möglichkeit, daß Frau Daphne unter einem Pseudonym schreiben könne?"

„Pseudonym? Nein! das halte ich auch für ausgeschlossen."

„Ich nicht!" —

„Nennen Sie mir ein hervorragend literarisches Werk, welches unter einem noch nicht gelüfteten Incognito die Welt bereist!" —

„Gern. Lesen Sie den Roman ‚Truggeister?'"

„Nein. Ehrlich gestanden, war er mir zu zuckerwässerig. Nette Lektüre für junge Mädchen, — ich liebe etwas pikantere Sauce zu dem Hefenteich von Haß und Liebe!"

„Nun, das ist Geschmacksache und ein Vorrecht der Frauen, für ihres Gleichen zu schreiben. Jedenfalls ist der Roman der meist gelobte der Neuzeit. Wo man hinhört, klingen ihm begeisterte Zungen und Jedermann ist überzeugt, es mit einem eminenten, gottbegnadeten Talent zu thun zu haben! Das Pseudonym der Verfasserin ist bisher noch nicht gebrochen."

Der Doktor faltete die Hände um das Knie. „Und Sie glauben, besagte Verfasserin sei Frau Daphne?" —

„Ich glaube nicht nur, sondern bin überzeugt davon!"

„Was, tausend! So, wie ich die Baronin kenne, würde sie zündendere und leidenschaftlichere Themas wählen."

„Erscheint Ihnen der Text der Dorflurle zündend und leidenschaftlich?"

„Hm . . . für Backfische ist er freilich nicht geschrieben.“

„Dieser Text und die „Truggeister“ sind aus einer Seele und aus einer Feder geflossen!“

Der hagere Mann schnellt jählings empor. „Undenkbar!“ —

„Aber thatsächlich wahr.“ —

Joëls Gegenüber kniff plötzlich die Augen zusammen, lehnte sich zurück und ließ einen feinen, langgezogenen Pfiff durch die Zähne tönen. „Ei, ei, ei! — jetzt allerdings dämmert mir das Begreifen für die überraschende Anwesenheit des Componisten in dem Salon der Schriftstellerin, — jetzt verstehe ich, warum die Galavera ein so außerordentliches Interesse an der Première, sowie an der ganzen Oper nahm!“ —

„Wahrlich? Wahrlich, nahm sie es?“ —

Im Nebenzimmer hatten die Aufführungen unter mächtigem Applaus geendet, eine bekannte Konzertsängerin gab ein Lied zum Besten.

Nachdenklich starrte der Doktor vor sich hin. „Ich möchte bei Gott wissen, ob Sie recht haben, es würde mich riesig interessiren, denn ehrlich gestanden — ich bin ja stets erschreckend aufrichtig — habe ich die geistige Befähigung Daphne's nicht für bedeutend gehalten. Sie kokettirt mit ihren vielen Talenten, pfuscht in jedem ein wenig herum und leistet in keinem etwas Reelles. Sie umgiebt sich mit dem Nimbus des Originellen und Genialen, aber dieser Nimbus ist eine Muschel, welche keine Perle birgt!“ —

Joël fuhr gereizt empor. „Sie urtheilen nicht, sondern verurtheilen! Was giebt Ihnen ein Recht, eine Dame, welche ich aufs Höchste verehre und bewundere, derart herabzusetzen?" —

„Was mir ein Recht giebt?" — Der Doktor lachte schallend auf: „Die griechische Namen- und Seelenverwandtschaft mit der schönen Circe, welche auch aus Ihnen schon ein bête noire gemacht zu haben scheint, welches Jeden grimmig anfällt, welcher die Unfehlbarkeit der holden Herrin bezweifelt!"

„Griechische Namensverwandtschaft?" — Joël kräuselte etwas ironisch die Lippen — „pardon, Verehrtester, ich habe in dem allgemeinen Trubel der Vorstellung leider das Pech gehabt, Ihren Namen zu überhören, wie derselbe aber auch lauten mag — ich hoffe, Sie doch in jedem Fall einen Freund dieses Hauses nennen zu können!" —

Gelassen dehnte der Philosoph die Arme; — er musterte den erregten jungen Mann mit sichtlichem Amusement und dem grausamen Behagen eines Knaben, welcher einen Käfer am Fädchen hin und her zerrt.

„Freund? — je nun, wenn Daphne und ich uns ausnahmsweise nicht zanken, dann vertragen wir uns als gute Freunde."

Eikhoff hob mit gefurchter Stirn das Haupt: „Baronin Daphne meinen Sie?" —

„Gleichviel, — warum soll ich derartige Umstände machen?"

Er erhob sich gelassen, trank sein Gläschen zum

letzten Male aus und versenkte etwas nonchalant die beiden Daumen in die Taschen des Beinkleides.

Auch Joël erhob sich, er sah Frau von Galavera soeben mit unruhig suchendem Blick in der Thüre erscheinen. Sie trat lächelnd beiden Herren entgegen.

„Nun, lieber Eikhoff, haben Sie sich als Opferlamm anärgern lassen?“ fragte sie scherzend.

Er bot ihr sehr ostensibel den Arm. „Gestatten Sie, Baronin, daß ich Sie vor gleichem Schicksal bewahre!“

Der Doktor grunzte vor Vergnügen. „Undank ist der Welt Lohn! Fragt mich der Kerl eine halbe Stunde lang über die göttliche Daphne, alias Karlinchen Bahlbrecht aus und dann macht er kehrt und behandelt mich zur Gegenleistung als Luft!“ —

Mit dunkelem Zornesroth auf der Stirn, starrte Joël in das Antlitz Daphne's, welche nur mit fein gefalteten Brauen das Köpfchen zurück warf. — „Immer diese alten Scherze! — glauben Sie dem frivolen Spötter kein Wort, Herr Eikhoff!“ —

Er athmete tief auf. „Pardon, Baronin, — eine Frage. Wer ist eigentlich dieser seltsame Hausfreund, welcher sich solch frivolen Spott erlauben darf?“ fragte er gepreßt. —

Erstaunt blickte sie zu ihm auf. Mit großen, bezauberten Unschuldsaugen. „Wer er ist?“ wiederholte sie, als habe sie nicht recht verstanden. „Mein Gott, hat der abscheuliche Mensch sich etwa nicht vorgestellt?“ und jählings den Arm des Doktors fassend, zürnte sie:

wie ein schmollendes Kind. „Agamemnon! was soll diese neue Farçe?! —“

„Agamemnon! —“

„Hm, hm!“ nickte der Doktor, wie die verkörperte Schadenfreude. „Der schöne Agamemnon! Bruder der besprochenen Frau Daphne! Haha — und wenn Sie vor der originellen Antike noch so kniefällig Platz nehmen, sie hat doch das blaue Bändchen an der Hand gehabt!!“ —

Sprachs, schnitt eine etwas sarkastische Grimasse und schlenderte gelassen zu Baronesse Galavera, sich angelegentlichst zu erkundigen, ob es noch nicht bald etwas zu essen gebe. —

Joël aber warf sich auf die Moosbank in der Laube nieder und lachte so schallend und von Grund des Herzens auf, daß seine anmuthige Wirthin, schnell den Zusammenhang errathend, ihm in melodischster Weise sekundirte. —

So animirt und heiter war der blasirte Frauenliebling lange nicht mehr gewesen, und als er vor der fürstlich prunkenden Tafel an der Seite des Geburtstagskindes saß, wurde er sich nicht mehr klar darüber, was ihn mehr berausche, der schäumende Sekt oder die Gluthaugen der gefährlichsten aller Frauen. —

Daphne verstand es, sehr anregend und amüsant zu plaudern, in einer Art und Weise zu plaudern, wie es Joëls Geschmack entsprach.

Er fühlte sich angeregt und begeistert, eine Empfindung, welche er seit langer Zeit nicht mehr gekannt.

Und während sein Blick immer von neuem zu der interessanten Frau an seiner Seite zurückkehrte, welche gar nicht genug die goldene Freiheit, die herrliche Selbstständigkeit einer gut situirten Wittwe preisen konnte und die Existenz eines Herzens in ihrer Brust in übermüthigster Weise ableugnete, — begriff er es nicht, wie das Schicksal diesem bezauberndsten aller Wesen einen Bruder an die Seite stellen konnte, welcher in nichts einen Zug von Aehnlichkeit mit ihr verrieth.

Stets von neuem verglich er die so verschieden gearteten Geschwister und äußerte schließlich seiner Nachbarin diese Beobachtung.

Sie lachte hell auf. „Welch naive Ansicht! Ebensowenig wie die Eltern sich ähnlich sehen, ebenso unähnlich können doch auch die Kinder sein! Mein Bruder ist das getreue Ebenbild meines Papas, ich soll der Mutter wie aus den Augen geschnitten sein. Auch das Wesen Agamemnon's entspricht vollkommen demjenigen des Vaters. Er umgiebt sich mit einer Schale, welche sehr viel rauher aussieht, wie sie ist. Im Grunde genommen ist es ein Zug unverwüstlichen Humors und großer Schlagfertigkeit, welcher in etwas bizarrer Form zu Tage tritt. Sie werden hoffentlich Gelegenheit haben, kennen zu lernen, welch einen goldenen Kern seine stachlige Außenseite birgt. Ich weiß, daß er sein Leben für mich lassen würde und dennoch erzählt er den fremdesten Menschen am liebsten von meinen Fehlern und Schwächen, sucht Alles hervor, was mich irgendwie in den Augen Anderer heruntersetzen kann und

würde doch Jeden erwürgen, der es wagte, in diesen Ton einzustimmen. Auch Ihnen hat er gewiß sattsam über mich vorraisonnirt und weil Sie sich in liebenswürdigster Weise zu meinem Anwalt aufwarfen, ist er jetzt in denkbar bester Laune!"

„Auch dies ist eine Art von Eifersucht, mit welcher der Bruder die Schwester ehrt. Er versucht sie mit Dornen zu umgeben, um drohende Gefahr von ihr abzuwenden. Der Doktor ist ein scharfblickender und geistreicher Mann, er erkennt den Adler im Taubenschlag." —

Daphne lächelte etwas spöttisch. „Er sollte wissen, ebenso wie es alle Welt weiß, daß mir kein Adler gefährlich werden kann. Mein Herz ist ein Häuflein Asche, es wird keinem Sterblichen glücken, aus derselben neue Flammen zu locken!" —

Er blickte ihr beinah' ungeduldig in das plötzlich so kühle Antlitz. „Darum muß ein Gott kommen, um solches Wunder zu vollbringen. Ist Apollo ein Sterblicher?" —

Sie hob langsam das buntschillernde Champagnerglas an die Lippen. „Apollo sollte es doch am besten wissen, welch' ein flüchtig und unerreichbar Wild die Daphne ist! — Und er weiß es auch. Er wird sich in ein Schicksal fügen, welches ungezählte Andere mit ihm theilen. Aber dieses Thema wird jedoch langweilig und darum erzählen Sie mir lieber, welch ein Vergnügungsregister Sie in der nächsten Woche „abarbeiten" müssen.

Werden Sie einen Abend die Dorflurle mit Ihrer Anwesenheit beehren?" —

„Das hängt von Ihnen ab. Wenn ich Sie in der Oper begrüßen kann, komme ich, sonst nicht."

„Warum sehen Sie so böse aus? — Ich werde ja kommen. Ich werde auch einen Lorbeerkranz mitbringen und ein paar Handschuhe zerklatschen!"

„Warum Eulen nach Athen tragen? Applaudiren und Kränze werfen kann Jeder."

„Also denken wir uns etwas Anderes aus."

Sein Blick blitzte sie an. „Bringen Sie ein Herz mit! Wenn nicht für mich, dann für die Dorflurle!"

„Sollte die besondern Werth darauf legen? Ein Brillantarmband würde ihr vielleicht lieber sein!"

„Sie spotten. Wissen Sie nicht, daß man kleinen Kindern sagt: ‚Wer am Geburtstage unartig ist, ist es das ganze Jahr über?'"

„Soll ich großes Baby mir das auch ad notam nehmen?"

„O, daß Sie ein großes Baby wären!"

„Nun spotten Sie ebenfalls, — spotten über die Wittwe mit bald grauen Haaren, welche sich noch in eine Kittelschürze träumen will."

„Graue Haare bestimmen nicht das Alter!"

„Um so ungalanter von Ihnen, mir die Jahre nachzuzählen."

Er lächelte. „Zeigt der Lorbeerbaum der Daphne dieselben auch an Ringen an? Lassen Sie mich zählen," — er neigte sich, faßte ihre Hand und blickte darauf

nieder, „vier Brillantreifen und ein abgeblaßter Trauring! Mein Gott, wie unangenehm jung wären Sie nach dieser Zeitmessung! Sie ist nicht so zuverlässig wie die meine!“

„Verrathen Sie mir die Ihre.“

„Sie ist sehr einfach. Wollen Sie wissen, warum ich Sie für sehr alt halte? „Dein Händchen mir, fühlst Du, wie's klopfet hier?“ So singt Zerline und Zerline ist jung. Wenn es noch im Busen hämmert, klopft und zittert, wenn es flammt und lodert, haßt und liebt, dann ist der Mensch jung an Leib und Seele, wo aber nur ein Häuflein Asche kalt und todt wie ein Grabhügel liegt, da ist die Jugend eingesargt und lange, lange gestorben!“ Er griff auch nach dem Glas und bot es ihr mit fascinirendem Blick entgegen.

„Lassen Sie uns auf Lenz und Jugend anstoßen, Baronin, auf daß der heutige Tag in Wahrheit ein Geburtstag gewesen, welcher in Ihrer Brust ein neues, junges Herz geboren.“

Wieder jenes müde, traurige Lächeln, aber sie stieß mit ihm an. „Wunderliches Ansinnen!“ flüsterte sie, „Lenz und Jugend allein sind oft schon einem einzigen Reif in der Frühlingsnacht zum Opfer gefallen. Wollen Sie mir diese beiden Danaërgeschenke für den Geburtstagstisch wünschen, so fügen Sie noch eines hinzu, ohne welches ein Herz doch nur ein traurig Ding ist.“

„Die Liebe, die Liebe! Es lebe die Liebe!“

Sie schüttelte das Köpfchen. „Auch vor die Liebe schreibt das Schicksal oft das Prädikat: „Unglücklich!“

Nein, lassen Sie uns auf das „Glück!“ anstoßen, auf das wahre, große Glück, welches sich in jedem Auge und in jedem Gedanken anders spiegelt.“

Die Gläser trafen sich in melodischem Klang, ehe Joël das seine jedoch an die Lippen hob, zupfte Daphne ein paar Blättchen aus der rothen Rose an ihrer Brust und warf sie ihm in den Wein. „Auf daß der Zauber kräftig sei!“ — recitirte sie mit bethörendem Ausdruck in den dunklen Augen.

Die Stimmung an der Tafel hatte den Siedepunkt erreicht.

Die Toaste auf die verehrte Gastgeberin, auf das Geburtstagskind, auf die Dichterin, drängten sich in launiger Hast. Geist und Witz leisteten das ihre, Fadheit und „mehr Wollen wie Können“ wirkten daneben um so drastischer und ergötzten meist die Zuhörer als unfreiwilliger Witz.

Ein Fähnrich hatte, laut eigner Versicherung, einen colossalen Schwipps. Theils hatte ihn der Wein, theils die Begeisterung berauscht, denn er betheuerte seiner Umgebung mit überströmenden Augen, „er sei zum „doll“ werden vernarrt, Zeit seines Lebens habe er die Weiber gehaßt, — („dann mag ihn seine Kinderfrau gut verhauen haben!“ grinste der Doctor dazwischen), — nun aber habe Frau Daphne den Haß in Liebe verwandelt!“

„Sicher hat Ihnen die Baronin vorgesungen: „Fritzchen, ich bitte Dich — gieb Dich zufrieden —!“

Der Fähnrich stierte mit verglasten Augen schwär-

merisch zur Decke empor. „Vorgesungen?! Bah ... lächerlich — cette dame ne chante pas — elle enchante!“ das war der Brustton tiefster Ueberzeugung.

„Bravo, bravo!“

„Meine gnädige Frau Commerzienräthin, — bitte, füllen Sie dem Unglücklichen Eis in das Glas, sonst verbrennt ihn die innere Gluth vor unsern Augen wie eine Oblate.“

„Ja, Eis!“ nickte der Fähnrich mit einer Schattirung ins Heroische. „Ich habe Zeit meines Lebens nie ein Getränk ohne Eis genossen.“

„Donnerwetter —“ freute sich der Doctor, „dann hat Ihre Amme wohl auch auf Eis gelegen?“

Jubelndes Gelächter. Der Fähnrich lächelte zerstreut, erhob sich und klopfte an das Glas.

„Um Gottes Willen, Fassung! Er will reden!“

„Meine Herrschaften!“ donnerte der junge Stratege und schob die Hand über der Brust in die Uniform, wie Napoleon vor Waterloo. „Vorhin ... ich erlaube Sie mir zu erinnern —“ seine Stimme schwankte und ward leiser, — „an den weihevollen Moment —“ er schluchzte ergriffen auf und sein Antlitz drückte tiefe Wehmuth aus, „als in dem Salon, welcher den Blick auf die Adria gewährt —“ ein erneutes Aufschluchzen, die Stimme versagte ihm momentan, der Doctor aber fuhr statt seiner mit gewaltigem Organ fort: „Ein spitzenbesetztes Taschentuch und eine Portion Verstand verloren wurde! — Der ehrliche Finder soll leben, hoch! hoch! hoch!“

Stürmischer Jubel. Ein einstimmiges Hurrah.

Der Fähnrich aber sank, wie gebrochen in innerlichem Schmerz, in den Arm eines mitleidigen Retters und schwankte aus dem Eßsaal.

„— und Roß und Reiter sah man niemals wieder!“ murmelte der Doctor wehmüthig.

Und immer buntere Blasen schäumten in dem Becher der Fröhlichkeit auf. Die Knallbonbons tönten mit scharfem Klang dazwischen, ein gar flottes Peletonfeuer auf einem Schlachtfeld, wo die schwersten Verwundungen dennoch Pfeil und Bogen verschulden.

Und die goldgefiederten Pfeile schwirrten unsichtbar hin und her, trafen und hafteten mit unlöslichem Widerhaken oder wurden lachend und schmerzlos wieder aus dem Herzen gelöst und als amüsante Trophäen für ein paar Stunden als Helmzier getragen.

Zu später Stunde ward die Tafel aufgehoben und in weinseligster Stimmung ergoß sich der Schwarm der Gäste in die Salons zurück, um zwischen Tauben, Rosen und Feuerflammen waghalsig mit dem Feuer zu spielen.

Auf Daphne's kleinen Händen brannten die Männerlippen, wohlig dem so oft verspotteten Brauch des Mahlzeitwünschens fröhnend.

Er hat in Deutschland bestanden und wird bestehen, so lange sich ritterliche Verehrer des schönen Geschlechts finden, welche sich jeder harmlosen Veranlassung freuen, demselben huldigen zu können, ohne zu extravagiren.

Auch Joël Eikhoff war von den Damen umringt

und freute sich der animirten Stimmung, welche die Zünglein in Begeisterung löste.

So war er es ja gewohnt und gut, daß der heutige Abend ihn nicht vollständig in ungewohnte Bahnen drängte. Er, der stets der passive Theil gewesen, welcher es seufzend duldete, daß man ihn anschwärmte, er war heute vollkommen aus der Rolle gefallen, hatte selber die Cour gemacht wie ein verliebter Schäfer, hatte sich durch Daphne's wunderlich wechselndes Wesen durch hundert Aufregungen und Empfindungen schleudern lassen. — Sie kokettirte mit ihm. Bald Frost, bald Hitze. Das Blut kochte ihm in den Adern.

Jetzt entwand sich ihm ihre geschmeidige Gestalt, wie ein Sonnenstrahl, nach welchem man greift, ohne ihn fassen zu können.

Die Brillanten ihres Stirnreifs blitzten bald hier, bald dort auf und stets schob sich eine feindlich trennende Menge zwischen sie.

Wie die verderblichen Flammen eines Loki schlagen auch hinter ihr die Feuergarben des rothen Salons zusammen und kein Waldvöglein flattert ihm bahnbrechend voran, die Entrückte wieder zu finden.

Baronin Galavera warf einen schnellen Blick hinter sich. Eikhoff war im Boudoir gefesselt.

Sie wandte sich, eine stumme Frage im Auge, an den Doktor, welcher ihr, wie von ungefähr, gefolgt war.

Er nickte, und da sie momentan allein standen, neigte er sich flüsternd näher. „Er weiß alles, was er wissen wollte und wissen sollte. Unempfindlich gegen

Millionen ist er nicht, aber er scheint trotzdem recht ernstlich Feuer gefangen zu haben."

„Er kann nicht glauben, daß Du ihm meine Verhältnisse aus Berechnung so günstig schildertest?" —

„Nein, dazu machte ich Dich anderseits viel zu schlecht in seinen Augen."

„Gut. — Sieh jetzt, ob Du ihn für den Spieltisch anwerben kannst." —

Hastig und leise waren die Worte gewechselt und der Doktor mischte sich von neuem unter die Gäste, um mit verstohlenem Gähnen etlichen Herren ein kleines Spielchen vorzuschlagen, welches als Gegengift für die tödtende Langeweile der poetischen Plauderecken arrangirt werden solle. —

Man schien schon Geschmack an diesem „Nachtisch" gefunden zu haben.

Das türkische Boudoir verwandelte sich blitzschnell in ein kleines Spielzimmer, wo gemüthlicher Skat, Baccarat und Ecarté, sehr harmlos erscheinend, Hand in Hand gingen.

Der Doktor legte die Finger auf Joëls Arm.

„Na, Unsterblicher, ehe Sie mich morgen todt schießen, lassen Sie uns den Nachlaß ausknobeln!!" lachte er. „Wie wäre es mit einem kleinen Versöhnungsskat?"

Eikhoff zog eine Grimasse. „Weiche von mir, Satanas!" scherzte er. „Heute, hier in diesen Räumen eines Engels, habe ich keine Gedanken für Teufels Gebetbuch!" —

„Sollte nicht „so ein kleiner Schlag“ — als Flügelschlag recht angemessen in Engelregionen sein?“ —

Joël lachte. „Unsinn, Doktorchen — bin faktisch nicht in der Stimmung! Sie wissen, das ewig Weibliche zieht mich hinan in den Taubensalon!“ —

„Nun, dann kosen Sie mit den Täublein sonder Galle!“ kicherte eine leise Stimme neben ihm, Daphne schritt an dem Arm eines Millionenerben zu dem Spieltisch. „Ich muß heute einmal ein Orakel befragen, dasjenige, ob ich im neuen Lebensjahr Glück in der Liebe oder im Spiel haben werde! Halten Sie mir den Daumen, Apollo, daß ich fürchterlich verliere!“ Mechanisch, wie gebannt, folgte Eikhoff. „Halten Sie auf den Coeurkönig, — Herz als Einsatz! — Sie gewinnen ihn, auf mein Wort!“ —

„Thuen Sie es mir mit der Königin zuvor?“ —

„Wie können Sie noch fragen! — va banque!“ — Joëls Stirn glühte. — Diensteifrig schob ihm der Doktor einen Stuhl herzu. —

19. Kapitel.

Man hatte das gemeinsame Frühstück im Speisezimmer der Geheimeräthin eingenommen.

Es war in der elegantesten, beinah verschwenderischen Üppigkeit servirt worden und Wigand, welcher die Haushaltung zu Lebzeiten des Geheimeraths gekannt, hatte mit wachsendem Staunen die außergewöhnlichen Veränderungen in derselben wahrgenommen.

Er wußte, wie viel Vermögen der Verstorbene hinterlassen. Es war für seine Anspruchslosigkeit außerordentlich groß, aber für seine Berechnung viel zu klein, um ein derart luxuriöses Leben, wie es zur Zeit hier geführt wurde, zu gestatten. —

Daß Joël in gewissenloser Weise das Kapital zu Hülfe nehmen würde, falls die Zinsen nicht ausreichen sollten, das bezweifelte er keinen Augenblick, von Tante Elly überraschte es ihn anfänglich.

Als er jedoch auch in ihrem Wesen und Charakter die durchaus nicht vortheilhafte Veränderung wahrnahm, welche seit dem Tode des Gatten darin vor sich ge-

gangen, wunderte ihn auch ihr leichtfertiges Depensiren nicht mehr. —

War denn Grund vorhanden, sich darum zu sorgen, wie es sein braves Herz anfänglich gethan?

Nein! — Sagte es nicht Joël selbst, hörte er es nicht täglich im Kreis der Hausfreunde als Gesprächsthema behandelt, welch eine unerschöpfliche Goldquelle die Durflurle für den Componisten ward? — und noch werden wird? —

Wenn der goldene Segen wahrlich so überreich auf das Haus des Geheimeraths hernieder funkelt, warum sollen alsdann Mutter und Sohn sich ein Leben versagen, welches so völlig ihrem Geschmack und ihren Anforderungen an Glück und Genuß entspricht? Jedenfalls fühlte sich der Pflegesohn, welcher in der Reihe der Jahre dem ehemaligen Elternhaus doch merklich entfremdet war, nicht berechtigt, der sorglosen Wittwe mit Warnungen und Ermahnungen zu nahe zu treten, dazu wäre wohl der eigene Sohn in erster Linie verpflichtet gewesen, wenn Joël überhaupt noch den Begriff der Pflicht in seinem Herzen gepflegt hätte.

So sehr er stets von seinem unerschöpflichen Reichthum sprach, — er berechnete noch soeben bei dem Frühstück lachend, wie viele Bankiers er wohl in Nahrung setzen müsse, wenn die Dorflurle erst Brüder und Schwesterlein bekommen werde, wenn die Taufe der nächsten Opern mit ihrem Lorbeer und ihrem Gold ihn erdrücken würde, — eben so sehr schien er doch Gewicht auf eine reiche Mitgift seiner künftigen Gattin zu legen.

Derart in Begeisterung und Ekstase wie heute hatte man Joël noch nie gesehen. Kein anderes Gespräch kam während des Frühstücks auf, als seine aufgeregt lebhaften Schilderungen des Daphne'schen Zauberreiches.

Die Schönheit, Genialität und Anmuth der jungen Wittwe lobte er allerdings auch mit beredten Worten, aber das Hauptinteresse schien sich doch auf die Beobachtungen zu richten, welche er, betreffs der pekuniären Verhältnisse, gemacht hatte. —

Die Einrichtung des Salons repräsentirte ein Vermögen, — die Miethe einer derart fürstlichen Wohnung bedingte ein Millionenkapital. Das Souper trug seinen Namen mit Unrecht, es war ein Diner in später Stunde, eine Reihenfolge der erlesensten Delikatessen, so raffinirt kostbar und lecker, als ob die Zeiten zurück gekommen wären, „wo ein Lukullus bei Lukullus aß!"

Außerdem hatte ja der Bruder der Baronin selber von dem außerordentlichen Vermögen seiner Eltern und demjenigen des verstorbenen Generalkonsuls gesprochen, nicht etwa, um den Zuhörer dadurch anzureizen, — nein, im Gegentheil, er hatte in seiner rücksichtslos, etwas eifersüchtigen Weise alle Fehler und Schwächen der Schwester gegeißelt, um ihr in den Augen des Fremden einen Nimbus zu nehmen, welcher seine prosaische Natur ärgerte. —

Joël hat sich bei anderen Herren nach Doktor Vahlbrecht erkundigt. —

Man nennt ihn einen witzigen, bissigen, amüsanten, satyrischen Sonderling, welcher trotz seiner göttlichen

Grobheit beliebt ist. Was aber die Hauptsache ist, er bewohnt ebenfalls eine prachtvoll ausgestattete Etage, hält sich Wagen und Pferde, Dienerschaft, macht großartige Reisen und huldigt verschiedenen Passionen, welche Kapital verschlingen.

Da der Doktor als Privatmann keinen Gehalt bezieht, müssen ihm also lediglich seine Revenuen ein derart üppiges Leben gestatten.

Was aber der Bruder besitzt, muß begreiflicher Weise auch die Schwester als elterliches Erbtheil erhalten haben

Seltsam, warum legt Joël sowohl wie die Geheimeräthin solch großes Gewicht auf fremdes Geld, da sie doch genug des eigenen besitzen und die Zukunft ihren Reichthum bis in das Unendliche anwachsen lassen wird? —

Gott im Himmel! Hätte er nur das, was hier im Hause in einem Jahr verbraucht wird, er wollte sehr zufrieden und glücklich sein. Und auch ohne dieses Vermögen ist Wigand tausendmal glücklicher, wie die reichen Leute neben ihm, welche in unersättlicher Geldgier überhaupt nicht zu einem reinen und friedlichen Lebensgenuß kommen!

Ja, Wigand war heute morgen glücklich, sehr glücklich sogar. Voll Angst und Sorge hatte er anfänglich Erikas Antlitz beobachtet, als Joël so rücksichtslos von Daphne schwärmte und sehr unverhohlen Andeutungen machte, daß sie endlich die Langgesuchte sei, welche würdig wäre, die Gattin eines Eikhoff zu werden. Keine

Wimper hatte in Erikas Gesichtchen gezuckt, sie lächelte sogar, ein seltsames, aber nicht bitteres oder schmerzliches Lächeln. Sie stimmte ihm auch in dieser Ansicht bei, da ja die Baronin alle Vorzüge einer Frau in sich vereine, wenn sie thatsächlich mit den glänzenden Eigenschaften ausgestattet sei, welche Joël an ihr gerühmt.

Nur einmal hob sie wie in starrem Staunen das Haupt, als er voll großspurigsten Lobes versicherte, Daphne und keine andere Menschenseele sei die Autorin der Dorflurle, sowie der „Truggeister.“

Athemlos blickte ihn das junge Mädchen an, dunkle Gluth stieg in ihre Wangen.

„Hat es Frau von Galavera thatsächlich zugegeben, beide Werke verfaßt zu haben?“

Joël zuckte lächelnd die Achseln. „Zugegeben? Mit klaren, bündigen Worten noch nicht, aber man kann auch zwischen den Zeilen lesen und ihr ganzes Benehmen war vollkommenes Eingeständniß. Sie gab mir zu verstehen, daß sie ihre Gründe habe, das Pseudonym fürs erste noch geheim zu halten.“

Welch' ein wunderlicher, unverständlicher Ausdruck, welch' ein mühsam verhaltenes Lachen zuckt in ihren rosigen Zügen! Wigand wird sich nicht klar, warum das kleine Haidekind plötzlich so verändert aussieht.

Die Geheimeräthin und ihr Sohn bemerkten es nicht, der Gedanke, Daphne als Lurledichterin erkannt zu haben, versetzt Beide in stürmische Aufregung.

„Joël! mein lieber Junge — bedenke welch' ein immenser Vortheil es wäre, eine Künstlerin an Dich

zu fesseln, welche Deine Musik durch derart sensationelle Texte unterstützt! — Ein zündendes Libretto ist der halbe Erfolg einer Oper! Eine derartige Dichterin sich und der eignen Kunst zu sichern, wäre von unermessener Tragweite. Auf alle Fälle, mein Herzenssohn, mach' mich heute Abend in der Oper sofort mit der Baronin bekannt! Ich hoffe dringend, sie auch bald in unserem Hause begrüßen zu können!"

Das Gespräch ward durch den Diener unterbrochen, welcher zwei prachtvolle Rosensträuße nebst Billet der Dame des Hauses überreichte.

Ein Bouquet war aus rothen, eines aus gelben Rosen gebunden.

Frau Elly richtete sich voll jugendlichster Lebhaftigkeit empor. „Ah! wieder von Mister Smith! — Aber gleich zwei Sträuße? Sollte das nicht ein Irrthum sein?" Sie öffnete hastig das Briefchen. Dann lächelte sie huldvoll und nickte Erika flüchtig zu. „Wie charmant von ihm! Ein Bouquet bestimmte er auch für Dich, Erikachen! Er will sogar den Anverwandten meines Hauses eine Auszeichnung zukommen lassen! Wirklich sehr liebenswürdig! — — Heute Abend in der Oper hofft er uns mit seinen Blüthen geschmückt zu sehen!" und die Blicke der Sprecherin glitten in schnellem Mustern von einem Strauß zu dem andern.

Dann reichte sie Erika die gelben Rosen. „Hier mein Herzchen! vergiß nicht, dem freundlichen Uebersender zu danken! — Ja, nun muß ich diesen Blumen zu Liebe eine andere Toilette wählen! Dunkelroth und

rosa ist jetzt eine so sehr moderne Zusammenstellung der Farben, — ich werde die laxfarbene Seidenplüsch-schleppe anlegen! Und Du, Erikachen, was hast Du für Pläne?" —

Das junge Mädchen hatte die Rosen sehr gleich-gültig vor sich auf den Tisch gelegt.

„Ich denke, mein schwarzseidenes Kleid wird ganz angemessen sein, Tantchen!"

„Schwarze Seide! Mon Dieu wie solide und alt-weiberisch! Wenn Du aber meinst — — gewiß, zieh' es nur an, die gelben Rosen werden allerliebst darauf aussehen!" —

Joël drehte mit verschmitztem Lächeln die Daumen umeinander. „Schon wieder Blumen von diesem ge-fährlichen Sohne Albions! Ei, ei, Mamachen! . . Der Knabe Karl fängt an, mir sehr bedenklich zu werden!" —

Frau Elly kokettirte Verlegenheit. „Schlingel! willst Du auch noch beginnen, Deine alte Mutter zu necken!"

„Meine Alte? — kenne ich nicht. Ich besitze nur eine junge, bildhübsche Mama, welche aus lauter Sparsam-keit ihre Hochzeit mit der des Sohnes zusammen feiern will, um den ganzen Rummel mit einer Abwäsche ab-zumachen!" —

Die Geheimeräthin sprang empor und barg das Antlitz, welches jedoch absolut nicht erröthet war, — voll jungfräulichster Verschämtheit in dem Bouquet. „Es scheint, Du willst mich verscheuchen, Bösewicht! Gut . . ich räume das Feld! In einer Stunde fahre ich aus, wer mich begleiten will, melde sich!" — Und

dabei flatterte sie mit wehenden Schleifen und Spitzen, neckisch wie eine Sechzehnjährige, hinaus.

„Bleibt noch hier, Kinder! leistet mir noch ein wenig Gesellschaft, dieweil ich meinen Glimmstengel smoke! — Wäre bei Gott ein kapitaler Scherz, wenn sich meine Alte nochmal unter die Haube setzte! Für die Ausländer hatte sie seit jeher ein riesiges Faible und sie zeichnet das beef auch so augenscheinlich aus, daß man schon in der ganzen Gesellschaft von der Verlobung spricht. Na, mich soll's freuen! Wenn sie sich man blos nicht reinlappt, mit dem überseeischen Reichthum hat es seine Flausen."

Der Diener trat abermals ein und überreichte die Postsachen. Das überhob Wigand und Erika einer Antwort. Mit lautem Stöhnen erhob sich Joël und dehnte die Arme.

„Laßt uns hinüber in einen Salon gehen, Kinder, und sehen, was es Neues giebt. Klein Erika, ich ernenne Sie zu meinem vortragenden Rath, lesen Sie mir vor, „lieber Wilmowski," was es Neues giebt!" — Er legte die Hand der Cousine auf seinen Arm, raffte die Briefschaften zusammen und schritt mit der Schlaffheit eines übernächtigten und überreizten Menschen nach dem Salon, sich auf den bequemsten Divan niederzustrecken.

„Thun Sie mir die Liebe, schönes Bäschen, und lesen Sie mir am Fenster vor! Geheimnisse habe ich ja nicht, und sollten Sie welche erforschen — je nun, so werden Sie discret sein und nicht weiter plaudern!" —

Er paffte ein paar Ringel, während das junge Mädchen die Briefe zur Hand nahm.

„Dieser sieht am interessantesten aus!“ — sagte sie, auf die Briefmarke blickend: „Soll ich diesen zuerst lesen?“ —

„Ja, lesen Sie ihn mal — und zwar erhalten Sie mich so lange in Spannung, bis ich aus dem Inhalt den Schreiber erkenne! Macht viel Scherz, einen Brief zu hören und nicht zu wissen, von wem!“ —

„Tu l'as voulu, George Dandin!“ — lächelte Erika und nahm auf einem Fenstersitze Platz, während Wigand, die Cigarre zwischen den Zähnen, theilnahmlos an dem Ofen lehnte. Der Rosenstrauß des Mister Smith hatte ihn nachdenklich gemacht. Seltsam, daß die Tante so blind war. Sie hätte bemerken müssen, daß der Engländer sich mehr wie nöthig um Erika zu schaffen machte. — Je nun, vielleicht irrt er sich, ihm deucht es ja, daß alle Herren von der Kleinen entzückt sind. Eifersucht stellt oft Zerrbilder vor die Augen. Thorheit, er will nicht eifersüchtig sein. Warum auch? Sieht er das unfaßliche Wunder nicht täglich mit Augen, wie Erikas Schwärmerei für Joël kühler und kühler wird? Wie das kleine Sternchen ihrer Liebe haltlos erblaßt unter den Sonnenstrahlen wahrer Erkenntniß, welche Schein und Wahrheit erbarmungslos beleuchten? — Unter den schlanken Mädchenhänden knitterte der steife Briefumschlag und löste sich. — Sie entfaltete den weißen Bogen und las: „Mein lieber, verehrter Herr Eikhoff!“ — Nun, ahnen Sie, wer diese

Anrede oft und gern gebraucht?“ unterbrach sie sich lachend.

„Lieber, verehrter Herr Eikhoff?“ — Nein! so können Tausende, so können sowohl Damen wie Herren mich anreden! —

Also weiter. „Soeben lesen wir in der Zeitung von dem großartigen Erfolg, welchen Ihre Oper Dorflurle errungen und senden Ihnen kurz — aber umgehend, die herzlichsten Glückwünsche. Wie viel aufrichtigen Antheil nehmen just wir an dieser Oper! Das Plätzchen, wo Sie im Frühjahr stets saßen, um den Melodien des Spiro Malia zu lauschen, haben wir mit Ihrem Namen benannt, und Spiro phantasirt täglich seine köstlichsten Weisen — ihm zu Ehren. Schade, daß Sie den genialen Musiker nicht zur Zeit hören können, er würde Ihnen gewiß durch Compositionen, welche hier ungewürdigt verklingen, viele Freude bereiten —“

Erika verstummte erschrocken.

Joël war wie ein Unsinniger von seinem Lager empor gesprungen, stürzte zu der Lesenden und riß ihr den Brief aus der Hand. Sein Antlitz war sehr bleich und schaute die junge Dame so verstört an, wie ein Verbrecher, welcher auf übler That ertappt wird.

„Unsinn! Blödsinn!“ stieß er mit bebenden Lippen hervor —: „ein schlechter Scherz! — Ich kenne keinen Spiro Malia —! Hat sich wohl Jemand einen Witz machen wollen!“ Und den Brief hastig umwendend, wandte er sich beinah' brüsk an Erika: „Hatten Sie etwa die Unterschrift oder den Poststempel schon gelesen?“ —

Aufs höchste betroffen, schüttelte Erika das Köpfchen. „Ich sah nur, daß der Brief aus dem Ausland kam.“

„Ausland, lächerlich! Eine falsche Marke hat man aufgeklebt und ihn hier in unsern Briefkasten gesteckt.“

Joël strich mit dem Taschentuch über die Stirn, sein erst so leichenhaftes Gesicht glühte, daß Schweißperlen unter den Haarwellen glänzten. Ein Zug ärgerlicher Gereiztheit zuckte um seine Lippen. „Daß dieser Brief auch grade in Ihre Hände fallen muß! Hm .. ich bitte Sie, Erika, nie eine Silbe über seinen verrückten Inhalt verlauten zu lassen, hören Sie? niemals!“ Seine Augen blitzten drohend zu ihr nieder, er versenkte den Brief in die Tasche und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

Regungslos verharrte das junge Mädchen. Schein um Schein erblaßte ihr rosiges Gesicht, mit weit offenen Augen, als erblicke sie plötzlich etwas Schreckliches, überraschend Unfaßliches, starrte sie ins Leere.

Durch Joëls rüde und unmanirliche Art gereizt, trat Wigand mit gefalteten Brauen in seinen Weg. „Bist Du verrückt geworden, Joël?“ fragte er kurz, aber der Componist der Dorflurle schob ihn bei Seite. „Verrückt! — bei Gott, ich glaube, ich bin nicht weit davon entfernt — meine Nerven sind unberechenbar — bitte, laß' mich!“ und er drängte ihn ungeduldig bei Seite, hinter der Thüre zu verschwinden.

Wigand stand an Erikas Seite.

„Was sollte dieser Auftritt bedeuten, liebe Cousine? Kannst Du Dir das seltsame Wesen Joëls erklären?“

Sie athmete schwer auf und strich langsam mit der Hand über Stirn und Augen. „Ich fürchte, Wigand, es erklärt mir viel, mehr vielleicht, wie Joël lieb ist!"

„Ich verstehe Dich nicht. Bitte, vertraue Dich mir an, Erika!"

Sie nickte wie tief in Gedanken und ließ sich schwer in den Sessel nieder, dieweil Landen an ihrer Seite Platz nahm und ihre Hand freundlich mit der seinen umschloß, als gelte es, ein Kind, welchem hartes Weh geschehen, sanft zu trösten; wähnte er doch nicht anders, als daß die rücksichtslose Behandlung Eikhoffs das Herz des jungen Mädchens verletzt habe.

„Ich muß gestehen, daß ich nicht sehr aufmerksam Deinem Vortrage folgte," fuhr er fort, „doch deuchte es mir, der Inhalt des Briefes sei sehr harmlos gewesen?"

Ihre großen Augen blickten ihn noch unter dem vollen Einfluß des Entsetzens an. „Er war es auch, oder schien es mir wenigstens. Ich hätte ohne allen Arg die Mittheilungen über den griechischen Musiker und Componisten gelesen, wenn Joëls auffälliges Wesen mich nicht stutzig gemacht hätte. Sein böses Gewissen aber läßt mich nun vermuthen, daß besagter „einsamer und unbekannter Componist" in irgend einem Zusammenhang mit ihm steht, welchen die Welt nicht ahnen soll und darf! O Wigand, wenn meine Ahnung eine richtige wäre!" Sie zuckte zusammen wie unter einem Schauder.

„Deine Ahnung?" Landen blickte nachdenklich vor

sich hin, seine Zähne gruben sich in die Lippe. „Mir ist es plötzlich, als ob ich diese Vermuthung mit Dir theilte!“

Sie hob lebhaft das Köpfchen. „Du verstehst mich?“

Er nickte. „Ich habe es nie begreifen können, wo urplötzlich Joëls weltbewegendes Genie hergekommen! Ich weiß doch, was er vorher geschaffen und geleistet, das aber steht in gar keinem Einklang zu der Musik der Dorflurle!“

„O Wigand —“ Erika preßte beinah' leidenschaftlich die Hände gegen die Brust — „aus welch' einem so unlöslich scheinenden Conflict hat mich diese verrätherische kleine Scene soeben gerettet! Ich will ehrlich sein zu Dir, so ehrlich, wie zu mir selbst.“ Sie neigte sich näher, ihre Stimme klang aufgeregt, die Worte überstürzten sich wie bei einem Menschen, der lange verurtheilt war, ein Geheimniß zu bergen, der in seelischem Kampf allein gerungen, voll heißer Sehnsucht, sich einer mitfühlenden Seele offenbaren zu können. Nun endlich waren die Siegel von den Lippen gelöst, haltlos brausten die Gedanken durch das Köpfchen und wurden zu Worten.

„Mir ist es seit der Aufführung der Dorflurle wie einem Wesen ergangen, welches vor einem großen Räthsel steht und sich vergeblich den Kopf zerbricht, es zu lösen. Die Musik der Oper ist so schön, so tief und genial empfunden, daß es nur ein gottbegnadetes Genie sein kann, welches sie geschaffen. Joël's ganzes Sein und Wesen aber ist so trivial, so unedel, flach und seicht, daß

es mir unbegreiflich deuchte, wie ein Mann, der in nichts einen Hauch des Göttlichen, Hohen, Reinen und Vollkommenen zeigt, ein Werk hervorbringen konnte, welches seiner Natur so fremd und schroff gegenüber steht, wie das Feuer dem Wasser. — O glaube mir, Wigand, es ward mir schwer, unsagbar schwer, mich von der Wahrheit überzeugen zu lassen. Ich habe gegen meine eigenen Zweifel an Joëls Charakter, Kunst und Ehrenhaftigkeit gestritten, als gälte es, der verkannten Unschuld und Größe eines Menschen gerecht und muthig zu Hülfe zu kommen. Aber ich stritt mit einem Stecken gegen scharfe Schwerter. Mein Verstand führte Gegenkämpen in das Feld, wider welche mein guter Wille allein nicht aufkommen konnte. — Von Tag zu Tag hoffte ich auf einen Lichtblick, welcher dieses Dunkel erhellen, welcher mir die Widersprüche in harmonischen Einklang bringen sollte. Ich erwartete, daß er von Innen heraus, aus Joël's Herzen flammen, daß sich plötzlich eine — wenigstens eine — seelische Größe an ihm offenbaren möchte, welche all' seine Schwächen und Fehler zu nur übeln Angewohnheiten stempeln würde. Daß aber die Aufklärung von außen, in dieser Weise kommen würde, das hätte ich nie für möglich gehalten, Wigand!"

„Und welcher Art hältst Du die Lösung?"

Sie senkte das Köpfchen tief, tief zur Brust. „Ach, ich kann kaum wagen, es auszusprechen!"

„Der Welt gegenüber nicht, Erika, mir gegenüber ohne alles Bangen!"

Wieder blickte sie ihn an. „Ja, Dir darf ich es sagen. Ach, lieber Wigand, ich bin jetzt überzeugt, daß Joël die Musik zu der Dorflurle überhaupt nicht geschrieben hat!“

„Ueberhaupt nicht geschrieben?“ — Landen wiegte nachdenklich den Kopf. „Sollte das nicht zu schroff beurtheilt sein? — Vielleicht hat der Componist, von welchem der Brief soeben geredet, ihm nur geholfen, hat verbessert und seinen Rath ertheilt.“

Sie schüttelte hastig das Köpfchen. „Nein, dessen brauchte sich Joël nicht zu schämen. Jeder Schüler wird gern und dankbar seinen Lehrmeister anerkennen. Die Gründe, welche ihn zwingen, die Existenz dieses Mannes geheim zu halten, sind niedriger und verächtlicher Art, das zeigte mir das böse Gewissen, welches sich in seinen Augen spiegelte. Sahst Du nicht, wie er erbleichte, wie er angstvoll bemüht war, den Inhalt des Briefes als einen erlogenen Scherz hinzustellen? Ueber dem Schreiben stand vor dem Datum „Patras.“ Joël vergaß mich zu examiniren, ob ich dieses gelesen oder nicht. Ich weiß, daß er bei einer deutschen Familie in der Nähe von Patras geweilt. Er schrieb mir selber einen Brief von dort und jetzt — ah, jetzt entsinne ich mich auch, daß er von einem ehemaligen griechischen Fischer oder Weinbergarbeiter erzählte, welcher in originellster Weise für musikalische Genüsse sorge. — Er sei eines jener verkommenen Genies, welche im Delirium tremens zu enden pflegten! — O Wigand, wie kommt mir dieser Brief jetzt in das Gedächtniß

zurück und wie ergänzt er meine lückenhaften Vermuthungen!"

Landen hatte sich erhoben und schritt mit finsterer Stirne im Salon auf und ab.

„Ein griechischer Fischer kann allerdings nicht der Lehrer eines akademisch ausgebildeten Musikers werden, höchstens —" ein scharfes Zucken ging um seine Lippen und die sonst so milde Stimme klang wie Ironie — „höchstens konnte er ihm lehren, schöne Melodien schnell in Noten festzuhalten. — Sei dem nun, wie ihm sei, es muß unsere Vermuthung nun unser Geheimniß bleiben. — Gebe Gott, daß sich der verächtliche und gewissenlose Leichtsinn nicht mit Schmach und Schande rächen möge!"

„Ach, Wigand, warum bleiben wir noch hier?"

Wie ein verklärendes Leuchten zog es über sein Antlitz. Er trat neben sie und beugte sich zu ihrem blonden Scheitel herab. „Möchtest Du wieder heim in unser stilles, verschneites Haidedorf, Erika?"

Er sprach leise und dennoch klang es wie ein Jubel durch seine Stimme, welcher himmelhoch jauchzend eine ganze Welt durchklingen möchte.

Sie seufzte tief auf, ihr Blick glänzte wie verklärt.

„Ach ja, laß uns wieder heim!" flüsterte sie, „wir waren ja lang genug hier draußen in der bunten, wunderlichen Welt, um es genugsam zu empfinden, wie schön es doch zu Hause ist!"

„Umgehend abreisen können wir unmöglich. Erstlich würde Joël der Meinung sein, daß Dich sein un-

höfliches Wesen beleidigt hat und der Conflict zwischen hier und Ellerndörp wäre fertig, zweitens hat Tante Elly Dir zu Ehren die Balleinladungen ergehen lassen und drittens — vergieb mir den Egoismus, Cousinchen — möchte ich sehr gern noch die letzten Vorträge anhören, welche äußerst lehrreich und just für unsere Ellerndörper Bodenverhältnisse interessant zu werden versprechen! Habe also noch kurze Zeit, acht oder vierzehn Tage, Geduld, und dann — o Erika, wie werde ich mich freuen, wenn erst unsere stille, einsame Haide wieder vor uns erglänzt!“

— — — — — — — — —

Als Joël sich im letzten Moment entschuldigen ließ, dringender geschäftlicher Angelegenheiten wegen nicht mit zu dem Diner fahren zu können, seine Mutter und Erika möchten ihn entschuldigen — rang Frau Elly momentan die Hände.

„Mein Gott, wie peinlich! Was wird Excellenz sagen? Ihm zu Ehren giebt der General das Diner und nun bleibt ohne vorherige Entschuldigung die Hauptperson aus! Es ist mir äußerst fatal! — Joël stößt plötzlich alle Leute mit einer etwas weitgehenden Rücksichtslosigkeit vor den Kopf, als ob er für seine nächste Oper absolut kein zuverlässiges Publikum mehr brauchte, und dabei wachsen Neider und Gegner wie Pilze aus der Erde! — Aber seine Nerven! Er ist schon jetzt so nervös, daß man wirklich große Nachsicht üben muß. Liebste Erika, ich bitte Dich dringend, diese Nervosität bei den Töchtern des Generals recht hervorzuheben!

Du kannst meinethalben ein wenig übertreiben, aber möglichst geschickt das Thema darauf bringen, daß man keine Absicht merkt, hörst Du, petite?“

Erika versprach mit etwas sonderbarem Lächeln, welches sich auch auf Wigands Gesicht spiegelte, diesem Wunsch nach besten Kräften zu willfahren.

Dann machte sie Toilette.

Ueber ihrem Zimmer befanden sich die Wohnräume Joëls. Sie hörte ihn ruhelos auf- und abschreiten, wie in hoher Erregung Stühle stoßen und Gegenstände zur Erde schleudern. Seltsam, hatte noch eine besondere Nachricht in dem Brief gestanden, welche ihn derart alterirte, oder fürchtete er lediglich ihre Indiskretion? Könnte sie ihn doch hierüber beruhigen.

Aber wie? Er, der selber nur der niedrigsten Gefühle fähig, traut auch seinen Mitmenschen nur das Schlechteste zu, und weil er sie für eifersüchtig hält, fürchtet er ihre Rachsucht. — — So straft das Böse sich stets durch sich selbst.

Ihr gutes Herz empfindet Mitleid, aber während sie sinnt, wie sie ihm seinen quälenden Argwohn nehmen kann, hört sie über sich einen wahren Wuthausbruch in Worten und Schmähungen. Er scheint an dem armen Diener seinen Zorn auszulassen.

Erika schaudert. — Welch' eine maßlose Heftigkeit, welch' ein brutales Toben! Sie drückt die Hände vor das Antlitz und schämt sich, daß sie beinah zwei Jahre lang mit Blindheit geschlagen war, diese trügerische Schönheit zu lieben. Jetzt begreift sie sich selber nicht mehr.

Das Diner im Hause des Generals verlief wie alle derartigen Festlichkeiten. Die Gastgeber waren sichtlich verletzt durch Joël's Fernbleiben, welches Frau Elly nicht einmal genügend begründen konnte. Sie glaubte, daß ihr Sohn per Depesche abberufen sei, etwas Bestimmtes wußte sie selber nicht.

Erika athmete auf, als die Geheimräthin sich sehr früh empfahl, weil sie leider eine Verabredung nöthige, in der Oper zu erscheinen. Sie fuhren noch einmal bei Villa Eikhoff vor.

Sie war selber sehr gespannt, Joël zu sprechen.

Er ließ auch jetzt lange auf sich warten.

Als er endlich erschien, zeigte er eine Miene, welche sein schönes Gesicht direkt häßlich erscheinen ließ. Er war unliebenswürdig, wortkarg, von einer geradezu empörenden Rücksichts- und Respektlosigkeit selbst gegen seine Mutter.

Als er das Foyer der Oper betrat, wechselte sein Benehmen. Er war der höfliche, charmante, überall erobernde Componist der Dorflurle.

Sein Agent trat ihm entgegen. „Gut, daß Sie heute kommen, verehrtester Herr Eikhoff, thun Sie sich selber und uns den Gefallen, der Diva ein paar Artigkeiten hinter den Coulissen zu sagen!“

„Sie sind wohl verrückt, alter Freund? Warum das?“ herrschte ihn Joël unwillig an.

„Weil das Fräulein durch irgend etwas sehr beleidigt scheint. Schon die beiden letzten Male hat sie die Lurle so flau und absichtlich schlecht gesungen, daß ich im Publikum sehr viel abfällige Urtheile hörte,

nicht über die Sängerin, sondern über ihre triviale, leierkastenmäßige Partie! Sie wissen ja, Herr Eikhoff, wenn die Melodien im zweiten und dritten Akt, die beiden Solos und das Duett nicht sehr feurig und rhythmisch vorgetragen werden, können sie sehr leicht trivial wirken und das Fräulein schien die Musik herunter ziehen zu wollen."

„Der Teufel soll die unverschämte Gans holen!" knirschte Joël, aller Selbstbeherrschung bar. „Bildet sich die einfältige Person ein, ich soll mich tagtäglich vor ihren Triumphwagen spannen?"

Der Agent zuckte die Achseln. „Sie haben das kleine Teufelchen anfänglich zu sehr verwöhnt, da hat sie sich was in den Kopf gesetzt. Ja, wie die Marva noch die „Marieken" sang, hat die das Duett gehalten, überhaupt wird die Marva sehr vermißt. Die jetzige Marieken ist steif, häßlich, kein Mensch will sich recht für sie erwärmen. Es wäre doch besser gewesen, Herr Eikhoff, Sie hätten die Marva gehalten, damals lag's in Ihrer Hand."

„So? dieses arrogante, langweilige Frauenzimmer," höhnte Joël entgegen, „diesen Tugendspiegel, die den Herren mit Ohrfeigen drohte, wenn man ihrer „geheiligten" Person ein Schrittchen zu nahe kam? Nee, Verehrtester, dazu war sie mir zu unsympathisch. Bah, sie intriguirt jetzt, sie will sich rächen, darum hetzt sie die Lurle auf!"

„O nein, dazu kannten sich die Damen zu wenig. Ich versichere Sie, die Kleine ist wüthend, daß sie

plötzlich von Ihnen vernachlässigt wird! Sie sagte mir ja selbst, ‚so lange wie es galt, die Première durchzudrücken, hat er mich mit Artigkeiten überhäuft ...‘“

„Ach so, ein neues Armband!“ Der junge Musiker warf spöttisch den Kopf zurück. „Gut, ich werde ihr ein paar neue Brillanten in den Rachen werfen —“

„Seien Sie vorsichtig, Herr Eikhoff —“

„Ich bin eilig. Guten Abend.“

Er drehte dem Sprecher unhöflich den Rücken und schritt, abermals grimmige Falten auf der Stirn, zur Loge.

Seine Mutter erwartete ihn voll Ungeduld.

„Denk' Dir, mein Sohn!“ flüsterte sie ihm hastig zu und zog ihn etwas bei Seite, „soeben fragt mich Doktor Linden, ob Du schon die empörende Kritik der Dorflurle in der X. X. Zeitung gelesen habest? Man behauptet, der große Erfolg sei einzig der brillanten Darstellung an dem Premièren-Abend zu danken gewesen. Jetzt, wo der Mousseux dieses Champagnerbechers verflogen sei, blieb eigentlich nichts anderes als ein recht schales und abgestandenes Weinrestchen. — Selbst die Darsteller seien dieses Getränk herzlich müde. Ist das nicht empörend?“

Joël zuckte geringschätzig die Achseln. „Laß sie doch kläffen! Bosheit, Neid! Bah, was sagt Goethe: ‚Willst Du nicht, daß Dich die Dohlen umschreien, mußt Du nicht Knauf auf dem Kirchthurm sein!‘“

„Wird Dir diese Besprechung nicht schaden?“

„Mir? Dem Componisten einer Dorflurle kann

überhaupt nichts mehr schaden. Die Oper ist an allen nennenswerthen und in Betracht kommenden Bühnen angenommen, mein Name ist berühmt über Land und See hinaus, was können mich da noch die giftigen Zünglein solches Natterngezüchts anhaben! Ah, voilà, die Sonne geht auf! Da drüben, sieh, uns gegenüber in der Loge, die Dame in dem feurig-gelben Atlas —" er grüßte sehr lebhaft und anhaltend zu ihr hinüber — „ist Baronin Galavera!"

Daphne sah sehr schön und sehr auffallend aus. Aller Augen richteten sich nach dem eigenartigen Paar, welches sich so ungenirt und merklich begrüßte.

Der Componist der Dorflurle erregte stets ein lebhaftes Interesse in der Oper, die von ihm so ostensibel ausgezeichnete Dame war sofort der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Daphne bemerkte es und schien sehr angenehm davon berührt. Ihre Zeichen- und Fächersprache zu der Loge Eikhoff ward immer lebhafter und heiterer, und als Joël im ersten Zwischenakt an ihrer Seite erschien, nahm sie es als ein Selbstverständliches, daß er ihr nach kurzer Begrüßung den Arm bot, sie zu seiner Mutter zu führen.

Doktor Wahlbrecht folgte, in seiner sarkastischen Weise sich selber als „Anstandswauwau" bezeichnend.

Die Geheimräthin hatte soeben Mister Smith begrüßt und ihm zahllose angenehme Dinge über seine große, rosenspendende Liebenswürdigkeit gesagt, was der Sohn Albions mit seinem stereotypen Lächeln geduldig

hinnahm, — dann wandte sich Elly mit etwas schauspielerischer Lebhaftigkeit zu Daphne, sie in überschwänglicher Weise als reizendste aller Göttinnen zu begrüßen.

Mister Smith benutzte den Augenblick der Freiheit, wählte sich einen Stuhl geschickt in der zweiten Reihe neben Erika, um der Baronin mit steifen Verbeugungen den Platz neben der Mutter des Componisten einzuräumen. So verlangte es die Höflichkeit.

Daphne heftete einen durchdringenden Blick auf Erika, welche sich erhoben hatte, um gleich Landen vorgestellt zu werden.

Die schöne Wittwe streckte dem jungen Mädchen voll gewinnender Liebenswürdigkeit die Hand entgegen, aber in der Art und Weise, wie sie ein paar Worte an die Cousine Eikhoffs richtete, lag etwas nachsichtig Herablassendes, als dictire lediglich ein gewisses Mitleid ihr diese Beachtung des nichtigen Persönchens. Und dennoch schillerte eine kleine Schlange in ihrem Auge.

Das goldblonde Haar Erikas kam durch das schwarze Kleid zur vollsten Geltung und die Anspruchslosigkeit ihrer schlichten Toilette erhöhte die jugendlich rosige Frische ihres Gesichtchens.

Doppelt alt und erkünstelt erschien Frau Elly neben ihr, deren rosa Schleppe es erst recht auffällig machte, wie wenig passend sie zu dem Antlitz sei, welches trotz aller Schönheitsmittel die Jahre nicht hinweg leugnen könnte.

Mister Smith sah Erika eine Zeit lang lächelnd an, ehe er sie in englischer Sprache anredete: „Warum tragen Sie die gelben Rosen, mein liebes Fräulein?"

Erika sah harmlos auf die Blüthen nieder. „Weil Tante Elly mir diesen Strauß in Ihrem Namen überreichte, ich dankte Ihnen schon bei unserer Begrüßung für diese Aufmerksamkeit!"

„Well. Warum nahm sie die rothen Rosen für sich?"

„Bestimmten Sie es nicht so?"

„Oh no, no!" — Mister Smith lachte noch mehr. „Sie hat wohl geglaubt, der Hochsommer liebe die glühenderen Farben. Well, so schmückt sich der Frühling mit gelbem Gold."

Eine kurze Pause, dann sagt er plötzlich deutsch: „Sie sprechen noch nicht sehr gut das Englisch, liebe Miß Erika? Sie sollten einst kommen nach England!"

Sie lachte und schüttelte das Köpfchen. „Ich kenne keine Menschenseele dort, was hätte ich für einen Grund, zu reisen?"

„Man uird lernen kennen die Menschen oder einen, und das is genugsam."

„Ich habe nie viel Passion für das Reisen gehabt."

„Well. Eine Hochzeitsreise macht jedes Lady." — Sein Auge haftete unverwandt in dem ihren. Als sie schwieg und das Opernglas hob, um das neu auf die Plätze zurückströmende Publikum zu beobachten, fuhr Mister Smith mit unverändertem Lächeln fort: „Es sind viele deutsche Weiblichkeiten, uelche haben geheirathet nach England!"

Erikas Blick flog in jäher Betroffenheit zu Tante Elly herüber. Wollte er sie vorbereiten? Sie nickte gleichgültig. — „O ja, es giebt gar viel verschiedenen Geschmack in der Welt!"

Plötzlich schaute er sie ernsthaft an. „Glauben Sie, Miß Erika, daß auch ich könnte gut schmecken einer Lady?"

Erika lachte schallend auf, Wigand, welcher mit gekreuzten Armen der Unterhaltung gelauscht, lachte mit, und Mister Smith schien sich sehr zu freuen, daß er einen Witz gemacht hatte. Frau Elly aber ward durch diese Heiterkeit wieder an ihn erinnert, ihre Liebenswürdigkeit streckte aufs Neue die Polypenarme nach ihm aus und berief ihn abermals an ihre Seite.

---

20. Kapitel.

Frau Geheimeräthin Eikhoff gab ihrer Nichte zu Ehren einen Ball.

Man war in den Gesellschaftskreisen fest überzeugt, daß an diesem Abend die Verlobung Joëls mit Erika veröffentlicht werden sollte, denn welch' einen anderen Zweck hätte es sonst gehabt, das junge Mädchen, welches nur dem Namen nach als „Nichte“ bezeichnet wurde, sonst aber kaum mit den Eikhoffs verwandt war, für Wochen hinaus in das Haus zu laden.

Joël hatte sie selber als einzige Tochter und gute Partie bezeichnet, und wenn er ja auch durchaus nicht auf Geld zu sehen brauchte, so weiß man doch, daß kein Mann, selbst der reichste, gleichgültig gegen eine gute Mitgift ist.

Außerdem war Fräulein Koltitz sehr frisch und hübsch, eine niedliche und sympathische Erscheinung, durchaus nicht mit jenen Gänschen vom Lande zu vergleichen, welche über ihre eigenen Gliedmaßen stolpern und den Fisch mit dem Messer essen, — man hatte auf derartige außergewöhnliche Land- und Gutsverhältnisse gerechnet, nach der Beschreibung, welche Mutter und Sohn Eik-

hoff ehemals von Ellerndörp gemacht. Es schien übertrieben gewesen zu sein, wie alles, was neuerdings im Hause der Geheimeräthin gesprochen und gethan wurde.

Man hatte fest auf die Verlobung gerechnet und war um so verblüffter, als man die übergroße Gleichgültigkeit der beiden jungen Leute bemerkte.

Joël hatte kaum einen Blick für die Cousine und Erika schien sich für alle anderen Menschen mehr zu interessiren wie für den Componisten der Dorflurle.

Dennoch erschien derselbe so nervös erregt und zerstreut, daß man auf irgend eine bedeutsame Ursache gefaßt sein konnte.

Die Neugierde ward befriedigt, als ziemlich spät, beinah' als Letzte der Geladenen, eine neue Persönlichkeit im Kreise der Bekannten „erstrahlte!“

In wundervoller Toilette, funkelnd in Diamantenpracht, rauschte Daphne über die Schwelle. Sie war klug und taktvoll genug, die fremde Gesellschaft erst kennen lernen zu wollen, ehe sie durch irgend eine Extravaganz vielleicht dem Neid und der Eifersucht eine Handhabe gab, sie hatte ihre griechische Kleidung heute verschmäht, nur das Köpfchen war und blieb „antik!“

Dennoch war ihre ganze Erscheinung außergewöhnlich und interessant. Die Kostbarkeit ihrer Toilette ging Hand in Hand mit dem gediegensten Geschmack, und wenn auch Niemand recht zu sagen wußte, in was die Eigenart ihres Wesens bestand, so war man doch ohne weiteres überzeugt, ein ganz besonderes Menschenkind vor sich zu haben.

„Eine Schriftstellerin!“ — Landen hatte dem Nächststehenden diese Auskunft gegeben und wie ein Lauffeuer flog das Wort von Mund zu Mund. Natürlich, eine Schriftstellerin! Nun begriff man den durchgeisteten Blick ihrer Augen, die seltsam bilderreiche Sprache, welche oft so geistvoll hohen Aufschwung nahm, daß man dem Gedankenflug kaum folgen konnte. Ihre Stimme klang so köstlich, daß man ihr lauschte wie Musik und darüber keine Zeit fand, nachzudenken, ob die interessanten Floskeln sinnig oder unsinnig seien. Jedenfalls waren sie originell.

Seit sie die Salons betreten, hatte Joël nur noch Aug' und Ohr für sie, welche seine Huldigungen sehr liebenswürdig, aber doch sehr gelassen, als etwas Selbstverständliches hinnahm. Das imponirte den Zuschauern am meisten.

Baronin Galavera bemühte sich voll bezaubernder Liebenswürdigkeit um alle Anwesenden, Niemand übersehend, für Jeden eine gewinnende Höflichkeit bereit haltend, Joël, welcher wie ein Schatten unzertrennlich folgte, an ihrer Seite freundlich duldend, ohne sich im mindesten zu bemühen, ihn an sich zu fesseln. — Man bestürmte Frau Elly um nähere Auskunft über die reizende Frau und ihren so häßlichen Bruder. —

Da konnte die Geheimeräthin nicht genug des Herrlichsten berichten, — was aber das Erstaunlichste war, sie bezeichnete die Baronin als Verfasserin des Dorflurlen-Textes und des Romans „Truggeister.“

Das machte Effekt! —

Die Damen, welche sämmtlich in begeistertster Weise für diesen entzückendsten aller Romane schwärmten, waren außer sich vor Freude, endlich die Gottbegnadete, Langgesuchte gefunden zu haben, noch dazu in einer so bestrickenden Persönlichkeit, welche nicht allein durch die Feder, sondern durch ihr ganzes Sein und Wesen die Herzen eroberte.

Die Herren freuten sich des guten Vorwands, in der Autorin die Frau verehren zu dürfen, sich neben der Verfasserin der „Truggeister“ der reichen Wittwe nähern zu können.

So war Daphne auch hier sehr schnell der Mittelpunkt alles Interesses, und weil die Geheimeräthin Diskretion betreffs des Romans zur Pflicht gemacht, so wagten sich die Huldigungen fürerst nur in versteckter, aber möglichst anzüglicher und auffälliger Weise an sie heran.

Jedermann, welcher sich mit der Baronin unterhielt, lenkte das Gespräch auf den „Mode- und Saisonroman Truggeister“ — auf den Text der Dorflurle, und erging sich in den exaltirtesten Lobpreisungen. Aller Augen hingen dann gespannt an dem Antlitz der schönen Frau, welche so dankbar und anmuthig dazu lächelte, etwas verlegen flüsterte: „So? gefällt Ihnen das Werk? Nehmen Sie so viel freundlichen Antheil daran? Welch ein Beweis für Ihren vortrefflichen Geschmack, für Ihren regen Geist! Wie glücklich muß solch' ein Urtheil den Verfasser machen, welchem man darauf hin mit Recht nachrühmen kann: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!“ —

Es lag stets etwas sehr Verbindliches und Schmeichelhaftes in der Art und Weise ihrer Antwort, obwohl dieselbe nie ein direktes Zugeständniß in Worten enthielt. Dafür verriethen ihre Augen und ihre Befangenheit sie um so mehr und es waren kaum die ersten Tänze vorüber, als die gesammten Anwesenden mit vollkommener Sicherheit die Baronin von Galavera als Verfasserin der „Truggeister“ und „Dorflurle“ bezeichneten.

Damit ward sie an die Seite Joël Eikhoffs gestellt, und war zuvor nur ein Stern am Himmel der Kunst neu erstrahlt, so verdoppelte er nun seinen Schein und ward als interessantestes Zwiegestirn von einer begeisterten Menge verehrt.

Wie sehr eine unparteiische Gesellschaft, welche Sinn und Verständniß für Kunst und Geist besitzt, eine Schriftstellerin auf den Schild hebt, sah Erika jetzt mit Augen, und ihr Herz schlug ein paar Augenblicke hoch auf, in Verachtung und Empörung über die schamlose Comödie, welche Daphne den Leuten gegenüber spielte. Wenn sie es auch nicht wagte, sich öffentlich als Autorin zu bekennen, so wußte sie doch so geschickt den Schein der Thatsache zu wahren und nahm so raffinirt die Huldigungen auf, daß ihr stetes Abwehren doch nur ein verstecktes Annehmen schien.

Mochte Baronin Galavera auf alle Anwesenden einen bestrickenden Zauber ausüben, — Eine ließ sich nicht von ihr blenden, Erika durchschaute die Comödiantin und rang minutenlang einen schweren Kampf mit sich, ob sie diesem Possenspiel ein Ende bereiten

und die wahre Verfasserin nennen solle, — aber dieser unerhörte Eclat widerstrebte ihr, sie schämte sich in die Seele der verächtlichen Frau hinein und konnte es nicht über sich gewinnen, sie derart zu erniedrigen.

So glänzend auch der Triumph für sie, so lockend die Genugthuung war, welche ihr widerfahren würde, sie verzichtete darauf. — Der Gedanke, all' die zuckersüßen, vergötternden Reden zu hören, wie sie Daphne jetzt so behaglich und selbstbewußt entgegen nahm, jagte ihr das Blut schwindelnd in die Schläfen. Sie schämte sich, durch eine Enthüllung des Geheimnisses all' diese Ovationen für sich zu verlangen.

So blieb sie lieber das versteckte, übersehene Veilchen, auf welches die Königin Rose mitleidig hernieder lächelt.

Seit man sich überzeugt, daß Joël nicht beabsichtigte, Erika zur Gattin zu erwählen, war das junge Mädchen übersehen und vernachlässigt, denn es mußte doch wohl sehr kläglich mit dem reichen Erbe stehn, wenn Joël darauf verzichtete.

Daphne stellte das Haideblümchen, das kleine, bescheidene, vollkommen in den Schatten, und Erika räumte ihr lächelnd das Feld.

Sie hatte ja nicht geschrieben und ihre Kunstwerke geschaffen, um des Beifalls der Menge willen, sondern einzig sich selber zum Entzücken, zum Genuß und stillen Zufriedenheit, wie eine Blume süßen Duft aushaucht, gleichviel, ob ihn die Menschen bemerken und loben, oder nicht.

Konnten wohl all' diese fremden Herzen, welche sich jetzt für ihre Werke erwärmten, auch nur in einem einzigen Schlag all' das tiefe, unbeschreibliche Glück nachfühlen, welches sie dermalen empfunden, als sie in der einsamen kleinen Stube Ellerndörps jene Gestalten schuf, welche nun so sieghaft die Welt durchwandern?

Nein! Sie können es in dem Rausch und Trubel des bewegten Stadtlebens gar nicht begreifen, daß die höchste und reinste Freude eines gottbegnadeten Dichters das Schaffen selber ist. Keines jener huldigenden Worte, kein einziger Blick bewundernder Begeisterung, nach welchen Joël lechzte und welche Daphne zu berauschen scheinen, würden Erika jemals einen Augenblick jener still verklärten Zeit ersetzen können, wo die Muse allein an ihrer Seite stand, mit heiligem Weihekuß ein Werk zu segnen, welches einzig die Liebe und nur die Liebe aus keuschem Herzen geboren.

Und nun war die Zeit darüber hingestrichen, hatte das zarte Pflänzlein hinaus getragen und es durch den Zauber der Druckerschwärze wachsen lassen, daß seine Blüthen die ganze Welt entzückten. Die Sonne stand darüber und hüllte es in blendende Helle und fuhr wohl auch Neid und Mißgunst im Donner und Blitz übler Kritiken darüber hin, so glichen sie dennoch nur dem Gewitter, welches mehr Nutzen bringt, wie Schaden.

Viele andere Recensenten lobten den Roman um so mehr, und was seine beste und maßgebendste Kritik

war — der Verleger druckte Auflage um Auflage, zum Zeichen dafür, wie lieb das Publikum jenes Buch und seinen noch unbekannten Verfasser gewonnen. —

Das wußte Erika, und mehr des Glückes verlangte sie nicht. Voll edler Seelengröße und demüthiger Bescheidenheit stand sie unbeachtet im Hintergrund, dieweil eine Andere sich das frivole Haupt mit dem Glanze eines falschen Heiligenscheines schmückte.

Und heute war es Erika lieb, sich mehr zurückziehen zu können, um zu beobachten.

Ihre Tage in der Residenz waren gezählt und ehe sie sich aufs neue in den seligen Frieden ihrer Haide flüchtet, will sie Eindrücke und Anregung sammeln, wie ein Bienchen den Honig für die Winterzeit zusammenträgt.

Da es sehr an Tänzern mangelte — — leider hatten die sämmtlichen Offiziere eines Regiments in dem letzten Moment absagen müssen, weil ihr Commandeur einem Lungenleiden erlegen war, — schien es nur natürlich, wenn sich das junge Mädchen, mit der liebenswürdigen Rücksicht der Gastgeberin, dem Tanzen etwas fern hielt.

Da keine Karten vergeben, sondern aus obigem Anlaß nur Extratouren getanzt wurden, fiel dies auch nicht schwer. —

Ab- und zuschreitend durch Tanzsaal und Salons, suchte und traf ihr Blick stets von neuem die stattliche Gestalt Wigands, welcher seinen Verpflichtungen als Tänzer doppelt gewissenhaft nachkam, je rücksichtsloser

Joël dieselben vernachlässigte und nur noch als Schleppenträger und Courmacher der Baronin Galavera zu existiren schien.

Er hatte sich darüber schon sehr mißbilligend zu Erika geäußert und aus seiner Aversion gegen die moderne Circe kein Hehl gemacht. Er fand es sehr eigenthümlich, in welch ungenierter Weise die emancipirte Frau ihn über seinen hiesigen Aufenthalt und die Art seiner Passionen, sich zu amüsiren, ausgefragt hatte.

Jeden anderen Herrn hätten ihre Anzüglichkeiten wohl amüsirt und angereizt, Wigand hatte kein Verständniß für Scherze und Neckereien, welche ein ausschweifendes Leben bei den jungen Residenzlern ganz selbstredend finden.

Sie schlug die Hände zusammen vor Staunen, daß er keines der Lokale kannte, welche doch sonst die jeunesse dorée der Großstadt zu besuchen pflegt!

„Nun, Sie werden doch wohl hie und da einmal Karten spielen?“ — lachte sie mit schillerndem Blick.

Landen verneinte sehr kühl und antwortete, daß er nie im Leben gespielt habe und auch niemals spielen werde, da er keine Kapitale zu verspielen habe, halte er es für unehrenwerth, welche gewinnen zu wollen.

Sie lächelte sehr ironisch, aber versicherte, daß sie diese Selbstbeherrschung unendlich bewundere. Alsdann schien sie jedoch jedes Interesse an dem verbauerten, soliden Krautjunker verloren zu haben, sie würdigte ihn keiner weitern Anrede, und Wigand mied ihre

Nähe, wie man einen Umweg macht, um nicht auf eine Schlange zu treten.

Jetzt stand er in der Saalthüre und schaute tief aufathmend über die vergnügte und sehr amüsirte Menge, als sein Blick plötzlich Erika traf.

Es war eine Tanzpause, Erfrischungen wurden gereicht, und ein Glas Sect von einem servirenden Diener in Empfang nehmend, trat er an ihre Seite.

„Wie gut, daß Du momentan nicht in Anspruch genommen bist!“ lächelte er heiter: „laß mich ein Weilchen an Deiner Seite ausruhen! Dort in dem Erker ist ein behagliches Eckchen! Gestatte, daß ich Dich hinführe.“

Er legte ihren Arm in den seinen und erreichte das gründekorirte kleine Sopha, welches freien Blick in die anstoßenden Räume gewährte.

„Ich habe schon öfters gesehen, daß Du die Tänzer abwiesest, liebe Erika, — macht es Dir kein Vergnügen, unter der Jugend herum zu wirbeln?“ —

„Nein, — das Tanzen bringt mich um die schönsten und interessantesten Beobachtungen, darum habe ich ihm heute abgeschworen!“

„Beobachtungen?“ er lachte. „Ist es möglich, daß man hier etwas scherzhaftes, tragisches oder lyrisches beobachten kann?“

„Das will ich meinen.“

„Was? ich bitte Dich, sag mir einmal ehrlich: — was? Ich höre soviel davon reden, daß die Leute bei Gesellschaften so viel beobachten, — es muß aber wohl

ein ganz besonderes Talent sein, denn so angestrengt, wie ich mich stets umgesehen habe — etwas interessantes habe ich nie bemerkt!"

Sie zupfte mit vergnügtem Gesichtchen die Sträuße künstlichen Haidekrauts auf ihrem weißen Tüllkleid zurecht. „Ja, es ist wohl ein Talent, ein solches, welches der Leierkastenmann erläutert: „Am Drehen liegt's." Hier liegt's am Sehen. — Wärest Du zehn Minuten früher gekommen, hätte ich Dir eine allerliebste kleine Scene ad oculos demonstriren können!"

„Welch eine? — bitte erzähle!" —

„Ich wollte für eine der jungen Damen, welche ihre Toilette beim Tanzen zerrissen, schnell ein paar Stecknadeln aus der Garderobe holen und mußte behufs dessen den Corridor passiren. Die Thüre zu dem Zimmer, in welchem die Herren abgelegt, stand offen, ich wollte sie im Vorüberschreiten schließen, da sah ich ein recht originelles Bild. Vor dem Spiegel stand der junge Marinepfarrer, welcher als Besuch seiner Mutter, der verwittweten Majorin, heute Abend mit zu uns eingeladen wurde.

Er stand, hatte einen blitzenden Infanteriehelm in der Hand, hob ihn und drückte ihn auf sein Haupt. Dann sah er sein Bild im Spiegel, reckte sich stolz empor, machte die Bewegung, als wolle er den Schnurrbart streichen — stellte den Arm in die Seite und sah so strahlend glücklich aus —"

Landen lacht herzlich und gutmüthig auf. „Prachtvoll! das ist ja das reine Lustspiel!" —

„Lustspiel?“ — Erika schüttelte wehmüthig das Köpfchen: „so scheint's nur auf den ersten Blick. Auch ich glaubte es im ersten Moment, daß der junge Prediger sich einen harmlosen Scherz erlaube, aber ich zögerte, weiter zu gehen, als ich plötzlich einen tiefen, tiefen Seufzer zu mir herüber klingen hörte. Das strahlende Lächeln war aus dem Antlitz des jungen Mannes verschwunden, er hatte den Helm wieder abgenommen und hielt ihn in der Hand. Sein Antlitz neigte sich darüber, es sah sehr bleich aus. — Was aber die Augen sprachen, welche mit schmerzlich langem Blick den blitzenden, kriegerischen Kopfschmuck betrachteten, — das . . . läßt sich nur in einer kleinen Geschichte erzählen.“

Wigand blickte bewegt in das liebliche Mädchengesicht nieder, welches mit sinnend großen Augen zu ihm aufschaute.

„Verstandest Du die Geschichte?“ fragte er leise.

Sie nickte. „Eine alte, ewig neue Geschichte. Ich sah den kecken, übermüthig trotzigen, strammen Soldatenjungen vor mir. Er hatte im Leben nichts Schöneres gekannt, als des Vaters schmucke Uniform. „Wenn ich erst Soldat bin!“ — darin gipfelten all' seine Vorstellungen des höchsten Glückes. — Und dann kam der Krieg. Als der Vater sich zum Abschied rüstete und sein schluchzendes Weib an die Brust drückte, hielt der Junge den Helm. Er küßte ihn mit strahlenden Augen: „Wenn ich erst Soldat bin, ziehe ich auch in den Krieg!“ rief er mit blitzenden Augen. Und als

der Vater ihn auf die Arme hob, setzte er ihm jubelnd, wie er stets gethan, wenn Papa in die Kaserne ging — den Helm auf das Haupt. „Wenn Du wieder kommst, bringst Du mir auch einen mit! Weißt ja, ich wünsche ihn mir so sehr, — einen wirklichen, echten, kein jämmerlich Ding von Pappe!“ — — Aber der Vater kehrte nicht wieder, und der Knabe bekam keinen Helm zum Christfest. Die arme Offizierswittwe hatte kein Geld für Unnützes. Und als der Abiturient Abends allein mit Mütterchen auf dem Sopha saß — da fragte sie ihn: „was willst Du nun werden Kind?“ — die flehenden Augen trafen die ihren wie ein Hülfeschrei. „Offizier, Mutter! — meine ganze Seele hängt daran!“ — Sie schluchzte laut auf, holte ein kleines Päckchen mit Werthpapieren und nun rechneten sie — die halbe Nacht hindurch. Es ging nicht, er muß so schnell, so schnell wie möglich sein Brod verdienen. Prediger werden — bald eine kleine, trauliche Pfarre erhalten, wo er die Mutter und Schwestern bei sich aufnehmen kann. — Als die ersten Sonnenstrahlen durch die blinden Fenster des Bodenstübchens blinzten, sahen sie einen bleichen Schläfer. Er hatte eine alte Truhe geöffnet, der Helm des Vaters lag vor ihm, sein Antlitz mit den thränenfeuchten Wangen preßte sich darauf. Und dann nahm er Abschied, um zur Universität zu gehen. Die reizende Freundin seiner Schwester stand drunten im Gärtchen, er hatte sie so lieb — „Du willst Pfarrer werden?“ — lachte sie spöttisch! — „undenkbar! — haha — ich hei-

rathe nur einen Offizier!" — und wandte ihm den Rücken." —

„Erika!" — Wigand hatte sich unwillkürlich erhoben, sein Blick starrte auf den jungen Prediger, welcher unbemerkt in den Salon getreten war. Er stand vor einem Oelgemälde. „Der Sturm auf St. Privat." — Er stand und stand und schaute — —

„Erika," — flüsterte Landen betroffen: „Ist Deine Erzählung wahr?" —

Sie zuckte die Achseln. „Sie ist der Anfang zu einer Novelle, sie ist eine kleine Beobachtung."

„Und sind alle Beobachtungen so traurig?"

Sie lächelte. „Das verhüte Gott. — Siehst Du den dicken alten Herrn dadrüben, welcher sich eben hinsetzte und plötzlich so entsetzt wieder aufspringt und mit verstörten Blicken um sich schaut?" —

„Allerdings — aber . . .?" —

„Er hatte vergessen, daß er vorhin zwei Weintrauben für seinen kleinen Enkel eingesteckt hatte, — ich fürchte, — er wird sich umziehen müssen . . . ."

Landen lachte schallend auf. — „Herr des Himmels, was hast Du für absonderliche Augen! Der liebe Herrgott muß sie wohl ganz anders geformt haben, wie die meinen! Fällt Dir auch zu diesem Helden eine Novelle ein?"

„O ja!" wenn man seine Gattin ansieht — mit dem scharf gekniffenen Mund und den spitzen Augen und wenn man den nagelneuen Frack bedenkt, welchen Papachen fraglos ganz heimlich selber auswaschen

wird — — aber die Tanzpause ist um, lieber Wigand! die jungen Damen sehen sicherlich schon nach der Uhr."

„Dann bitte ich Dich herzlich um diese Extratour, liebe Erika."

„Anbetracht, daß wir in Ellerndörp doch keine rechte Gelegenheit zu einem Walzer haben werden" — sie erhob sich und legte abermals ihre Hand auf seinen Arm.

Er blieb noch einen Augenblick zögernd stehen und schaute ihr mit glückstrahlendem Lächeln in die Augen.

„Erika!" flüsterte er weich, „weißt Du auch, daß es eine große Auszeichnung für mich ist, nachdem Du schon so viele Herren abgewiesen? Fürchtest Du nicht, die Anderen zu beleidigen?" —

Sie lachte beinah' übermüthig. „Nein! denn keiner der Herren wird es der Beachtung würdigen, daß ich tanze. Sieh diese müden, übernächtigten Gesichter! Ich glaube, die jungen Cavaliere der Residenz rechnen es während der Hochsaison unter die Werke der Barmherzigkeit, wenn ein Mädchen ihnen „die Arbeit" erspart!" —

Sie tanzten. Wie die Walzerklänge schmeichelten und wogten — wie fest und sicher sein Arm sie hielt. Es ist doch etwas Wundersames um solch' einen kraftvoll, markigen Männerarm.

Schade, daß Wigand der häßlichen, entstellenden Frackmode hier huldigen muß! Die Herren sehen alle

so spiegelblank und frisch geplättet aus, als lägen sie Nachts über, in Seidenpapier eingewickelt, in der Kommode. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß sie wie Männer schaffen und arbeiten können. Residenzarbeit ist allerdings keine Landarbeit. Dennoch freut sie sich, wenn sie Wigand wieder in der Düffeljoppe mit den schweren rindsledernen Stiefeln sehen wird.

Unbegreiflich, daß sie ihn früher so lächerlich darin fand. Jetzt deucht es ihr komisch, daß sich eine so reckenhafte, ritterliche Männergestalt in Frack und Lackschuhe einzwängt, welche nicht einen Tropfen Regen vertragen.

Wie ängstlich rufen die Herren jedesmal nach einer Droschke, wenn das Wetter ihren schonungsbedürftigen Anzug bedroht. Wie stand Joël damals bei dem heftigen Gewitterregen besorgt im Trocknen, dieweil Wigand in seinen derben Stiefeln ihr entgegeneilte, sie auf den Arm zu heben. — Der elegante und chice Anzug der Herren ist gewiß nicht zu verachten, er wird von den Verhältnissen bedingt und gehört zum guten Ton, trotzdem war es kindisch, Wigands praktische Kleidung zu verspotten. Wie sieht er jetzt so hübsch und elegant aus! — Alle Damen sind entzückt von ihm, er macht täglich neue Eroberungen, und dennoch wird sich Erika der Stunde freuen, wenn er in seiner bequemen Joppe wieder mit ihr durch Feld und Wald streift.

Haben sie die Rollen getauscht, ist Erika eifersüchtig geworden, weil rosige Mädchenhände gar zu viel Cotillonschleifen auf seine Brust heften?

Mister Smith stört sie in ihren Betrachtungen, er setzt sich neben sie und lacht.

„Glauben Sie, Miß Erika, daß ich uerde bald heirathen?“

Sie blickt ihn überrascht an.

„Sollten Sie sich diese Frage nicht bestimmter beantworten können, als durch meine Vermuthung?“

„No, uir Männliches seien zu große Unwissenschaft verurtheilt. Uenn uir auch seien morderlich verliebt in eine Lady, es ist doch keine Gewissenhaftigkeit vorhanden, ob sie uird heirathen uns.“

„Sie müssen die betreffende Dame fragen.“

„Uelche Dame?“

Erika war überzeugt, daß sie von Mister Smith auserſehen war, die Elephantenrolle zu übernehmen. War das bei Tante Elly nöthig? — Durchaus nicht. Sie blickte ihn voll Humor an: „Nun, vielleicht die Geheimeräthin?“

„Well. Die Geheimeräthin. Sie geben mich selber diese Ueisung. Seien Sie überzogen —“

„Ueberzeugt —“

„Thank you. . . Ueberzeugt, daß Miß Elly uird nehmen solche Anfrage kindlich auf?“

„Ich glaube es Ihnen versichern zu können.“

„Liebt man in Deutschland sich zu verlobigen als eine Heimlichkeit?“

„Durchaus nicht. Hier verlobt man sich öffentlich.“

„Thank you. So uerde auch ich sein öffentlich vor jedes Mensch.“

Er erhob sich und reichte ihr mit ganz besonderer Innigkeit die Hand. „Ich bin Ihnen vielemalen bandagirt —“

„— Verbunden!“

„Well, verbunden, thank you, Miß Erika. Sie seien von unverwüstliche Herzensgütigkeit!“

Er lachte, machte ein paar steife Diener und fragte: „Uünschen Sie zu tanzen?“

„Danke, Mister Smith.“

„Well, ich auch nicht. Sie seien auch hierin von Vernunft; das Tanzen ist eine Plaisirlichkeit voll große Anstrengung, ich liebe nicht zu sehen Menschen arbeiten in Feuchtigkeit ihres Angesichts. — Auf Uiedersehn, ich uerden gehen in kurze Zeitrechnung zu Missis Eikhoff.“

Noch eine kurze Verneigung, und der Engländer schritt hoch erhobenen Hauptes weiter. —

Joël trat zu etlichen Herren im Rauchsalon heran. Ein Professor der Musik, ein Chordirigent und der Kapellmeister eines berühmten Kurort-Orchesters plauderten über die neuesten Ereignisse auf dem Gebiet der lieblichsten aller Musen.

„Ich bin sehr gespannt, in wie weit sich die Nachricht in der „Gazetta Venezia“ bestätigt,“ sagte der Professor, behaglich sein Glas Eislimonade schlürfend. „Wenn der Maëstro Consane wahrlich ein neues Genie aus der Hefe des Volkes ausgräbt und in seinem Enthusiasmus nicht zu viel prophezeit, können wir auf einen zweiten Paganini gefaßt sein.“

„Halte diese Hoffnung für eine absolut trügerische. Conzane schreibt ja selbst, daß der Mann schon jetzt dem Trunk in einer Art und Weise ergeben sei, welche ein persönliches Auftreten in Konzerten unmöglich mache."

Joël hatte die Farbe gewechselt. Er sah leichenhaft bleich aus, und die Hand, welche gelassen die Cigarette an die Lippen hob, bebte. „Von welch' einem neu entdeckten Genie sprechen Sie, lieber Professor?" stieß er mit etwas rauh klingender Stimme hervor.

Der Kapellmeister lachte. „Von einem häßlichen jungen Zeitungs-„Entlein," welches sich gewiß nie zum Schwan der Wahrheit entwickelt."

„Dafür ist mir Conzane ein viel zu zuverlässiger Gewährsmann! Ich kenne ihn persönlich und weiß, daß man sich auf seine Mittheilungen verlassen kann."

„Handelt es sich um ein neues italienisches Wunderkind?" — forschte Joël gleichmüthig, aber sein Blick flackerte dabei.

„Haben Sie die neuesten Musikzeitungen nicht gelesen, lieber Eikhoff? Die Notiz läuft ja bereits durch alle Spalten. Nein? Je nun, so hören Sie. Conzane hat jüngst bei einem Aufenthalt in Griechenland in der Nähe von Patras einen jungen Weinbergarbeiter entdeckt, welchen er als Wunder eines Violinisten und als noch staunenerregenderes Componistlein bezeichnet. — Sein ganzes Interesse wendet sich dieser außergewöhnlichen Künstlererscheinung zu und bemüht er sich, den Mann, welcher im gewöhnlichen Leben ein halber Idiot ist, im Rausche der Trunkenheit aber die wunderbarsten

und großartigsten musikalischen Schöpfungen zeitigt, der Welt zugänglich zu machen. Er sammelte bereits ein Bändchen hochorigineller Melodien, welche er dem jungen Menschen nachschrieb und will dieselben unter dem Titel: „Lieder eines Unbekannten“ nach Spiro Malia — veröffentlichen.“

Joël lehnte sich gegen den geschnitzten Bücherschrank zurück, griff hastig nach einem Glas Sect, welchen ein Diener soeben servirte und stürzte den Inhalt auf einen Zug hinab. „Wäre ja interessant. Wann gedenkt der Maëstro die Sammlungen erscheinen zu lassen?“ fragte er heiser.

Der Professor zuckte die Achseln. „Je nun, heute oder morgen wohl noch nicht. Er will ja vor allen Dingen versuchen, besagten Spiro Malia in Konzerten auftreten zu lassen. Apropos, Konzert! Da fällt mir ein, lieber Kapellmeister, daß die Symphonie schon wieder hinausgeschoben werden muß! — Die Influenza scheint doch nicht eine so harmlose Krankheitserscheinung zu sein, wie man bei den ersten Fällen annahm ...“

Joël benutzte den Vorwand, einem Diener etwas zuflüstern zu müssen, um sich unauffällig wieder zu entfernen.

Sein Gesicht sah verfallen und elend aus, es war, als ob innere Stürme und Leidenschaften ihre Furchen hinein rissen. Er trat an das Büffet und ließ sich ein großes Glas Portwein einschenken. Das jagte das Blut in sein Antlitz zurück.

Er trat zu seiner Mutter. — „Wie gefällt Dir Daphne?“ fragte er kurz, im Flüsterton.

„Vortrefflich, entzückend!“ betheuerte Frau Elly etwas zerstreut, sie ließ sich soeben wieder von etlichen Damen mit Mister Smith necken. „Wie kannst Du noch fragen, boy? Sie begeistert ja alle Welt! — Uebrigens — von Smith sind die Damen ebenfalls sämmtlich entzückt,“ fuhr sie lebhafter hinter dem Fächer fort, „und vorhin legte er mir seine Verhältnisse so auffallend klar auseinander, daß man blind sein müßte —“

„Nun, es sollte mich wirklich riesig freuen, Mamachen,“ unterbrach er etwas ungeduldig, — „und wenn Du so stark auf Freiersfüßen gehst, so wirst Du begreifen, daß ich alsdann auch bald an das Heirathen denke. Ich beabsichtige, mich bei der nächsten, ersten Gelegenheit Daphne zu erklären und wünsche alsdann auch die Hochzeit sehr beschleunigt.“

Die Geheimräthin war ein wenig überrascht. „Warum so sehr im tempo vivace?“

Er zuckte die Achseln. „Wir sind ja Beide keine Kinder mehr und ich denke, Daphne näht sich die Ausstattung auch nicht selber.“

„Gewiß nicht! Selbstredend ganz wie Du willst, mein Herzchen! Je eher ich Dich glücklich weiß, desto besser. Willst Du etwa heute Abend schon reden?“

„Nein. Eine Liebeserklärung ist mir mit „Ausschluß der Oeffentlichkeit“ sympathischer; wie aber wäre hier eine ungestörte Aussprache möglich. Ich bitte Dich nur, Daphne heute Abend möglichst zu gewinnen.“

„Aber, Joël, ich denke doch, der Componist der Dorfkurle wäre derjenige, welcher gewonnen werden muß!“

Er nickte zerstreut. „So war es früher, jetzt hat sich das Blatt gewandt. Die Galavera sitzt auf dem goldenen Thronsessel ihrer Millionen und kennt nur Sklaven zu ihren Füßen.“

„Bis der König an ihrer Seite zum Herrn und Gebieter ward!“ Elly lächelte, daß sich scharfe Fältchen um ihre Augenwinkel senkten, Joël aber warf ihr einen bedeutsamen Blick zu, — sie waren nicht mehr unbeobachtet.

Das Fest näherte sich seinem Ende und zu Joël's Verzweiflung gehörte Daphne zu den ersten der Gäste welche sich verabschiedeten.

„Sind Sie so ungern in meinem Hause gewesen daß Sie so schnell wieder enteilen wollen?“ — fragte er vorwurfsvoll.

Sie stand mit dem Rücken nach dem Saal gewandt; ihre Augen blickten mit einem bezaubernden Ausdruck zu ihm auf. „Ich fürchte, Daphnes Lorbeerbaum schlägt unlösliche Wurzeln, wenn sie nicht bald dem Zauber dieses Grund und Bodens entflieht.“ —

„O, daß er es thäte! Daß ich die lieblichste der Göttinen hier zu fesseln vermöchte!“ —

Doktor Wahlbrecht brachte den Fächer der Schwester und blieb hartnäckig an ihrer Seite, bis Eikhoff die Baronin persönlich hinab geleitet und in den Wagen gehoben.

Ein bedeutsamer Händedruck, ein Kuß über dem Handschuhrand war Alles, was er ihr noch als Lied ohne Worte sagen konnte.

Leerer und leerer ward es in den Salons, und als die Pendüle bereits die dritte Morgenstunde schlug, saßen noch immer ein paar Damen und Herren, welche sich nicht trennen konnten, in dem Boudoir der Hausfrau bei einer Tasse Kaffee zusammen.

Mister Smith ward sichtlich ungeduldig. Er zog plötzlich die Uhr. „Well; morgen früh um sieben Uhr muß ich sein auf Railwaystation. — Nun ist Zeit zu gehen." —

„Wollen Sie verreisen, Mister Smith?" —

„Yes; ich gehe to London." —

Die Geheimeräthin richtete sich entsetzt empor. „Nach London? auf wie lange? — Kein Mensch ahnt etwas davon." —

„No; ich sagte nichts. — Aber ich gehe for ever." —

„For ever!" — wie ein Aufschrei klang es. Frau Elly neigte sich ihm näher. „Und das sagen Sie so kühl und gelassen?" —

„Oh no! mein Herz seien nicht kühl, es seien heiß von lauter Liebe. Und das uünsche ich gern zu sagen noch!"

Frau Elly war heiß erglüht und blickte verlegen unter sich, die Anwesenden schienen etwas betroffen, und der Engländer setzte sich in Positur und fuhr mit der Monotonie des Eingelernten fort. „Yes; ich bin mordVerlich verliebt. Miß Erika sagt, dann müßte ich sprechen mit die Geheimeräthin, und Heimlichkeit uäre

sittenlos in Germany. Also halte ich eine geöffnete Rede, obwohl es nicht ist sehr angenehm. — Dear Missis Eikhoff — uerden Sie erlauben mir zu sagen von meiner Liebe!" —

Frau Elly stieß einen leisen Schrei aus und barg das Antlitz hinter dem Fächer, ihre Handbewegung nahm der Sprecher jedoch für Zustimmung und fuhr ruhig fort, dieweil die kleine Tafelrunde, starr und sprachlos über ein so blitzartig Unerwartetes, mit neugiergroßen Augen der Entwickelung harrte.

„Missis Eikhoff — — Sie uaren stets von große, mutterliche Güte zu meine Persönlichkeit, und uenn ich auch nicht konnte machen einen Begriff, uarum es geschah für mich Junges, so uissen ich doch, daß Missis Eikhoff seien eine Mama for Miss Erika und eine respektvolle lady for mir."

Er holte tief Athem, — Elly aber hob jählings den Kopf und starrte ihn verblüfft an. „Mütterliche" Freundin! — respektvolle lady? das sind seltsame Bezeichnungen für die künftige Braut.

„Darum uill ich thun, uas Miß Erika gebietete und uill bei Missis Eikhoff in diese Stunde halten an um die Hand von Miss Erika. Ich lieben sie morderlich. — Well." —

Ein leiser Schrei. — Die Geheimeräthin sank in die Sophakissen zurück. — Sie preßte die Hände gegen das Herz und stöhnte: „Wasser — Wasser — ich sterbe!" —

Wildes Durcheinander. Mister Smith trat höflich

zurück, dieweil hülfreiche Hände die kostbare Toilette der Gastgeberin nebst Frisur und Antlitz unter Wasser setzten.

„Was haben Sie Unglücksmensch angerichtet?“ wandte sich Joël haßfunkelnden Blickes an den Heirathskandidaten.

„Sterbst sie uirklich?“ fragte Smith verbindlich.

Da kam Frau Elly wieder zu sich. Langsam richtete sie sich auf. „Ich habe es ja lange kommen sehen, und nun erregt es mich doch so sehr durch die Ueberraschung —“ hauchte sie mit bewundernswerther Selbstbeherrschung sich in die Situation findend: „Ich bin ganz außer mir — ich gab Frau Koltitz das Versprechen über Erika zu wachen — und nun entsetzte mich das heimliche Liebesverhältniß, welches sie hinter meinem Rücken angeknüpft —“

Mit sprühendem Blick trat Wigand neben die Sprechende.

„Ich verbitte mir diese Beleidigung meiner Cousine,“ unterbrach er mit zornbebender Stimme. „Zwischen Erika und Mister Smith ist nie ein Wort gewechselt, dessen Ohrenzeuge ich nicht gewesen wäre!“ —

„So? — wahrlich? —“ höhnte Frau Elly mit heißen Flecken auf den Wangen: „wie kommt es, daß das liebe Mädchen ihren Anbeter mit dem Heirathsantrag selber zu mir schickt?“

„Auch dieses Gespräch hörte ich, Tante, und muß Dir leider antworten, daß Erika Mister Smith in dem Glauben zu Dir schickte, daß sein Heirathsantrag Dir gelten solle!“ —

„Mir! — mir!!“ — und die Geheimeräthin brach in ein konvulsivisches Gelächter aus: „das ist köstlich! — O welch' ein Schimpf — welch' ein Hohn . . . Joël . . es ist Rache von ihr . . . .“ — ein neuer Ohnmachtsanfall schnitt den Ausbruch der Leidenschaft ab, Wigand aber faßte Erikas zitternde Hand und führte die Halbbetäubte aus dem Zimmer. Mister Smith folgte.

„Jetzt sterbst sie uider!“ sagte er, „darf ich bitten, Miß Erika, zu senden mir Ihre Antwort in mein Hôtel.“ —

Er erhielt keine Antwort, Landen führte die Weinende eilig die Treppe empor.

„Bitte, packe sofort Deine Koffer, liebe Erika, — der nächste Zug soll uns in die Heimath bringen. Gott sei es geklagt, dennoch so, wie ich stets gefürchtet.“

---

21. Kapitel.

Joël wanderte schlaflos in seinem Zimmer auf und nieder, bis die Strahlen der späten Wintermorgensonne sein blasses, verlebtes Gesicht streiften.

Nicht, daß ihn die Blamage, welche seine Mutter in dieser Nacht erfahren, irgendwie erregte, im Gegentheil, eine gewisse, sehr unkindliche Schadenfreude verzog seine Lippen, wenn er daran dachte.

Es war ja lediglich ihre eigene Schuld! Warum wollte die Frau mit dem erwachsenen Sohn absolut noch so jung sein, warum zog sie den bedeutend jüngeren Mann so gewaltsam an sich, ihn mit Liebeswürdigkeiten umstrickend, welche ihm ein Courmachen seinerseits zur Revanchepflicht machten! Wer sich derart lächerlich macht und selber eine Katastrophe herauf beschwört, kann sich nicht wundern, wenn solch ein Possenspiel ein Ende voll Schrecken nimmt.

Außerdem war Joël nie sonderlich entzückt von dem Gedanken gewesen, seine Mutter noch einmal heirathen zu sehen.

Die Hälfte des väterlichen Vermögens war ihr als

freies Eigenthum verschrieben, und im Fall einer zweiten Ehe wäre dieses schöne Kapital auf die Kinder oder den Gatten übergegangen. Joël aber kann keinen Pfennig entbehren, das sieht er heute mehr wie jemals ein.

Gleich einem Schreckgespenst verfolgte ihn der entsetzliche Gedanke an Spiro Malia's Entdeckung durch den italienischen Professor.

Giebt derselbe thatsächlich ein Bändchen jener Phantasieen heraus, welche er dem jungen Griechen nachgeschrieben, wer bürgt dafür, daß es nicht just die Weisen sind, welche Joël ihm für die Dorflurle gestohlen? —

Spiro hat sich allerdings selten wiederholt, aber just das eine Thema, das Schönste, welches die Oper aufweist, schien besonders fest und liebevoll von ihm bewahrt zu sein, denn er verflocht es oft in seine neuen Lieder, er ließ es wie süße, traumhafte Erinnerung wiederklingen und nachhallen, oft klar und deutlich, oft verschmolzen in fremde Klänge.

Mußte Joël nicht vor einem entsetzlichen Eklat zittern, wenn seine Feinde die „Lieder des Unbekannten“ zu Gesicht bekamen, wenn sie darin die Melodieen der Dorflurle entdeckten?

Es würde seine Vernichtung sein, er und sein Ruhm wären für ewige Zeiten der Schande preisgegeben.

Was thun, um solch ein Schicksal von sich abzuwenden?

Was thun, um Ruhm, Ehre, Gold und Freuden für immer an sich zu fesseln?

Vor allen Dingen die Zeit seiner noch so hell strah-

lenden Glückssonne benutzen und eine reiche Frau heirathen. Daphne's Millionen werden ihm dann wenigstens die versiegten Goldquellen seiner Einnahmen ersetzen, denn mit dem väterlichen Vermögen kann er kaum noch rechnen, es ist zusammen geschrumpft zu einer Summe, deren Revenuen für die Ansprüche eines Joël Eikhoff wie Tropfen auf heißem Stein verdampfen würden.

Daphne's Kapital muß ihn in erster Linie, — ihr Talent in zweiter Linie über Wasser halten. So sauer wie es dem trägen und arbeitsscheuen Mann auch ankommt, er sieht ein, daß er den Einfluß der Dorflurle jetzt ausnutzen und baldmöglichst mit einem zweiten Werk an die Oeffentlichkeit treten muß.

Daphne's Text muß ersetzen, was diesmal der Musik fehlen wird. —

Wirklich fehlen? — Der Rausch des Erfolges hat Joëls hohlen Kopf erfüllt. Er hat seit jeher ein wenig an Größenwahn gelitten, und die überschwenglichen Huldigungen, welche man ihm in jüngster Zeit dargebracht, haben das letzte kleine Restchen von Selbsterkenntniß in ihm erstickt.

Er hat nie darüber nachgedacht, daß er Spiro Malia seinen Erfolg zu verdanken habe, — ihm allein. — Als man ihn, den Componisten der Oper, feierte, hat er selber geglaubt, daß er es sei.

Und er hat jede Huldigung in der Ueberzeugung angenommen, daß er sie reichlich verdiente.

Seine Arroganz hatte viel zu tiefe Wurzeln ge-

schlagen, um sich von dem Ansturm einer einzigen Befürchtung über den Haufen blasen zu lassen.

Wenn ein Componist eine Oper wie die Dorflurle geschaffen, kann er dem Publikum getrost jedes andere, noch so minderwerthige Werk vorsetzen, der erste Erfolg reißt alle anderen Arbeiten mit sich empor und durch die Première durch, — hat man das nicht schon so und so oft in letzter Zeit beobachten können? — — Ein Zugstück! — was ihm folgt, kann sein wie es will, — die Ruhmesstrahlen des ersten reflektiren weit zurück.

Und waren seine Melodieen, welche er damals zurücklegte, weil ihm Spiro die seinen so bequem servirte, etwa weniger glänzend und bezaubernd wie die jenes armseligen Weinbergarbeiters?

Gewiß nicht. — Joël ist seit jeher sehr eingenommen von seinen Schöpfungen gewesen, er ist auch jetzt überzeugt, daß er mit eigenen Compositionen genau denselben durchschlagenden Erfolg, die gleichen Triumphe feiern wird, wie mit denen des Spiro.

Vor allen Dingen muß er sich Daphne sichern. Er muß sie bestürmen, ihm so schnell wie möglich einen neuen Text zu schreiben, damit er unverzüglich an die Arbeit gehen kann.

Soll er sogleich im Laufe dieses Tages zu ihr fahren und die Sache in's Reine bringen? — Er ist marode zum Umfallen, sogar nicht in der Stimmung, zu girren und zu kosen. Vielleicht ist allzugroße Uebereilung in den Augen der anspruchsvollen kleinen Frau auch nicht angebracht. — Er weiß es aus Erfahrung, daß man

die Weiber ein wenig zappeln lassen muß, will man das Fischchen desto fester an der Angel haben. — Sie beißen besser an, wenn sie etwas hungrig geworden sind.

Drunten auf dem Corridor poltert es.

Aha — sicher reist die gekränkte Unschuld vom Lande, Fräulein Erika, nebst ihrem Ritter sonder Furcht und Tadel, mit polnischem Abschied ab. Er ist zwar überzeugt, daß die Kleine nicht im mindesten mit Smith kokettirte — das that sie ja überhaupt nicht, daß sie auch nie eine Annäherung seinerseits bemerkte, denn zufälliger Weise hatte er sie öfters beobachtet, wenn sie den Engländer voll großer Gleichgültigkeit abfertigte, aber darum nun die Treppe hinunterlaufen und den Abschied der Beleidigten vereiteln, sie zum fernern Bleiben zu nöthigen, — nein! dazu war er zu müde, und dazu war es ihm viel zu angenehm, wenn Erika jetzt das Feld räumte, wo eine junge Braut hier im Hause aus- und eingehen wird, wo man möglichst ungenirt und unbeobachtet im Taubennestchen kosen will! — Erika aber ist nach wie vor glühend verliebt in ihn, sie ist eifersüchtig auf Daphne und ging ihr nur aus Opposition gestern Abend so auffallend aus dem Wege, warum soll er die Kleine noch hier fesseln, um sie zur Zeugin seines Glückes zu machen? — Es war überhaupt eine thörichte und unglückliche Idee, das naive Kind hierher kommen zu lassen, — er hatte sich die Sache anders vorgestellt und war enttäuscht.

So ist es gut, wenn sie geht. — Außerdem haßt Joël alle Auseinandersetzungen, weil sie ihn langweilen. — Daß seine Mutter ihr durch die Verdächtigung gestern Nacht Unrecht gethan, ist ja leider wahr, aber darum um Verzeihung bitten? — — Laß fahren dahin! — Frau Elly kann ein paar Zeilen schreiben und die ganze fatale Angelegenheit bedauern, dann ist der Form genügt, und er hat sich einen rührseligen Abschied erspart.

Abschied! Ihm ist es plötzlich, als tauche das Gutshaus von Ellerndörp vor seinem geistigen Auge auf.

Er sieht zurück auf die Stunde, wo er vor der Thüre desselben stand und Erika ihm Lebewohl sagte.

Ihre Augen blickten ihn an, so voll inniger, treuer Liebe, so voll rührenden ernsten Wehes, klar und rein wie Sterne der Unschuld. Die Hand, welche sie ihm reichte, zitterte, und ihr Abschiedsgruß war ein Segenswunsch. Und heute scheidet sie abermals von ihm, — heute steht sie an der Schwelle *seines* Vaterhauses, allein, vernachlässigt, eine schuldlos Beleidigte und Gekränkte. Er aber ist zu träge, eine Treppe hinab zu steigen, um ihr ein einzig gutes Wort mit auf den Weg zu geben. —

Könnte Joël Eikhoff noch erröthen, er thäte es wohl in diesem Augenblick. Er kann es aber nicht mehr, er bleibt auch regungslos auf der Chaiselongue liegen, auf welche er sich niedergeworfen. —

Laß fahren dahin! — — und dennoch . . . es ist

ihm in diesem Augenblick wunderlich zu Muth. Er empfindet etwas wie Feigheit, wie Angst. — Das Geschick ist so gerecht, es sucht heim und straft ohne Erbarmen. Warum braust der Sturm da draußen? will es jetzt schon Frühling werden? — Nein, noch lange nicht. Die Eiskörner prasseln gegen die Scheiben, ein kalter Luftzug streicht von dem Fenster her über sein Gesicht. —

Joël fröstelt, er ist so müde, wie Blei legt es sich auf seine Augen. —

Wo ist er? — Schneesturm! rings umher die weite, einsame Haide. Er kämpft sich elend, todesmatt dem fernen Lichtschein entgegen. Weiter . . . immer noch weiter.

Da liegt Ellerndörp. Er wankt gegen die Hausthüre, er klopft mit kalten, frosterstarrten Händen, er ruft wie ein Sterbender — „Erika! erbarme Dich! — thue mir auf!“ aber es bleibt still. „Erika!“ wimmerte er, „Erika!“ — kein Laut, — keine Antwort, nur leise klingt es aus dem Hause wie süßes Lachen, wie trautes Kosen und Herzen, und durch die Fenster strahlt helles Licht.

„Erika!“ ruft er noch einmal, — und bricht schwer zusammen. Kalt, eiskalt deckt der Schnee ihn zu — —

Mit leisem Röcheln schrickt Joël empor. Hat er geträumt? Ja, er träumte einen häßlichen, wüsten Traum.

Es ist kalt im Zimmer, das Feuer erlöschte über

Nacht. — Er richtet sich auf, um zu klingeln. Wie friert er plötzlich, just, als habe er wahrlich vor der Thüre des Gutshauses im Schnee gelegen! Narrheit, — Ellerndörp soll Joël Eikhoff niemals wiedersehen, so viel weiß er. Drunten rollt ein Wagen, — die Hausthüre fällt schmetternd in das Schloß. — Erika hat ihn verlassen. Er streicht mit der Hand über die Stirn, als wolle er unangenehme Gedanken fortwischen.

Der Diener tritt ein.

„Lassen Sie sofort hier in dem Zimmer heizen, Heinrich, ich will mich noch zu Bett legen.“

„Befehl, gnädiger Herr. — Hier ist auch noch ein Packetchen, welches gestern Abend abgegeben wurde, ich konnte es dem gnädigen Herrn während des Festes nicht aushändigen.“

„Zeig her.“ —

Joël nahm das kleine Päckchen und riß mechanisch das weiße, versiegelte Papier ab. Heinrich stand noch an der Thür. Aergerlich schaute Joël auf: „Nun? was giebt es noch?“

„Herr von Landen und Fräulein Koltitz sind soeben abgereist!“

„Jawohl, ich weiß. Die Mutter des gnädigen Fräuleins ist plötzlich erkrankt. Haben die Herrschaften noch eine Bestellung hinterlassen?“

„Nein, gnädiger Herr.“

„Gut.“ —

Die Thüre schloß sich. — Kein Wort, kein Lebe=

wohl, keinen Gruß! Je nun, was sollte die Kleine auch bestellen, sie reist ja in gerechtem Groll und Zorn ab. —

Laß fahren dahin. —

Teufel, will denn das Band sich gar nicht lösen? der junge Mann nimmt sein Zigarrenmesser und schneidet die Knoten voll nervöser Erregung durch. Ein kleines Etui von weißem Elfenbein. Fetzen eines zerrissenen Briefes. — Seine eigene Schrift. — Wie? die Dorflurle schickt ihm die Brillantbrosche zurück? — sein charmantes Briefchen wirft sie ihm zerstückt vor die Füße? Welch' eine empörende Nichtachtung!

Ein halblauter Fluch klingt zischend von seinen Lippen, er schleudert das Schmuckkästchen auf den Tisch. „Einfältige, dämliche Gans!“ — knirscht er, und dann schreitet er mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Endlich bleibt er stehen und greift abermals nach dem Schmuckstück. Ein scharfes Lächeln fliegt um seine Lippen. „Gut, sparen wir diese Steinchen zu besserm Zweck! sobald meine Verlobung in der Zeitung steht, ist die Freundschaft mit der Lurle ja doch zu Ende. Was soll's auch noch? — Ob sie die Rolle schlecht oder gut singt? sie schadet sich selber, — der Oper thut sie keinen Abbruch mehr. Die Depeschen melden ja aus allen großen Städten die eminenten Erfolge.“

Er schloß den Schmuck in seinen Diplomatentisch, dehnte gähnend die Arme und trat in sein Schlafzimmer, die versäumten Nachtstunden jetzt noch einzu-

holen. Sein übernächtiges Gesicht spiegelte sich im Vorüberschreiten im geschliffenen Glas. Joël starrte sich selber überrascht an. Wie alt, wie erschreckend alt! Auch das noch? Seine Schönheit birgt sein Leben, er kann nicht existiren ohne sie. Der Friseur bot ihm jüngsthin schon „etwas jugendlichen Teint“ an, mit noch nicht dreißig Jahren! Aber was hilft's? Das Mittel, welches der Arzt vorschreibt: „Solides Leben“ schmeckt ihm nicht, er greift lieber zu dem des Haarkünstlers.

— — — — — — — — — — — — — —

Der nächste Tag war ein sonniger, köstlich klarer Wintertag. Der Schnee lag hoch und fest, viele Fuhrwerke, welche nicht direkt Lasten zu befördern hatten, namentlich die Droschken, waren zu Schlitten umgewandelt. Auch Joëls beide Rappen klingelten mit elegantestem Schellengeläut vor der Thüre der Baronin Galavera, dieweil ihr junger Gebieter flott und patent im kostbaren Zobelpelz die Treppe empor sprang, seinen Morgengruß in Gestalt duftender Veilchen zu Füßen der schönen Frau niederzulegen.

Der Morgengruß mußte allerdings eine recht vorgerückte Tagesstunde abwarten, denn am Vormittag empfing Daphne überhaupt keine Visiten und nahm Tags über auch lediglich Besuche an, welche sich zuvor schriftlich anmeldeten. Sie erklärte Joël ihre „Unsichtbarkeit“ damit, daß sie angestrengt bis zu ihrer Dinerstunde um sechs Uhr arbeite und außer Stande wäre, sich öfters in ihrem Schaffen stören und unterbrechen zu lassen.

„Ich brauche absolute Sammlung und Inspiration. Die kleinste Belästigung, das leiseste Geräusch kann mich rasend machen. Es ist mir unmöglich, in jeder Stimmung zu arbeiten. Oft benutze ich die ganze Nacht dazu und schlafe am Tage, oft überkommt mich die Begeisterung und die höchste Eingebung jählings am Tage. Ich bin alsdann für die ganze Welt abgestorben, ich schließe mich in mein Boudoir ein und lasse mich willenlos von den Wogen idealen Empfindens durch alle Emphasen der Leidenschaft, durch Haß und Liebe schleudern. Ich weiß in solchen Momenten nichts von mir selbst! Ich bin der Zeit und Erde entrückt und lebe als körperliche Seele in dem Himmel meiner Kunst. Jede leiseste Mahnung an reale, prosaische Verhältnisse ist der Tod solcher Inspiration. Oft bedarf ich äußerer Mittel, um mich in diesem Traumleben zu erhalten. Will ich ein Waldidyll schildern, muß ich Wasserrauschen und Blättersäuseln hören. Ich werde Ihnen nachher in meinem „Sanctuarium“ die entzückende Einrichtung zeigen, wie durch eine Tropfsteingrotte das bläulich erhellte Wasser niederrauscht. Eine andere Vorrichtung setzt große Laubzweige in säuselnde Bewegung. Will ich übermüthig tolle Liebesscenen ersinnen, muß ich eine wilde, feurige Musik hören, welche ein junger Künstler hinter seidenem Vorhang dem Klavier entlockt, brauche ich schwüle, giftig-süße Liebessünden, so muß berauschender Duft meine Sinne beinah betäuben und hitziger Wein mein Blut in Wallung bringen, — kurzum, lieber Eikhoff, es ist nicht so leicht,

Schriftstellerin zu sein, wie Sie sich das wohl vorstellen! — Mein ganzer Haushalt dreht sich um die holden Flügelregungen meiner Muse. — Wollen Sie mich also absolut einmal am Tage — vor sechs Uhr — sprechen, so melden Sie sich vorher an, andernfalls kann ich nicht garantiren, daß Sie meine Thüre offen finden."

Das hatte Joël gethan und heute erwartete Daphne seinen Besuch.

Der Diener sagte zwar: „Frau Baronin sind augenblicklich beschäftigt, doch habe ich den Befehl, den gnädigen Herrn unangemeldet eintreten zu lassen!"

Schon durch die Thür klang ihm eine weiche, volltönende Altstimme entgegen.

Auf den Fußspitzen glitt der Bediente durch das Akropoliszimmer und schlug langsam die Portièrenfalten zu dem Rosengarten zurück.

Joël trat lautlos ein.

Unter den blühenden Gebüschen, das einströmende Sonnenlicht der Fenster durch hellblaue Seidenvorhänge in silbernen Mondesglanz verwandelnd, lag Daphne auf der Moosbank und hielt die Laute in dem entblößten Arm. Sie war in ein weißes Kasimirgewand gekleidet, welches nach griechischem Muster Hals und Arme frei ließ und sich in weichen Falten so harmonisch dem Körper anschloß, als gälte es, das Bild einer schönen Statue wiederzugeben. Ein feiner Schleier fiel von dem Stirnreif über die ganze Gestalt herab, und an den Oberarmen glänzten breite Goldreifen.

Vor ihr, auf einem Zweige, saß ein allerliebstes Vögelchen, auf und nieder wippend, zierlich hin und her hüpfend, aber doch so zwischen Blüthen und Laub versteckt, daß Joël nicht seine Art erkennen konnte. Dem Gezwitscher nach mußte es ein Kanarienvögelchen sein, welches geschickte Hand gezähmt und abgerichtet. Die Sängerin auf der Moosbank und der gefiederte kleine Gesell im Gezweig schienen eine entzückend musikalische Zwiesprache zu halten, denn sobald die schöne Frau mit lockend süßer Stimme ein griechisches Liebesliedchen anhob, wiegte sich das Vögelchen über ihr und trillerte und flötete seine Antwort.

Sie schien sich in die Büsche des Athenischen Ilissos zu träumen und sang mit Aristophanes:

„Trauteste Kleine, Du!
Mein trautestes Vögelein,
Nachtigall, o Gespielin!
Kommst Du? Kommst, erscheinst Du?
Bringst anmuthige Lieder mir?
Die mit lieblicher Flöte Du
Süße Lenzmelodien tönst!"

Der kleine Sänger wiegte sich auf einem schwanken Lorbeerästchen und schmetterte hellen Frühlingsjubel zur Antwort, Daphne aber griff wiederum träumerisch in die Saiten und klagte in leisen Flüsterlauten und deutschen Worten:

„Als mein Liebster schied von hier
Einen Ring er schenkte mir — —"

Joël kannte das Volkslied. Leise trat er vor, an ihre Seite, neigte das Knie und faßte ihre Hand:

„Hüt ihn wohl, sprach er dabei,
Ewig bleibt mein Herz Dir treu —
Nachtigall, Nachtigall,
Süß ist Deiner Stimme Schall!“

Sie stieß keinen leisen Schrei des Schreckens aus, wie er erwartet. Langsam wandte sie ihm das schöne Antlitz zu und blickte ihn mit den großen, mandelförmigen Augen erstaunt an. „Sie sind schon da? — Mein Gott, habe ich denn die Zeit so lange hier vertändelt, daß es bereits drei Uhr geschlagen?“

„Vielleicht bin ich der Zeit ein wenig vorausgeeilt, reizendste Herrin!“ lächelte er, ihre Hand abermals an die Lippen ziehend. „Sie wissen, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt, daß sein Herz zur Sonnenuhr geworden, nach welcher er seine Tage mißt. Habe ich Sie gestört?“

Sie richtete sich auf und strich langsam mit der Hand über die Stirn, dann schaute sie in die Blüthenzweige empor und schmollte ein wenig. „Meinen herzigen kleinen Spielgenoß haben Sie mir erschreckt! Sehen Sie doch, wie ängstlich er davon flattert, just, als wisse er es, welch ein Adler über uns armseligen Sängerlein kreist.“

„Fürchten Sie diesen Adler auch, entzückende Taube?“

Sie schien nicht auf ihn zu achten, sie hob die weißen Arme, um das Vögelchen heran zu locken.

„Ich fürchte nicht für mich — sondern für ihn!“ lächelte sie plötzlich mit schelmischem Seitenblick.

„Dazu haben Sie vollen Grund. Ich bin ein beklagenswerther Mann, um den sich mitleidige Seelen in der That bangen müssen. Mein Herz habe ich bereits verloren, und um den Verstand werde ich auch bald gebracht sein.“

„Der Verstand pflegt mit der Zeit wiederzukommen! Wenn er sonst ein gesundes Pflänzchen gewesen, so ist er perennirend und treibt neue Sprossen.“

„Und wie steht es mit dem Herzen?“

„Dessen Verlust kann man wohl durch eine Unfallversicherung ersetzt bekommen.“

„Herrlichste aller Aktiengesellschaften! Kennen Sie die nähere Adresse derselben?“

Sie neigte das Köpfchen ein wenig zur Seite und sah ihn wunderlich an. „Gewiß. Amor und Comp.!“ lachte sie leise auf.

„Brillant!“ Er lachte mit. „Da ich aber nicht weiß, wie der Ersatz dieses blinden Götterschlingels ausfallen wird, so deucht es mich sicherer, das verlorene Gut entweder bei der wohlbekannten kleinen Diebin zu reklamiren, oder als einzig mögliche Entschädigung das ihre zu pfänden.“

„Wie wollen Sie das machen?“ Wie feiner Spott klang es durch ihre Worte, aber dieselben erstickten in einem leisen Laut der Ueberraschung und des Schreckens.

Joël hatte stürmisch den Arm um die reizende Sprecherin gelegt, sie an seine Brust gezogen und ihre

Lippen und ihr Antlitz mit heißen, unersättlichen Küssen bedeckt. Wie betäubt, regungslos lag sie an seiner Brust, und er flüsterte mit einem Blick aufflammender Leidenschaft: „So macht man es, Herzlieb!"

Plötzlich rang sie sich gewaltsam los, schlug die Hände vor das Antlitz, und ehe er ihr folgen konnte, entfloh sie wie ein scheues Reh durch die Thüre.

Eikhoff zögerte einen Augenblick, ihr zu folgen. Er warf sich auf die Bank unter den blühenden Zweigen nieder und wartete lächelnd, bis sich der Sturm der Ueberraschung austoben werde.

Nach ein paar Sekunden klangen auch bereits schon wieder Schritte im Nebenzimmer, aber nicht Daphne, sondern Doktor Vahlbrecht erschien zwischen den Portièren. Er schritt hastig auf Joël zu und reichte ihm beide Hände entgegen.

„Eikhoff, Mensch, was ist passirt? Daphne stürmt wie eine Unsinnige an mir vorüber und schließt sich in ihrem Arbeitszimmer ein. Sie weinte, so viel ich sah. — — Eikhoff, waren es Thränen des Glückes?"

Joël hatte sich erregt erhoben. — „Ich hoffe es, lieber Doktor, hoffe es mit der vollen Zuversicht meines liebheißen Herzens! Lassen Sie mich zu ihr, ich muß ihr folgen!"

Vahlbrecht hielt seinen Arm. „Sie haben ihr von Liebe gesprochen?"

„Mehr wie das, ich habe um sie geworben, — ich habe sie geküßt!"

Der Doktor machte ein etwas bedenkliches Gesicht.

„Bleiben Sie. – Wie hat meine Schwester dieses stürmische Vorgehen aufgenommen?“

Joël starrte ihn verblüfft an. „Sie äußerte sich nicht, sie riß sich aus meinen Armen und entfloh.“

Vahlbrecht wiegte ernst den Kopf. „Sie schien mir in höchstem Grade aufgeregt! Eikhoff, lieber, junger Freund, wie können Sie aber auch derart kühn bei einer Frau wie Daphne vorgehen? Bedenken Sie, wie namenlos verwöhnt die Angebetete, Vielumworbene ist, wie mißtrauisch sie durch die übergroße Verehrung der Männer geworden!“

„Rechnen Sie mich so ganz und gar unter diese Sorte von Männern, welche Ihrer Schwester nichts mehr und nichts weniger bieten können, wie prosaische Alltäglichkeit?“

„Nein, gewiß nicht. — Wenn Jemand Ihre hohe Eigenart, Ihre unsterbliche Meisterschaft würdigt, so bin ich es, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich auch bei Daphne ein besonderes Interesse für Sie wahrnahm. Sie sind seit langer Zeit der Erste, welcher es vermochte, das kalte, — wie ich schon sagte, mißtrauische Herz der jungen Frau zu erwärmen!“

„Darauf baue ich auch und vertraue meinem guten Stern, daß mir auch auf diesem Gebiet gelingen wird, was Andern mißlang. Warum aber betonen Sie so sehr, daß Daphne mißtrauisch ist? Welchen Grund hat sie dazu? In welcher Beziehung mißtraut sie den Männern? Hält sie uns für Tyrannen, für Wüstlinge, für charakterlose Schwächlinge oder für Egoisten?“

„Mit dem letzten Worte streifen Sie die Wahrheit. Für Egoisten! In gewissem Sinne, ja! Lassen Sie mich ehrlich und aufrichtig zu Ihnen sein, denn Sie sehen in mir einen Verbündeten. Wenn ich Daphne einem Manne gönne und mir einen Schwager wünschen soll, so wären Sie der Einzige, welchem ich volles Vertrauen und die aufrichtigsten Sympathieen entgegen brächte. Ich wüßte selber nicht, was meine Schwester mehr verlangen könnte. Sie sind jung, schön, berühmt, Sie besitzen alles, was der Welt gefällt. Aber Weiber sind unberechenbar. Ich habe es mit angesehen, wie Daphne Partien ausschlug, welche die Menschen glänzend nannten. Die vornehmsten Aristokraten, Millionäre ersten Ranges, — kurzum, wer hätte noch nicht um Daphne geworben? Alles vergeblich. Und warum? Weil sie das unbegreifliche Mißtrauen hegt, daß die Männer lediglich um ihr Geld, nicht um sie selber buhlen! Sie hatte schon eine Zeit lang die fixe Idee, sich in ärmlichsten kleinen Verhältnissen einzurichten, um den Schein des Reichthums zu vermeiden. Aber das duldete ich nicht. Ich weiß, daß sie nicht leben und existiren könnte ohne die fürstliche Pracht, welche sie seit Kindesbeinen an umgeben. Neulich nun fing das Elend schon wieder von neuem an. ‚Die Menschen kommen ja nur um meiner glänzenden Umgebung willen! Ich bin ja nur das Mittel zum Zweck, nur der Vorwand, welchen sie brauchen. — Was frägt man nach meiner Person? Ihre Liebe und Verehrung gilt dem Nimbus des Reichthums!‘“

„Welch' absurde Idee! Wie kann diese schönste aller Frauen unter derart unfaßlichen Wahngebilden leiden?" rief Joël ganz außer sich.

„Auch dazu ist sie leider Gottes nicht ohne Grund gekommen. Die meisten ihrer Freier hatten die empörende Taktlosigkeit, sich sofort nach Mitgift und Größe des Vermögens zu erkundigen. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß Daphne schon einmal mit einem jungen russischen Fürsten verlobt war. Anfänglich war er ganz und gar Anbetung und lediglich Liebe. Als aber die Hochzeit näher rückte, spielte er immer deutlicher darauf an, daß er das Vermögen der Gattin zu verwalten gedenke, daß Ehepakten geschlossen werden sollten und was dergleichen geschäftliche Kunstkniffe mehr waren. — Na, uns gingen noch rechtzeitig die Augen auf, Daphne sah ein, daß man ihr Geld und nicht sie heirathen wollte, und darum löste sie noch rechtzeitig dieses Verlöbniß auf und hegt seit dieser Zeit einen berechtigten Argwohn gegen Männer, welche ihr Herz und Hand zu Füßen legen! — Nun, ich hoffe, daß ich sie im jetzigen Fall eines Besseren überzeugen kann!" — Des Doktors Augen bohrten sich in scharfem Forschen in das erregte Antlitz seines Gegenübers. „Sie sind ja doch selber derart mit Glücksgütern gesegnet und haben an Ihren Werken so unerschöpfliche Goldgruben, daß Sie wohl am allerletzten auf die Mitgift einer Frau zu sehen brauchen!"

Joël machte eine heftige Handbewegung. „Und wäre Daphne arm, wie die ärmste aller Frauen, ich würde

sie dennoch lieben und um sie werben. Das Geld reizt keinen Mann, welcher es in Ueberfülle besitzt und verdient, davon sollte sie doch überzeugt sein."

Vahlbrecht zuckte abermals die Achseln. „Sie sollte, ja, was sollten Frauen nicht manchmal und thun es doch nicht. Jetzt wird sie Weinkrämpfe bekommen und die Hände ringen und alle Orakel der Welt befragen: „Liebt er mich oder mein Geld!" — Ich werde auch zu diesen Orakeln gehören — und ich darf ihr dann wohl auf Wahrheit versichern, daß Sie Daphne, nur die süße, göttliche Daphne lieben!"

Joël lächelte. „Schwören Sie es ihr in meinem Namen, aber sorgen Sie vor allen Dingen, daß Sie wieder hierher zurückkommt, daß ich ihr selber diesen Schwur in Herz und Seele flüstern kann! Gehen Sie hin, Doktor, ich flehe Sie an!"

Der Philosoph erhob sich. Noch immer sah er etwas sorgenvoll und nachdenklich drein.

„Hoffen Sie nicht zu schnell und zu viel!" warnte er. „Je höher das Ziel, desto schwerer der Kampf, und ohne Kampf kein Sieg! Daphne ist eine Krone, welche keinem Sterblichen so ohne Weiteres auf das Haupt fällt, nur der, welcher etwas bieten kann, der kann auch etwas begehren und verlangen!"

Er ging und Joël maß mit heftigen Schritten den Salon. Er befand sich in unbeschreiblicher Aufregung und fühlte sein Herz hoch im Halse schlagen. — Wie lange blieb der Doktor nur! Warum zögerte Daphne,

in seine Arme zu fliegen? Das hätte er, der Siegesstolze, von keinem Weibe geglaubt!

Ein wenig Wehren spornt das Begehren!

Ja, wahrlich, es spornte Joël's kühl berechnendes Begehren in siedende Leidenschaft hinein. Die Eitelkeit gesellte sich dazu, — die Eitelkeit und der Hochmuth, welcher um jeden Preis erringen will, was sich Andern versagt.

Endlich klang des Doktors Schritt gedämpft auf dem Teppich. Aber noch immer kein zartes Rauschen weicher Frauengewänder, Daphne entzog sich dem liebenden Apoll noch immer und das Vöglein raschelte und hüpfte in den Lorbeerzweigen und schmetterte sein Lied so hell aus der kleinen Kehle, als wolle es den ungeduldigen Mann verhöhnen, daß er es so tollpatschig angefangen, nicht nur den kleinen Sänger im Laub, sondern auch die schöne Freundin aus der Rosenlaube zu verscheuchen.

Mit brennendem Blick starrte Joël dem Vermittler entgegen. „Kommt sie, kommt sie?“ fragte er ungestüm.

Der Bruder der Baronin schüttelte mit etwas ärgerlichem Gesicht den Kopf. „Verflucht sei die Stunde, welche das Herz des armen kleinen Weibes so nachhaltig vergiftet! Sie ringt voll Verzweiflung gegen sich selber und ihre Liebe zu Ihnen!“

„So liebt sie mich doch?“

„Fraglos, und ich hoffe, daß diese Liebe auch den Sieg über ihre Zweifel davon tragen wird. Nur noch kurze Zeit Geduld! Daphne bittet sich Bedenkzeit aus.

Sie wird Ihnen noch im Laufe dieses Tages schreiben und was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um diesen Brief günstig zu beeinflussen. Wissen Sie, was ich glaube?" — er neigte sich vertraulich näher und raunte ihm wie ein Mephisto in's Ohr: „Sie wird Ihnen eine kleine Prüfung auferlegen, sie wird fragen: „Lieben Sie wahrlich mich, oder nur die goldene Aureole, welche mich umgiebt, lieben Sie Daphne, die Arme, oder Baronin Galavera, die Reiche?" So ungefähr wird sie in Ihrem Herzen forschen wollen! — Eine Diplomatin ist ja meine schöne Schwester nicht und wird recht plump mit der Thür ins Haus fallen. Sie durchschauen das kleine Manöver ihres zitternden Herzens und werden es beruhigen! Ja, so hoffe ich, daß es kommen wird! — Wer aber steht für Weiberlaunen? Heute rechts, morgen links. Sie war stets sehr gegen das Wiederheirathen eingenommen, also machen Sie sich anderseits auch auf eine derartig lautende Antwort gefaßt. Wie es aber kommen möge, mein lieber, junger Freund, ich hoffe von Herzen, daß wir trotzdem gute Genossen bleiben, denn ich gestehe Ihnen ehrlich, daß ich Sie sehr aufrichtig hochschätze! Zählen Sie auf meine Hülfe und fahren Sie jetzt nach Hause, — gut Ding will Weile haben."

Was half alles Bitten und Beschwören? Daphne blieb der Sehnsucht des Apollos entrückt, und fiebernd in Hoffnung und bangem Zweifel schritt Joël wieder die Treppe hinab. Seine Pulse flogen, vor den Augen tanzten grelle Lichtpunkte.

Sollte er, so nahe dem Ziele, dennoch Schiffbruch leiden? So nimmt man einem Dürstenden den Becher aus der Hand und stellt ihn bei Seite: „Warte noch!“ — Und welche Qual ist das Warten für einen Mann, welcher es so gar nicht gewohnt ist. Joël warf trotzig den Kopf in den Nacken: „Wehre dich nur, spröde Göttin! Du sollst dennoch mein eigen sein! Du sollst!“ —

22. Kapitel.

Joël überlegte, ob er seine Mutter von der Sachlage unterrichten solle.

Frau Elly war aber seit der Blamage, welche ihr Mister Smith bereitet, von einer geradezu unerträglichen Laune. Ihre Stimmung war derart gereizt, daß es kaum möglich war, sich mit ihr in ruhiger Weise zu unterhalten; sie schloß sich in ihr Zimmer ein, behauptete, die ganze Residenz hohnlache über sie, es sei unmöglich, daß sie sich überhaupt noch unter Menschen blicken lassen könne und was dergleichen Wuth- und Schmerzausbrüche mehr waren.

Da der Sohn an keinem fremden Kummer irgend welchen Antheil nahm und auch den der Mutter als „ihn absolut nichts angehend“ betrachtete, so langweilte ihn die Gesellschaft der nervösen Frau, deren „Abenteuer mit Reinfall“ er viel zu lächerlich fand, um ihm überhaupt Beachtung zu schenken.

In den letzten Tagen hatte die Geheimeräthin während eines flüchtigen Zusammentreffens bei dem Frühstück ihre Absicht geäußert, eine längere Reise nach dem

Süden anzutreten, bis man die Affaire Smith in den Bekanntenkreisen abgethan und die Klatschmäuler ein neues Thema für ihre Damenkaffees gefunden.

Joël war sehr einverstanden damit.

„Um so besser wird man es allseits begreifen, daß ich als „Strohwittwer," so bald wie möglich meine eigene Häuslichkeit gründe."

„Du willst wahrlich so Hals über Kopf darauf los heirathen?" wunderte sich die Mutter, „soll ich mir denn Frau Daphne und ihre Häuslichkeit nicht vorher mit prüfendem Blicke ansehn? Wir Frauen haben doch für manche Dinge ein schärferes Auge und blicken zeitweise etwas mehr hinter die Coulissen wie ihr. — Die Geschichte zum Beispiel, welche Du von dem angetrunkenen Fähnrich erzähltest, finde ich recht merkwürdig. Es muß ein großes Mißgeschick oder ein etwas eigenthümlicher Salon sein, in welchem derartige Dinge passiren können, auch sagtest Du, daß man nach Tisch recht lebhaft gespielt habe, — Du warst doch genöthigt, deswegen ein Papier zu verkaufen —"

Eikhoff fuhr sehr gereizt und unliebenswürdig auf.

„Ich danke vielmals für Deine Hülfe, — liebe Mama, welcher ich wohl in meinen Jahren nicht mehr bedarf. Ich bin nun selber Manns genug, um mir auch allein eine Frau aussuchen zu können. — Was aber Deine Verdächtigungen anbelangt, so finde ich dieselben eben so empörend, wie lächerlich.

Daß sich ein blutjunger Bengel von einem Fähnrich, welchen Daphne lediglich dem Bruder zu Liebe,

mit eingeladen hatte, einmal bekneipt, — das kann in der besten Gesellschaft vorkommen, und daß nach dem Souper der Spieltisch aufgeschlagen wird, ich dächte, daß sei eine Mode, welcher Du selber in den meisten Häusern begegnetest!“

„Gewiß, gewiß! — Aber ich sage mit dem Franzosen, der Ton ist es, welcher die Musik macht! — Ein kleiner harmloser Skat, ein wenig Whist — mon Dieu, so lange der Einsatz nur nach Pfennigen zählt, wird keine Menschenseele etwas dagegen sagen, wenn aber hazardirt wird —“

„Wer sprach von hazardiren?“ fuhr Joël schroff empor, „ich habe dieses Wort überhaupt nicht in den Mund genommen!“ —

„Das ist auch nicht nöthig, wenn der Erfolg die Handlung benennt!“ entgegnete Elly ebenfalls bissig werdend, „mit Skat verliert man an einem Abend keine fünftausend Mark!“ —

„Wer sagt Dir denn, ob ich diese Summe nur am Tisch der Baronin verloren habe?“ —

„Wo Du sie verloren hast, ist Deine Sache. Ich habe die Pflicht der Mutter erfüllt, Dir meine Ansicht zu sagen und mich anzubieten, Dich bei Deiner Wahl zu unterstützen, da Du aber auf meine Hülfe verzichtest, so bin ich wohl hier überflüssig und kann abreisen. Solltest Du während dessen heirathen, so erlaube ich mir zu bemerken, daß Papa dieses Haus ausdrücklich mir zum Wittwensitz bestimmte.“

„Ich werde Dir dasselbe nie streitig machen. So

wie ich die Baronin Galavera kenne, wird sie ihren Palast mit unserer — doch immerhin etwas altmodischen Villa nicht gern vertauschen."

„Um so besser. So werde ich denn meine Reise-Vorbereitungen treffen."

Sie hatte sich brüsk erhoben und schritt zur Thüre.

„Wohin gedenkst Du Deine Schritte zu lenken?" rief er ihr nach.

Sie wandte den Kopf halb zurück und antwortete pikirt: „Ich bin wohl selbstständig genug, mir meinen Reiseplan allein zurecht zu legen!" —

Spöttisch zuckte der Componist der Dorflurle die Achseln, neigte sich über seine Zeitung und las weiter.

Seit dieser Zeit hatte er nicht mehr viel von seiner Mutter gehört und gesehen. Drei Tage waren vergangen, Frau Elly traf nach wie vor großartige Vorbereitungen, des Näheren hörte er nicht darüber. —

Daran dachte er soeben.

Sollte er nun hingehen und sich in seiner Aufregung der Mutter anvertrauen? — Nein! Welch einen Triumph würde sie haben, wenn Daphne's Brief eine abschlägige Antwort enthielte! —

Um keinen Preis der Welt. — Ist es der Fall, weist sie seinen Antrag zurück, so wird Joël die Sache in den Augen der Geheimeräthin zu drehen wissen, daß er sich rechtzeitig von der Unzulänglichkeit seiner Wahl überzeugte und seine Beziehungen zu der Baronin löste.

Wäre nur erst die entsetzliche Wartezeit überstanden!

Heute noch wollte sie antworten, wird sie es auch sicher thun? —

Er geht in sein Zimmer, legte sich auf das Chaiselongue, raucht und liest.

An die Thüre klopft es. Heinrich bringt einen Brief.

Eikhoff schnellt empor. Das Blut schießt ihm glühend in die Wangen. — Dann entfärbt sich sein Antlitz aufs neue. — Das Schreiben kommt von Wigand.

Soll er es überhaupt lesen?

Widerwillig öffnete er das Couvert.

Natürlich — lange Auseinandersetzung über die Beleidigung, welche Erika widerfahren, die höfliche Bitte, daß Tante Elly dieselbe zurück nehmen möge, andernfalls sei es wohl nicht anders möglich, als daß die Beziehungen der beiden Familien gelöst würden.

Da er sich jetzt als vollständig zu Ellerndörp gehörig betrachte und es mit seinen Ansichten über Recht und Pflichtgefühl nicht vereinbaren könne, wenn eine derartige Anschuldigung, wie sie Erika öffentlich erduldet, nicht zurück genommen werde, so müßte er in besagtem Falle, ebenso seine Verbindlichkeiten zu dem Hause Eikhoff lösen und werde sich alsdann erlauben, die kleine Erbschaft des Onkels in die Hände des Pflegebruders zurück zu legen.

Im übrigen vermittle er den Dank der Frau Oberst Koltitz für die Gastfreundschaft, welche Erika in seinem Elternhause genossen. —

Lächerlich! Diese Wichtigkeit um eine derartige

Bagatelle! Hier pfeift kein Spatz mehr nach dem kleinen Haidefräulein, es ist so vollkommen gleichgültig, ob die Geheimeräthin in der Erregung von einer Liebschaft mit Mister Smith gesprochen oder nicht! Thorheit, was liegt überhaupt daran? Nur die prüde, hausbackene, pedantische Gesinnung der braven Ellerndörper findet etwas anstößiges an solch' einer Courmacherei!

Soll er überhaupt darauf antworten? Es langweilt ihn unbeschreiblich und er hat den Kopf so sehr voll anderer Gedanken! Je nun, er wird den Brief an die Mama weiter schieben, es ist ja doch im Grunde genommen einzig ihre eigene Angelegenheit, die Kränkung zurück zu nehmen.

Abermals vertieft er sich in seine französische Lektüre!

Und die Stunden vergehn.

Kein Brief, keine Nachricht. —

Er muß sich ankleiden, um Toilette für ein Diner zu machen.

Er giebt Heinrich strengsten Befehl, sobald ein Brief von der Baronin Galavera abgegeben werde, denselben unverzüglich nachzubringen.

Bis zum letzten Augenblick wartet er voll fiebrischer Spannung. Er überlegt, ob er in dieser Stimmung überhaupt zu dem Diner fahren solle.

Ja, er hofft, daß es ihn zerstreuen und die Wartezeit abkürzen werde.

Der Wagen rollt davon. Noch einmal neigt er

sich aus dem Fenster, ob er wohl den Diener Daphne's im Gaslicht vorüberschreiten sieht.

Vergeblich. —

Es kommt auch die ersehnte Nachricht nicht während des Mittagessens. Joël fühlt, daß er ein wenig angenehmer und aufmerksamer Gesellschafter ist, er empfiehlt sich so bald wie möglich und eilt nach Hause zurück.

„Kein Brief abgegeben?“ herrscht er schon den Portier an.

„Nein, gnädiger Herr, ich habe nichts davon erfahren.“

Wahrlich, es ist noch immer keine Antwort auf seinen Antrag erfolgt. Einen Joël Eikhoff! ihn, den Componisten der Dorflurle, derart warten zu lassen! —

Wahrlich, die Baronin muß auf sehr goldenen und sicheren Füßen stehen, wenn sie sich derart gleichgültig gegen einen Freier erzeigt, nach welchem die Damen der Residenz alle zehn Finger ausstrecken.

Ein wenig Wehren spornt das Begehren!

Wenn Daphne's Zögern das bezweckt, so hat sie erreicht, was sie will.

Joël ist halb rasend vor Ungeduld und Nervosität. Die Nacht verbringt er zum größten Theile schlaflos, den nächsten Vormittag in unerträglicher Laune.

Endlich, endlich tritt Heinrich mit strahlendem Gesicht ein und überreichte den Brief, auf dessen Ankunft

er schließlich ebenso sehnsüchtig wartete, wie sein mißgestimmter Gebieter.

Joël wartet nicht, bis sich die Thüre hinter dem Bedienten geschlossen und das neugierig lugende Gesicht entschwand, er reißt mit bebenden Händen den goldgepreßten Umschlag ab und klappt das steife Kartonpapier des Billets auseinander.

Daphnes große, weitverschnörkelte und verschlungene Schrift! —

Sie flirrt und schwirrt vor seinen Blicken.

Er rafft sich zusammen und liest.

„Heißgeliebter, Göttlicher! — Ja, meine Liebe zu Ihnen ist heiß und leidenschaftlich, Joël, und dennoch liege ich armes, schwaches Weib und kämpfe vergeblich an gegen dieses flammende Herz! Warum haben Sie mich geküßt, Grausamer? Nun schmilzt meine Seele dahin unter der Gluth dieses Kußes, und ich, die längst nicht mehr an das Herz in meiner Brust geglaubt, ich empfinde es unter süßer Qual, daß es dennoch schlägt und haltlos zu Ihnen hin drängt. Soll ich ihm gehorchen, ihm oder meinem kühlen, nüchternen Verstand, welcher dieses arme Herz thöricht schilt, thöricht, weil es sich selber und seine goldene Freiheit opfern will? — Ach mein Kopf thut weh, — ich leide! — Warum wollen Sie mich heirathen, Joël Eikhoff, Sie, welchem alle Herzen zufliegen, Sie, von dem ein Jeder sagt: „Nur die Herrlichste von Allen soll beglücken seine Wahl.“ — Bin ich diese Herrlichste? — Nein! — ich stehe vor dem Spiegel und

rufe voll Verzweiflung: nein! — die verblendete Welt redet von meiner Schönheit — ich selber finde mich häßlich, — die Leute faseln von meinem Reichthum, ich selber nenne mich arm! — Joël Eikhoff, warum wirbst Du um mich? Ich kann es nicht fassen, ich bin mißtrauisch, weil ich liebe! — Begehrst Du mich, die glänzende, vermögende, gefeierte Baronin Galavera oder mich, die einsame, arme Daphne, welche so gerne in Deinem Arm glücklich sein und Welt und Zeit vergessen möchte! Ach schreib' es mir, Joël, sage mir, wen Du liebst, wen Du begehrst! — Nicht wahr, ich bin wunderlich und Du verstehst mich nicht? Habe Geduld! So es ein rosiges Schicksal will, beichte ich Dir bald Alles, dann sollst Du in die tiefsten Tiefen meines Herzens blicken und sollst mich verstehen! — Ich harre zuvor auf schriftliche Antwort. Schreibe mir sogleich, Du selber, mein unbeschreiblich Geliebter komm heute nachmittag um sechs Uhr. — Wenn Dein Briefchen mir die Antwort bringt, welche ich mit jedem Pulsschlag glühend ersehne, dann soll mein Bruder dem göttlichen Apoll die besiegte Daphne in die Arme führen, — wenn nicht, — wird er Dir mein letztes Lebewohl bringen! — Also schreibe — schreibe bald! — Hangend und bangend in schwebender Pein — — Daphne." —

Joël strich tief aufathmend mit der Hand über das freudeglühende Gesicht. Der Triumph blitzte aus seinen dunklen Augen.

„Doch, meine kleine Spröde, doch verstehe ich Dich,

Dank der ehrlichen Mittheilsamkeit des braven Doktors! — So; dieser Kampf wäre zu Sieg und Glück durchkämpft. Schreiben soll ich! — Närrische Weiberherzen, welch' eine unnütze Folter verhängt ihr oft über Euch und Andere. Je nun; ich weiß ja, was Du mißtrauisches Vögelchen gerne lesen möchtest, und was ich schreiben soll. — Der Wille soll dir gern geschehen. Warum auch über Geld und Vermögen reden? Dazu ist während der Ehe genug Zeit. Und Heirathspakten?" — Er lachte leise auf: „Um so besser, wenn keine geschlossen werden, alsdann gilt das Landesgesetz der Gütergemeinschaft, welche mir ja nur in hohem Grade willkommen sein kann! — Also va banque! Ich werde schreiben und Du sollst lesen, und heute Abend halte ich die Braut im Arm! —

An der Thüre klopft es.

Heinrich meldet, daß die gnädige Frau Herrn Eikhoff sprechen möchte.

„Gut, ich komme."

In sehr gehobener Stimmung betrat Joël die Zimmer seiner Mutter.

Er war nicht wenig überrascht, daselbst Reisekörbe und Koffer hoch aufgestapelt vor sich zu sehen.

„Nun? — soll die Abreise etwa schon losgehen?" fragte er ein wenig betreten.

Die Geheimräthin trat ihm in sehr elegantem Reisekostüm entgegen. Sie reichte ihm kühl die Hand. „Ich wollte Dir Adieu sagen, lieber Sohn; ich fahre zur Bahn."

„Darf ich auch jetzt noch nicht wissen, wohin?“ — Er küßte mit innigem Aufblick ihre Hand.

Sie lächelte mit feinem Spott. „Gewiß, ganz genau. Ich reise nach dem Süden.“

„So! — ich bedauere lebhaft, daß Du heute Abend anläßlich meiner Verlobungsfeier nicht zugegen sein wirst!“

Sie war nicht so überrascht, wie er gedacht. Sie blickte kaum von dem Handschuh, welchen sie zuknöpfte, auf. — „Bedauere gleichfalls.“

„Hast Du keinen Glückwunsch für mich, Mama?“

„Wünsche genug. Aber ob dieselben Dir ein Glück nach Deinem Geschmack erhoffen? — Es ist ja Jeder seines eigenen Glückes Schmied!“ —

„Allerdings. Darf ich der Baronin wenigstens Deinen Glückwunsch übermitteln?“

„Falls Du ihr damit irgend welche Freude bereiten kannst!“ —

„Womit soll ich Deine überraschende Abreise motiviren?“

„Mit meiner sehr alterirten Gesundheit.“

Sie sah nach der Uhr und reichte ihm abermals die Hand: „So lebe denn wohl, und — mögest Du Deinen etwas übereilten Schritt nicht bereuen! Ich werde mich freuen, einmal Nachricht von Dir zu erhalten.“

„Ich bitte sehr um Deine Antwort. Schon vor den Augen der Welt müssen wir doch korrespondiren, sonst glaubt man etwa an ein Zerwürfniß.“ —

„Gewiß, ich werde den Schein wahren, auch Deiner Braut gegenüber.“

„Adieu, Mama. Soll ich Dich zur Bahn begleiten?“

„Danke. Bemühe Dich nicht.“

„Wie Du willst.“

Dann schieden sie, steif, förmlich, beide beleidigt und verstimmt.

Seltsam, so sehr die Mutter diesen Sohn stets verzogen und all seinen Wünschen blindlings gefolgt war, so gewaltig sie seit Kindesbeinen seiner Eitelkeit Vorschub geleistet und ihm geschmeichelt hatte, so fremd waren sich dennoch die Herzen geblieben, ja, dasjenige des Sohnes hatte die Mutter wohl nie besessen. Trotz der grenzenlosen Verwöhnung des Kindes hatte sie dennoch nie viel Zeit für dasselbe übrig gehabt, es war zwischen Dienstboten und fremden Leuten aufgewachsen und hatte gleich diesen nur gleißnerische Höflichkeit den Eltern gegenüber, welche absolut nichts mit Liebe oder Zärtlichkeit zu thun hatte.

Auch war es wohl der größte Fehler der Mutter gewesen, sehr oft den Sohn zum Zeugen all der vielen kleinen und größeren ehelichen Konflikte zu machen, und in zornigem Ueberbrausen nachher den Vater in den Augen des Sohnes herunterzuziehen und zu bespötteln.

Sie untergrub dadurch nicht nur den Respekt vor ihrem Gatten, sondern büßte auch das wenige an Hochachtung ein, was der junge Mensch ihr vielleicht noch entgegen getragen.

So standen sich Mutter und Sohn, trotz der anscheinend großen Sympathie, dennoch sehr fremd und unverstanden gegenüber.

Was in den Augen der Welt wie gegenseitig größte Herzlichkeit und Uebereinstimmung aussah, war im Grunde nichts anderes, als Egoismus.

Der Sohn fand es bequem, in großer Fürsorge stets die Mutter vorzuschieben, wenn es galt, seine eigenen Wünsche zu erfüllen, und Frau Elly war stolz und eitel auf ihren berühmten Sohn, weil derselbe ihrer eigenen Persönlichkeit das ersehnte Relief und die Stellung der geistreichen, gefeierten „madame mère“ gab.

Bei aller Aufmerksamkeit und aller Vergötterung, welche sich Mutter und Sohn erzeigten, war doch die Selbstsucht und Eigenliebe allein die treibende Kraft, denn zu wahrhaft tiefem und liebevollem Empfinden waren beide viel zu oberflächlich und kaltherzig beanlagt. Sie hatten wirkliches Vertrauen, echte, wahre Liebe auch noch nie vermißt, bis zu der Stunde, wo die Geheimeräthin sich durch das mehr wie gleichgültige Wesen Joëls dennoch tief verletzt und gekränkt fühlte.

Als Mister Smith sie, ihrer Ansicht nach, so tödtlich beleidigt hatte, war sie überzeugt, daß Joël solch' eine Blamage auf das Grimmigste rächen würde, da er aber unter etwas ironischem Lächeln versicherte, „er könne doch keinen Mann fordern, weil derselbe anstatt seiner Mutter ein junges Mädchen heirathen wolle, und nichts Anderes verbrochen habe, als bei der „Vizemama“ um die Pflegetochter anzuhalten“ — da fühlte sie sich durch

ihn beinah' noch schwerer beleidigt, wie durch den treulosen Engländer.

Ihr ganzer Groll wandte sich nun gegen den Sohn, welcher es nicht der Mühe werth hielt, sich der gekränkten Ehre der Mutter anzunehmen.

Sie empfand es gleichsam als Opposition gegen ihre Persönlichkeit, daß Joël plötzlich so Hals über Kopf heirathen wollte.

Warum das? — Um sie in den Hintergrund zu schieben?

Was entbehrte er in einem Hause, in welchem sie tadellos die Honneurs machte? Nichts. — Warum verlangte er plötzlich nach einer Frau, er, der stets über die Ehe und das „sich ewig binden“ gespottet und gelacht hatte? — Um des Geldes willen? — Er verdient ja durch seine Opern so viel, daß er wahrlich kein fremdes Vermögen — von welchem er bei den Ansprüchen Daphne's doch nicht viel besehen würde — zu begehren braucht. — Und aus Liebe? — Die Geheimeräthin lacht scharf auf. Joël kann nicht lieben. Er kennt nur Leidenschaft und Sinnlichkeit, beide schäumen auf und vergehen wie der Schaum im Sect. Nein, aus Liebe heirathet er nicht. Er thut es nur, um die Mutter in den Hintergrund zu drängen; sie genügt seiner Eitelkeit nicht mehr. Gut, so wird sie das Feld räumen. Sie reist ab, ohne Thränen, tief erbittert. Und als sie, Mutter und Sohn, sich soeben von einander verabschiedet, empfand wohl Keines die Trennung als Schmerz.

Joël hatte in der Aufregung der letzten Stunden und der Ueberraschung des immerhin plötzlichen Abschiedes vollkommen vergessen, zu fragen, ob Frau Elly, seinem Wunsche gemäß, den Brief Wigands beantwortet habe; er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es wohl geschehen sei und hatte viel zu viel wichtigere und angenehmere Dinge zu überlegen, um sich noch mit einem einzigen Gedanken dieser fatalen Angelegenheit zu entsinnen. Er eilte in sein Zimmer zurück und ließ sich sehr behaglich in den weichen Kissen seines Schreibsessels nieder.

Er wählte nach längerem Zögern einen allerliebsten Briefbogen, welcher das musikalische Motto trug: „Wie wär' ich arm, mich glücklich nur zu nennen, empfind' ich eines Himmels Seligkeit“ und ließ Elsa von Brabant als Trägerin seiner eigenen Gefühle, die Heroldin dieser Liebespost sein. —

Zwar war es gerade keine sehr glücklich Liebende, welche er zum Vorbild erkoren, aber gleichviel, es war ja nicht nöthig, daß ihr Eheglück nur so kurz bemessen sein sollte, wie das des bedauernswerthen jungen Paares, welches leider mit zu viel übeln Verpflichtungen die Ehe beginnen mußte.

„Nie sollst Du mich befragen!“ — solch' ein Verlangen ist stets der Stein des Anstoßes.

Joël blickt plötzlich auf und lacht. Seltsam! Sagte nicht auch Daphne zu ihm: „Nie sollst Du mich befragen?“

Bah, dies ist ja ein Befragen, auf welches er über-

haupt keine Antwort braucht. — Die Antwort wird goldklingend durch ihre Fingerchen rollen, auch ohne daß er sich danach erkundigen muß, auch ohne, daß er „Wissensſorge trägt!“ —

Wohlan denn. — Er schreibt.

In seiner überschwenglichen, phrasenhaften Weise versichert er ihr, daß er nur Daphne, die Göttliche liebe! Und wäre sie auch der klassischen Schwester in der Weise gleich, daß sie nichts auf Erden ihr Eigen nenne, wie den Lorbeer, welcher ihre reizende Gestalt umhüllt! — Und diesen Lorbeer besitzt sie! Er schmückt ihr schönes Haupt, er liegt als Huldigung einer halben Welt vor ihren Füßen. Das weiß er, und anderen Reichthum begehre er nicht, es sei denn der, einer überreichen, unerschöpflichen Liebe, welche er als einzige Mitgift von seinem Weibe fordert! Kann sie ihm diese Liebe schenken? Ja, sie schrieb es ihm, sie berauschte ihn durch das wonnevolle Geständniß, daß ihr Herz ihm voll heißer Sehnsucht entgegen schlage! Warum noch eine neue, unerträgliche Qual des Wartens über ihn verhängen?

Er harrt auf den Ruf in ihre Nähe, wie ein Verschmachtender auf das Murmeln der Quelle lauscht!

Noch eine wortreiche Versicherung seiner himmelauflodernden Liebe, — und Joël überliest das Schriftstück mit inniger Genugthuung.

Er hat schon manchen Liebesbrief geschrieben — der, welchen er soeben in Händen hält, deucht ihm das Meisterstück. Ist es ein Wunder? —

Er hat ihn mit siedendem Blut geschrieben, denn er empfindet diesmal in der That etwas für das begehrte Weib, was der Liebe gleich kommt. — Der Liebe nach seinem Sinn und Geschmack. Sie hat nichts, durchaus nichts Göttliches, Reines, Heiliges und Todtgetreues an sich, obwohl er das Wörtlein „göttlich“ bis zur Erschöpfung auf den Lippen und in der Feder führt.

Es ist ein hohler Klang, ebenso leer und nichtssagend, als das gutklingende Prädikat „gottbegnadet,“ welches er mit befriedigtem Lächeln für sich als Künstler beansprucht und entgegen nimmt. —

Und dann schließt Apoll, der braunlockige, sein Billet und hält es momentan in der Hand, wie ein Diktator, welcher einen Kontrakt zur Unterschrift abschickt. Er ahnt nicht, wie schwer dieses weiße Blättchen in seinen Fingern wiegt, die stolze Freude des Sieges berauscht ihn und der Triumph macht ihn blind.

Diesmal braucht er nicht so verzweifelnd lang zu warten, wie das erste Mal.

Zwei Stunden, nachdem Heinrich den Brief besorgt, donnert die Equipage des Doktors Bahlbrecht vor die Thüre.

Der zukünftige Schwager streckt Joël beide Hände entgegen, in seinem häßlichen Gesicht liegt ein Ausdruck wie staunende Bewunderung.

„Also wirklich! — Mensch, Eikhoff, haben Sie Springwurz gegraben, daß Sie die Weiber derart behexen? Ich hätte es nie geglaubt, nie für möglich ge-

halten, daß Daphne sich jemals wieder einem Manne hingeben würde, und nun kommt ein schlanker Bursch gegangen und ... bald heißt's Bräutigam und Braut!“

Der Doktor singt Aennchens süße Worte mit greller, etwas überlauter Stimme und markirt hohe und freudige Erregung, er kann nicht satt werden, den „Unwiderstehlichen“ in die Arme zu schließen und stets von neuem seinen gewaltigen Sieg anzustaunen. Diese erste Genugthuung, die schmeichelnde Anerkennung seines Triumphes sind neue Oeltropfen in das Opferfeuer der Eitelkeit, welches auf dem Götzenaltar des jungen Componisten brennt, er giebt sich der Freude haltlos hin und leert mit dem neuen Schwager die erste Flasche Sect auf die Glückseligkeit dieses Tages.

Der Doktor ist eilig.

„Ich komme nur, theuerster Joël, um Ihnen persönlich zu sagen, daß Daphne Sie und Ihre hochverehrte Frau Mama um sechs Uhr zum Verlobungsdiner erwartet. Apropos, darf ich nicht der neuen Schwiegermama meiner Schwester verehrungsvollst die Hand küssen?“

Das Blut schießt in die Wangen des jungen Mannes. Er stottert eine hastige Entschuldigung, daß seine arme Mutter einer sehr heftig auftretenden Kopfneuralgie wegen vor etlichen Tagen abgereist sei, um auf ärztlichen Befehl dem aufregenden, geselligen Leben für einige Zeit aus dem Wege zu gehen. „Ihren Glückwunsch für meine Braut hat sie hinterlassen, und werde ich denselben übermitteln,“ schloß er und war sehr an-

genehm überrascht, den Doktor weder erstaunt noch unangenehm berührt zu sehen.

Im Gegentheil, er nahm die Abreise der künftigen Schwiegermutter als etwas ganz Begreifliches auf und das Lächeln, welches seine Worte begleitete, harmonirte mit einem gewissen Aufblitzen seiner Augen.

Aha, der Doktor hat nicht die beste Meinung über Schwiegermamas! Er liest die Witzblätter und kennt den fatalen Kehrreim: „Und die liebe Schwiegermutter — war des Teufels Unterfutter!“ —

Joël lacht leise auf.

Nein, Daphne soll sich nicht vor diesem Popanz der Junggesellenphantasie fürchten, sie soll keine Gelegenheit haben, übele Erfahrungen zu machen. Die Geheimeräthin würde der jungen Frau doch vielleicht manches Steinchen in den Weg rollen, denn die Verdächtigungen, welche sie schon jetzt, ehe sie die Schwiegertochter nur kannte, laut werden ließ, prophezeihen für die Zukunft nicht nur Sonnenschein und wolkenlose Harmonie.

Es ist gut, daß Mister Smith ahnungslos der „dear Mama“ eine kleine Erholungsreise in südliche Gefilde verordnete, dadurch klärt sich hier die Luft und die neue Ehe wird geschlossen und der junge Hausstand eingerichtet, ohne die unvermeidlichen guten Rathschläge des „Oberkommandos,“ welche sowohl Daphne wie Joël entbehren können.

Der liebevolle Sohn macht sich keinerlei Skrupel darüber, die Mutter in der ernstesten und weihevollsten Stunde seines Lebens fern zu wissen; er denkt auch

nicht im entferntesten daran, daß der Eltern Segen den Kindern das Haus baut, daß kein Glück und kein Friede über eine Schwelle einziehen kann, welche der Eltern Fuß nicht im trauten Willkommen geheiligt, daß kein Feuer der Liebe und Treue auf einem Hausaltar brennen kann, auf welchem man nur todte Götzen verehrt. —

— — — — — — — —

Abermals erstrahlten die festlichen Salons der Baronin Galavera in Licht und Joël Eikhoff, der ungeduldig-sehnsuchtsvolle Bräutigam, sprang die Marmortreppe empor, diesmal bereits von dem Diener an der weit offenen Thüre erwartet.

Blüthenpracht, wohin er schaute!

Flinke Gärtnerhände hatten das winterliche Haus bis in die dunkelsten Winkelchen mit Blumen gefüllt, es in reizender Symbolik schon von außen zeigend, daß über Nacht der Lenz seinen Einzug in diesen Räumen gehalten.

Als Joël hochathmend den Akropolissalon betrat, seinen riesenhaften Strauß von Purpurrosen und Orangen in der Hand, ertönte weich und gedämpft aus dem nachbarlichen Arbeitszimmer der Braut das jauchzende Liebeslied der Dorflurle, welches den Geliebten bei dem ersten Wiedersehen begrüßt. Gleichzeitig theilte sich die feuerfarbene Portière zur Rechten und schöner, bestrickender und raffinirter wie je, stand ihm Daphne gegenüber.

Nicht schlicht und erglühend, wie eine verschämte

Braut, selbst in diesem Augenblick mußte eine kleine, geschickt inscenirte Comödie die holde Weihe eines Verlöbnisses in den Staub ziehen.

Daphne's geschmeidige Göttergestalt wuchs aus einem Lorbeerbaum empor.

Die grünlaubigen Zweige umhüllten sie bis zu den Knieen, während einzelne Aestchen auch den Oberkörper umspannen, als sei just in diesem Augenblick der unheimliche Zauber Gäas kräftig, die fliehende Schöne in einen Lorbeer zu verwandeln.

Dieses Mal barg aber die spröde Daphne ihr Antlitz nicht angstvoll zürnend vor Apoll, dem Verfolger, im Gegentheil, sie streckte ihm sehnsuchtsvoll, mit süßem Lächeln, beide Arme entgegen, ganz Liebe, ganz Hingabe, ganz und gar die Seine!

Und wie es wohl beabsichtigt gewesen, wirkte das entzückende Bild.

Mit einem leisen, halb erstickten Laut glühender Leidenschaft stürmte Joël der Geliebten entgegen, schlang ungestüm die Arme um sie und entriß sie dem grünen Zauberlaub, sie jauchzend, als errungenes Kleinod an der Brust zu bergen.

Nebenan, hinter wallenden Seidenvorhängen, klangen und sangen die herrlichen Weisen der Dorflurle, und Joël war allein mit der Braut, ein siegberauschter Apoll zu Füßen der bezwungenen Daphne! — Welch' ein überschwenglicher Liebesmai im duftenden Teppichgemach, dieweil draußen vor den Fenstern die Schneeflocken wirbelten und bittere Kälte jedem Knösplein mit

Tod und Verderben drohte, wenn es allzu fürwitzig vergessen wollte, daß ohne die Sonne, die große leuchtende Sonne wahrer Liebe kein Lenz bestehen kann! —

Als sich der erste Rausch des Entzückens gelegt, als die überreizte Phantasie keine Worte und Gleichnisse mehr fand, ihrer Herzen flammendes Empfinden genugsam zu schildern, wußte Baronin Galavera auch hier rechtzeitig einer Uebersättigung vorzubeugen und machte ihre Schwägerin und Doktor Vahlbrecht zu stürmisch gratulirenden Zeugen ihres jungen Glückes.

Baronesse Galavera sprach in ihrer drastischen Weise ihr ganz besonderes Entzücken über diese Ehe aus, weil sie dadurch endlich ihre langersehnte Freiheit zurück erhalte!

Joël konstatirte, nach dem, was er zu hören bekam, daß die alte Dame wohl auch über ein großes Vermögen verfügte und auf Daphne's dringenden Wunsch ihre Existenz mit derjenigen der jungen Wittwe vereinigte. — Sie schien für den ganzen Unterhalt des Haushaltes gesorgt zu haben, so deutete Eikhoff die Neckereien Agamemnon's, welche das junge Paar anstachelten, die „Erbtante um Gottes willen nicht aus den Augen und den Händen zu lassen!"

Giulia schnitt solche Anspielung aber jedesmal mit der kurzen Bemerkung ab, daß die Schwester des verstorbenen Gatten in der neuen Ehe wohl nicht am Platze sei.

„Nur noch keine Pläne machen, Herzens-Giulia!" schmeichelte Daphne, zärtlich den Arm um die Sprecherin

legend, aber sie benutzte den Moment ersten Alleinseins, um Joël mit flimmerndem Blick zuzuflüstern: „Sie ist begreiflicher Weise gar nicht sehr erbaut, daß ich wieder heirathen will! — Sie vergötterte ihren Bruder und glaubte wohl, ich solle zeitlebens um ihn trauern. — Thorheit! Sie gehört leider zu jener Sorte Frauen, welche ihren Willen als allein maßgebend erachten! So leid es mir thäte, wenn sie uns durch eine Trennung ihre großen Revenüen entzöge, so bin ich anderseits doch froh, die ewige Moralpredigerin und Pedantin los zu werden. Alte Leute passen und taugen nicht in ein junges Liebesnest!"

„Und wer wird in der Küche regieren, kleine Hausfrau?" neckte Joël.

Sie lachte silberhell auf. „Ich nicht, Geliebter! Ich am allerletzten! Wenn Du eine tüchtige Wirthschafterin heirathen willst, wähle nicht mich. Ich habe noch nie im Leben einen Kochlöffel in der Hand gehabt. Ciel! Einen Kochlöffel in dieser Hand! Kannst Du Dir solch' eine Profanation vorstellen, Apoll?" und sie hielt ihm ihre sammetweichen, schneeweißen, brillantfunkelnden Händchen entgegen.

Joël zog sie stürmisch an die Lippen. „Lieber will ich verhungern, als die schönsten und genialsten aller Fingerchen derart entwürdigen! — Nein, Daphne, ich weiß eine viel, viel bessere Arbeit für diese kleinen Meisterhände!"

Sie blickte fragend, mit großen Taubenaugen, zu ihm auf.

Da zog er sie noch leidenschaftlicher denn zuvor an seine Brust. „Daphne,“ flehte er, „sei abermals mein guter Genius, welcher Du in der „Dorflurle“ einmal schon gewesen! Schreibe mir einen neuen Operntext! Ich muß in fliegender Eile ein zweites Werk schaffen, ich muß eine neue Oper bis zum nächsten Herbst fertig stellen!“

Sie schien etwas betroffen. „Einen neuen Text? Schon bis zu nächstem Herbst? Einziggeliebter, das ist ja kaum möglich! Du ahnst nicht, was für eine rasende Arbeit solch' ein Libretto ist ... und dann ... bedenk', unsere Hochzeit, meine neue Ausstattung ...“

„Neue Ausstattung? Um alles in der Welt, wozu das, mein Liebling? Diese fürstliche Pracht kann unmöglich noch gesteigert werden! Höre meinen Plan an, süßes Herz, und sage, ob Du ihn gut heißest! — Ich dachte, Du bliebest hier in Deinen gewohnten Räumen, in der doch recht comfortabeln Wohnung dieses modernen Palastes. Unsere Hochzeit beschleunigen wir nach aller Möglichkeit, ich dachte, in spätestens vier bis sechs Wochen“ — er hob ihr Antlitz, welches sich verschämt an seiner Brust versteckte und bedeckte es mit heißen Küssen, „warum und worauf sollen wir warten? Die Zimmer der Tante Giulia werden für mich zum Rauchsalon und Arbeitszimmer umgewandelt, voilà tout. — Wünschest Du es, machen wir eine Hochzeitsreise. —“

„Ach ja, mein Herzenskönig, mein Gott! — Bitte, bitte, nach Paris!“ jubelte sie, wie ein Kind die Händchen zusammenschlagend.

„Vortrefflich, nach Paris, und dann gehen wir an die Arbeit, denn die Oper muß im Herbst heraus, es hängt immerhin ein Vermögen davon ab!“

Sie seufzte tief auf. „Ah, richtig, der Text. Ja, wenn Du ihn haben mußt —“ sie schien momentan zu überlegen, plötzlich zuckte sie empor. „Ich habe bereits eine Idee! Meine „Melusine“ werde ich in ein Libretto umwandeln! Herrlich, ausgezeichneter Gedanke! Diese Arbeit könnte ich in wenig Wochen leisten.“

„Melusine? Das klingt ja äußerst verheißungsvoll!“ horchte Joël hoch auf. „Welch' einen Inhalt hat sie?“

Sie lachte. „Wie kann man das erzählen! Ein schönes, gefährliches Weib, welches ihren Geliebten ruinirt und ihn zum Schluß nach sich zieht — in das Wasser. Tragischer Schluß! Muß aber so sein, schon um der Moral willen!“

„Moral! ... hm ... ist der Text etwa wieder so zahm und jungfräulich wie die Dorflurle in ihrer ersten Gestalt?“

Sie schüttelte das Köpfchen. „Im Gegentheil. Es wird gut sein, wenn ich ihn als Frau veröffentliche.“

„Vortrefflich! — Nur kein Zuckerwasser in Liebesdingen! Das Publikum verlangt feuriges Gift, das süß schmeckt und berauscht. Also die Melusine! Entzückende, wonnige Zauberin, Du! O, Daphne, welch' ein Genuß wird solch' ein gemeinschaftliches Schaffen sein! Sieh, über unsern beiden Häuptern flammt ein Stern, dessen Strahlen werden die ganze Welt erfüllen. Nun jauchzt die Menge nicht mehr meinen Namen allein,

auch den deinen wird sie auf das Banner Jener schreiben, welche in gottbegnadeter Meisterschaft schon auf dieser Erde unsterblich sind!"

Daphne lag in seinem Arm und lauschte dem stolzen Klang dieser Worte, sie blinzelte dabei so wohlgefällig mit den dunklen Augen, wie ein Kätzchen, welches geblendet in das Licht blickt.

Joël aber blendete sich und sie mit den Gaukelbildern, welche er in üppigsten Farben von der Zukunft malte.

---

23. Kapitel.

Sonntagsruhe. —

Die Haide kannte kein Werktagsgetreibe, sie lag Tag aus, Tag ein lautlos und regungslos unter der majestätischen Wölbung des Himmels, wie ein frommes Weib auf den Knieen vor dem Hochaltar betet.

Und dennoch war es heute noch feierlicher, noch friedlich stiller wie sonst, es war Sonntag im Himmel und auf Erden, das strahlte die Sonne, das funkelte die fleckenlose Pracht des weiten Schneefeldes, das sang und klang in dem leisen Windhauch, welcher die bereiften Zweige neigte, als ginge der liebe Herrgott segnend an ihnen vorüber.

Einsam lagen die Hütten am Wege. Auch sie hatten sich geschmückt mit der weißen Sammetdecke winterlicher Pracht, und die dürren Gebüsche, welche die tiefhangenden Dächer überragten, trugen Milliarden von Eisperlen als Gehänge. —

Feiner blauer Dampf kräuselte aus den Schorn=

steinen, und die Raben saßen auf dem First und lugten ernsthaft zur menschenleeren Straße hernieder.

Da huben die Kirchglocken an.

Die klare Luft trug den Klang weit hinaus über die Haide, wunderbar feierlich und weihevoll, just, als ob Engelstimmen von dem Kirchlein niederriefen.

Die Bauersleute kamen andächtig daher. Die Weiber zumeist schwarzgekleidet, mit weißen Tüchern um das Haupt gewunden, ebenso wie einst ihre Ur- und Aeltermütter daher geschritten. Das große Bild in der Kirche, welches die lang gestorbene und vergessene Familie eines Gutsherrn zeigte, wies dieselben Frauengestalten auf, wie sie auch jetzt noch fromm und still in den steiflehnigen Kirchbänken saßen.

Auf den Sandhügeln vor der Gottesackermauer sammeln sich die Kinder an.

Sie stehen frierend, mit rothen, drallen Wangen, die kleinen Hände sorglich in die Schürzchen oder Zipfel der Halsshawls gewickelt.

Sie hören dem Läuten zu und strecken neugierig die Köpfe vor, wenn die Kirchthüre sich öffnet, um neue Andächtige aufzunehmen. — Sie möchten gern die Altarbilder und den schönen Lichterreif sehen, welcher am Christfest hellbrennend von der Decke niedergehängt.

Die Orgel setzt ein; laut, vollmächtig anschwellend brausen die frommen Weisen daher, als drängen sie gewaltig aus Fugen und Ritzen des grauen Ge-

mäuers heraus. — Die Kinder falten die Hände und die alten Frauen, welche durch die Pforte eintreten, verneigen sich, als habe Gottes Stimme sie angerufen.

Von dem Gutshaus herüber schreitet die Herrschaft. Frau Koltitz in dem langen, dunklen Trauerschleier von dem Arm des Barons geführt, daneben rosig, frisch und lächelnd wie ein Engelsangesicht Fräulein Erika. —

Sie kennt die Kinder und nickt ihnen freundlich zu, läßt sich die kleinen, blaugefrorenen Hände reichen und flüstert ein paar geheimnißvolle Worte.

„Kommt nachher und holt Euch ein Stückchen Sonntagskuchen!“ —

Da glänzen die Gesichtchen noch heller wie die Haide im Sonnenschein.

Auch hinter ihr schließt sich die braune, runde Kirchthür.

Nun gilt es nur noch, den Herrn Pfarrer erwarten. Der Einspänner rollte pünktlich herzu.

Die Räder sind hoch durch den Schnee gegangen und der Kutscher, ein biederer, alter Mann im bäurischen Kragenmantel, pustet sich in die erstarrten Hände. Im dicken Pelz, die hohe, dunkle Mütze auf dem Kopf, steigt der junge Geistliche aus und geht gemessenen Schrittes zum Kirchlein hinan, angestaunt von den Kleinen, welche respektvoll zur Seite stehn und kaum wagen, ein schüchternes „Guten Tag“ zu wünschen. Er kennt die Flachsköpfe und streicht im

Vorübergehen freundlich mit der Hand über die frischen Gesichtchen.

Noch einmal singen die Glocken bim—baum—bim baum — und dann ist es still.

Was der Pfarrer mit lauter Stimme spricht, hören die Kinder nicht mit an, sie trollen langsam wieder zur Dorfstraße zurück und holen es in doppeltem Jubel und Lärm nach, was sie soeben in scheuer Andacht versäumt.

Der junge Pfarrer ist zum Mittagsessen ein für alle mal in das Gutshaus geladen. Oft begleitet ihn seine kleine Frau, welche den Damen Koltitz besonders lieb und sympathisch geworden.

Heute hat eine leichte Erkältung ihres Söhnchens die besorgte Mutter daheim gehalten.

Der Pastor entschuldigt sie in seiner herzlich liebenswürdigen Weise bei der Frau Oberst, als sie sich nach Schluß der Kirche vor der Thüre treffen.

Er schließt sich den Herrschaften nicht allsogleich an, da er zuvor noch ein paar Krankenbesuche im Dorf abstatten will. Glücklicher Weise ist es nichts ernstes. Der alte Kilian ächzt über seinen Rheumatismus, Fieken Grothus hat sich beim Schlachten die Füße verbrüht und der Jochen Warnke meldete ein drittes Büblein zur baldigen Taufe an.

Frau Koltitz beabsichtigt, die Wöchnerin ebenfalls zu besuchen, sie entschließt sich kurz und begleitet den Prediger.

Erika und Landen kehren direkt nach dem Gutshaus zurück.

Abermals läuten die Glocken. Allein, ganz allein schreiten sie durch die stille, verschneite Gotteswelt; Sonnenlicht fluthet über die Haide und umspinnt die beiden jugendlichen Gestalten mit goldenem Schleier.

„Die Liebe aber ist die Größeste unter ihnen!“ — Klingen diese Worte des Predigers nicht unaufhörlich durch jeden Glockenton? — Jubelt es nicht aus offnem Himmel hernieder, funkelt es nicht in tausend weißen Sternchen allüberall? — „Die Liebe aber ist die Größeste unter ihnen!“ Auch in den Herzen der beiden jungen Leute hallen diese Worte nach, und weil kein anderer Laut ihnen gleichkommt, — so wandern sie schweigsam neben einander.

Endlich hebt Wigand tief aufathmend das Haupt. „Wie still! — wie unbeschreiblich still und feierlich!“

Erika nickt. „Ich beklage die armen Stadtmenschen, welche eine solche Sabbathruhe nicht kennen.“

„Wie mag es jetzt durch die Straßen der Residenz rasseln und sausen, brausen, klingeln und schrillen! Wie mögen sich die Leute abhetzen und abjagen, sich rechtzeitig in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen! Gott sei Lob und Dank, daß unsere stille Haide nur Orgelton und Kirchglocken als Sonntagsfeier kennt!“ — Sein Blick streift prüfend ihr Gesichtchen.

Lächelnd nickt sie ihm zu. „Ja, Gott sei Dank, daß wir wieder daheim sind. Glaubst Du, Wigand, daß wir uns dieses Friedens so aufrichtig erfreuen

würden, wenn wir nicht den Lärm der großen Welt soeben erst hinter uns gelassen?"

„Nein, auch eine Wohlthat kann zur ungewürdigten Gewohnheit werden. Dennoch . . . sehntest Du Dich je wieder nach der Residenz zurück?" —

Klar und ehrlich blickten ihn ihre Augen an. „Ja! wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich nicht leugnen, daß es mir große Freude bereitet hat, Welt und Menschen zu sehen. Auf kurze Zeit, — so wie man ein Theaterstück ansieht, oder ein Buch liest, — so möchte ich auch künftighin die Welt da draußen als „Zuschauer" wiedersehen. Findest Du diesen Wunsch absonderlich?"

„Nein, ich begreife ihn." —

„Aber dennoch mißbilligst Du ihn?"

„Gewiß nicht. Für junge, lebhafte Menschen, welche Herz und Geist besitzen, ist diese Abwechslung wohl ein Bedürfniß. Ich denke an Deine Beobachtungen im Ballsaal und verstehe es, wenn Du mit solch' hellen Augen gern die bunten Wandelbilder schaust. Deine stille Heimath wirst Du darum nur lieber gewinnen, je mehr Du ihren Werth und ihre wahre Schönheit kennen lernst." — — Er zögerte im Vorwärtsschreiten und blickte seitwärts auf den Wegrain, woselbst braune Büschel Erika aus dem Schnee ragten. „Hast Du eigentlich schon einmal an die Zukunft gedacht und Pläne gemacht, wie Du Dir Dein Leben wohl hier in Ellerndörp einrichten möchtest?" — Er fragte es leise, sehr leise.

Sie erglühte. „Es ist so schön jetzt — warum soll ich mir mit Zukunftssorgen die Gegenwart verbittern."

Er blickte sie jählings an. „Sorgen? — welche Sorgen hättest Du zu fürchten!"

Sie senkte das Köpfchen. „All' die tausend großen und kleinen, welche Dein Opfermuth mir jetzt noch abnimmt. Wenn Du uns aber einmal verläßt .... dann ...."

„Wer spricht davon! Wenn Du mich nicht gehen heißest, so bleibe ich immer — immer! so lange, wie Du es haben willst!" —

„Dann gehst Du nie!" — sie flüstert es nur; aber der blonde Mann an ihrer Seite versteht es doch. Eine große Erregung treibt ihm das Blut in die Wangen.

„Erika!" — er faßt ihre Hand, — bebend liegt die ihre in seiner kraftvollen Rechten. — Nun Muth — nun noch ein einziges Wort! — Ihm ist es, als müsse er an seinem Herzschlag ersticken. — Still bleibt es, — aber sie schreiten Hand in Hand weiter.

„Warum .... warum mochtest Du Mister Smith nicht heirathen?" ringt es sich endlich von seinen Lippen.

„Weil ich ihn nicht lieb hatte!" —

Und wieder eine Pause. Seine Hand umschließt die ihre voll zitternder Leidenschaft. Und plötzlich neigt er sich vor und sieht ihr mit unbeschreiblichem Blick in das Antlitz. „Wen aber ... wen hast Du

lieb, Erika? — Da ringt sie ihre Hand frei und birgt ihr flammendes Gesichtchen dahinter, — aber nur eine Sekunde lang; schon hat Wigand den Arm um sie gelegt und erzwinkt sich den Blick in ihre Augen. Was er darinnen liest, läßt ihn im Uebermaß des Glückes das rechte Wort finden.

„Mich liebst Du, Erika! — mich! — denn Du mußt mich lieb haben, wenn der barmherzige Gott im Himmel eines Menschen Gebet erhört!“ — —

„Amen! — Amen! — singen die Glocken im letzten Auftönen. — Noch einmal schwingen sich die vollen Klänge laut anschwellend zum sonnigen Firmament empor, dann verhallen sie leise über den Häuptern der beiden Glückseligen, die keine andere Sprache mehr kennen, als jene, welche, Mund auf Mund, einzig nur die Liebe deuten kann. — — —

Modder Dörten stand vor dem Haus und hielt die Hand über die Augen, um Ausschau zu halten. Sie war immer noch schlechter Laune.

Was nützte ihr nun die prachtvolle Haube mit den schottisch-karrirten Bändern, welche ihr die Frau Oberst schon vor zwei Jahren zum Christfest geschenkt, was sollte sie mit der kostbaren weißen Spitzenschürze, welche Fräulein Erika eigenhändig für sie gestickt hatte? Damals hatte sie im Scherz versichert, „diese Herrlichkeiten werde sie zum erstenmale tragen, wenn des leiven Frölen Brautfest im Hause gefeiert werde!“

Domm Tüg dat! — Nun konnte sie warten und warten, und die Haube lag sich Brüche in die

seidenen Bänder, und die Schürze ward grau und unansehnlich, ehe Fru Hagen sie einmal auf dem Leibe gehabt!

Wenn ja auch zu ihrer unendlichen Genugthuung das gnä Frölen so weit ihre Wünsche respektirt und keinen Mosjö Joël als Herzallerliebsten heimgebracht hatte, so war doch auch der Baron nicht um einen Schritt weiter gekommen, und diese Dösigkeit konnte Alis Pflegemama mit der Zeit nervös machen.

War es zu glauben!

Zwei bildhübsche, junge, gradgewachsene Leute und gehen neben einander her, als habe sie der liebe Herrgott aus Holz geschnitzt! —

Da kommen sie wieder an . . . Aber . . wa? — Was der tausend! — Die Alte sitzt vor Schrecken sofort auf der Steinbank und schnappt nach Luft. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie den Weg zum Dorfe hinab. Wahr und wahrhaftig, — da kommen sie! und wie kommen sie!! —

Nicht mehr steif und grade wie ein paar Bleisoldaten, die man nebeneinander schiebt, sondern Arm in Arm, hübsch dichte bi, eins an's andere geschmiegt, wie es sich für verliebte Leute gehört!

Alle Wetter! das war eine Ueberraschung! — Aber Fru Hagen ist bei Zeiten aufgestanden und läßt sich denn doch nicht die Butter vom Brode nehmen!

So schnell wie es ihre Korpulenz gestattet, wackelt sie in das Haus zurück, rennt Lining nebst den

Suppentellern halbwegs über den Haufen und reißt ihre Kommode auf.

Eins, zwei, drei, die Haube übergestülpt, die Schürze vor und nun fluggs den großen Strauß von Immergrün, Tannenreis und künstlichen Blumen, welcher die Mittagstafel schmückt, zur Hand! —

Keuchend vor Anstrengung, erreicht sie wieder die Hausthüre, als das junge Paar glückstrahlend näher kommt.

Erika erblickt sie, sie lacht schelmisch auf und flüstert dem stattlichen Mann an ihrer Seite schnell ein paar Wörtlein zu.

Modder Dörten merkt es nicht, sie spiegelt sich verstohlen in der Scheibe eines seitlich aufstehenden Fensters und zupft die Staatshaube zurecht; als sie aufschaut, stehen die jungen Leute schon dicht vor ihr.

Da bläht sie sich vor Stolz und Triumph, macht ein Gesicht, welches deutlich ausdrückt: „Na, bequemt Ihr Euch endlich dazu, glücklich zu sein?“ macht einen tiefen Knix und reicht die Blumen dar. „Ich gratelir ok!“

Beide blicken sie überrascht an, Erika humpelt, einen Fuß ein wenig nachziehend, ihr entgegen. „Was wollen Sie denn mit den Blumen, Dörting? Schnell Ihren Arm! Ich habe mir den Fuß verstaucht. Der gute Wigand führte mich mühsam bis hierher!“

Ein leiser Aufschrei.

Fru Hagen hat sich vor schmerzlicher Ueberraschung verfärbt. „So war's all wedder nix?!“ zetert sie, mit

zornigem Griff die Haube vom Kopf reißend. „Na, man tau! Nu könn' se all beede sitten bliven bis tom jüngsten Dag!!" — — Und sie band ingrimmig die Schürze los, sie schier verächtlich über den Arm zu werfen.

„Dörten, — gleichzeitig möchte ich Ihnen meinen herzallerliebsten Schatz vorstellen —"

Mit giftigen Aeuglein machte die Alte Kehrt. „Nu seggt man blos noch: April, April! An den Schatz glöv ik nu in ganzen Leben nich mehr!"

Das jubelnde Gelächter des jungen Paares hallte doch gar zu erschreckend in dem hohen Flur wieder und als gar Erika voll stürmischen Uebermuths die Arme um die Matrone schlang und ihr die Haube auf den Scheitel drückte, als der Baron ihre Hände festhielt und lachend rief: „Dörten, kieken Se mi an! So 'n fixen Kirl möt doch 'n Schatz sin?" da band sie, noch immer ein wenig zweifelnd, die Schürze wieder um, musterte die beiden bösen Lieblinge voll Mißtrauen und beharrte: „Ik glövs doch noch nich!"

„Kannst's wirklich und wahrlich glauben, Mutting!"

„Erst wat reelles siehn!"

Da gaben sie sich einen wirklichen, wahrhaftigen und reellen Kuß! —

„Nu is all gaud!" nickte die Alte mit verschmitzten Aeuglein. „Wat geschehn is, dat is geschehn — nu sied'r all Brutlüt — süß sag' ich's 'n Paster!"

Da saßen sie schön in der Patsche! Nun konnten sie ihr Lebtag nicht wieder zurück, nun bestand Fru Hagen auf ihrem guten Recht! —

Und das war die Strafe für den ollen Snak, den sich die beiden Ramenter trotz ihrer grauen Haare mit ihr erlaubt hatten, — — lachen mußte sie nachträglich aber doch darüber und Ali hat seine Mama noch nie im Leben so wunderlich gesehen, wie nach der Verlobung, welche in kleinem, aber sehr glücklichen Kreise an diesem Sonntag gefeiert wurde.

Fru Dörten und Vater Krischan saßen Arm in Arm auf der Ofenbank, sie lachte und er weinte, aber sie herzten und küßten sich wie ein Brautpaar. Richtig war die Sache nicht, so viel begriff selbst Alis Hundeverstand, und als er in die Vorrathskammer wackelte, sich für seine Vernachlässigung an irgend einem Fetttopf zu rächen, da stutzte er vor ein paar ganz fremdartiger leerer Flaschen mit silbernem Hals.

Nun wußte Ali Bescheid. Die beiden Alten hatten dem Brautpaar zu Ehren einen regelrechten Schwipps!

— — — — — — — — — — — — — —

Welch' ein glückseliger Sonntag!

Der Pastor hatte in liebenswürdigster und heiterster Weise Antheil an dem jungen Glück genommen. Er verstand es, das kleine, schnell improvisirte Festmahl durch eine ebenso weihevolle wie sinnige Ansprache zu verherrlichen und vor allen Dingen des heimgegangenen Vaters, dessen besonderer Liebling Wigand stets gewesen, zu gedenken. Dann hatte er sich bald verabschiedet, um die Familie ihren Glücksempfindungen, sowie im engsten Kreise einem ungestörten Gedankenaustausch zu überlassen, auch versicherte er in herzlichster Weise, daß

es ihn dränge, sein Frauchen zur Mitwisserin dieser so außerordentlich frohen Neuigkeit zu machen.

Nun röthete die sinkende Sonne abermals den Himmel und in ihrem Widerschein saßen auch heute die drei einsamen Menschen am Fenster, diesmal aber nicht in bangen Zweifeln ringend, nicht sorgend und um ein trügerisches Glück bangend, heute wehte der heilige Sabbathfrieden, wie durch Feld und Flur auch durch die Menschenherzen.

Frau Koltitz hatte die Hände im Schooß gefaltet und blickte so still verklärt zum Himmel auf, als hielte sie in Gedanken eine traute Zwiesprache mit dem, dessen Andenken treu gehegt hier im Hause fortlebte, mit ihm, dessen innigster Wunsch es stets gewesen, die beiden jungen Leute im Bund für das Leben vereinigt zu sehen.

Und neben ihr flüsterte und küßte und koste es.

Da wunderte sich das Brautpaar im Vollempfinden des Glückes, wie es möglich gewesen sei, daß sich jemals eine fremde, trennende Gewalt hatte zwischen sie schieben können!

Nun thaten sich die Herzen gegenseitig auf im treuen Bekennen all' jener schweren Seelenkämpfe, welche ihnen Beiden seit Joël's Ankunft in Ellerndörp beschieden waren.

Gleich einem düstern Schatten hatte sich die Gestalt des jungen Mannes vor die Sonne dieses friedlichen Haidedorfs geschoben; was er gebracht, war Herzeleid und Unheil, was er hinterlassen, war ein Andenken, welches Niemand segnete.

Wie wird sich sein eigenes Leben noch gestalten? Kann ein Charakter, wie der seine, wohl jemals eine volle, herzerquickende Ruhe und Befriedigung finden? Nein, er gehört zu jenen unglückseligen Naturen, welche die Strahlenkrone der Kunst gewaltsam an sich reißen wollen, ohne doch Künstler zu sein, welche mit unerlaubten Mitteln den Sieg erkämpfen wollen, welche sich mit dreister Stirne „Gottbegnadet“ nennen, ohne daß jemals ein Funken erleuchtender Gottesgnade ihr selbstsüchtig und seichtes Herz durchglühte.

Wird er Baronin Galavera als Gattin heimführen? Wie anders wird man in den phantastischen Salons der schönen Griechin ein Verlobungsfest feiern, wie hier in dem verschneiten Haidehaus, wo keine andern Blüthen von dem Lenz der Liebe erzählen, als das Blümchen der Treue und Aufrichtigkeit, welches, von Menschenaugen ungeschaut, nur im Herzen blüht und dennoch Frühling, Sommer, Herbst und Winter überdauert.

Und dann zog Wigand plötzlich einen Brief aus der Brusttasche, schloß Erika innig an die Brust und küßte voll feierlichen Ernstes ihre Lippen.

„Und nun sag' mir noch einmal, Herzlieb, bist Du glücklich? wirklich und wahrhaftig, von ganzem Herzen glücklich?“

Ihre strahlenden Augen blickten ihn ein wenig erstaunt, aber voll innigster Zärtlichkeit an. „So glücklich, Wigand, wie ich nie an eines andern Mannes Seite sein könnte!“

„Gott sei gelobt! So habe ich mit Seiner Hülfe

dem Todten mein Versprechen halten können!" — Er reichte ihr den Brief des Vaters, den Brief, welcher in rührenden Worten der treuesten Liebe und Fürsorge den Bund der Kinder segnet, falls er je geschlossen werde.

Thränen stürzten aus den Augen der Lesenden, — am Herzen der Mutter schluchzte sie leise: „Ach, warum mußte er schon von uns gehen, warum konnte er diesen Tag nicht noch mit Augen schauen!"

Ein letzter Sonnenstrahl flimmerte über das blonde Köpfchen, er glich einer Geisterhand, welche sich segnend auf das Haupt des Kindes legt. —

Der Eltern Segen aber baut den Kindern Häuser.

— — — — — — — —

Wenige Tage später las Wigand zu allgemeiner Ueberraschung Joël's Verlobung in der Zeitung.

So schnell hatten sie dieselbe noch nicht erwartet. Die jungen Leute kannten sich ja kaum! Sie hatten weder Zeit gehabt, sich kennen zu lernen, noch ihre gegenseitigen Gefühle im entferntesten zu prüfen, ob sie wahrlich jene große, opfermuthige Liebe empfänden, welche Glück und Noth, und Lust und Leid treulich mitsammen tragen will, welche stark und lauter genug ist, um zwei Menschenherzen mit Seraphschwingen empor in den Himmel reinsten Glücks zu tragen. Joël hatte nicht das Weib seiner Wahl, er hatte nur die blendenden Salons der Baronin Galavera kennen gelernt. — Er hatte bisher nur das geschaut, was vor Augen war. Hat er nur Wahrheit, nur ungeschminkte Ehrlichkeit gesehen?

Mit welch' grenzenlosem Leichtsinn spielen doch heut zu Tage die modernen Kinder der Welt mit ihrem Lebensglück! Wer prüft noch vor dem „ewigen Binden," ob sich Herz zum Herzen gefunden hat? —

Auf Seifenblasen wird das neue Haus erbaut, Lug, Trug und Schein heißen die Grundmauern, welche es stützen sollen. —

Wird Joël in dieser Ehe all' das stolz erträumte Glück finden, welches er, nimmersatt und nie zufrieden, von dem Leben fordert? —

Was er von Derjenigen verlangte, welche er zur Gattin erheben wollte, besaß Baronin Daphne allerdings in vollstem Maße, oder schien es doch zu besitzen!

Sie war schön, geistvoll, reich, sie verstand es, die Welt von sich reden zu machen und das kühlste Männerblut in Wallung zu bringen.

Solch' einen berauschenden, sinnverwirrenden Trank aus dem Becher der Liebe verlangte Joël. Nur eine derart glänzende und blendende Erscheinung, wie die der Baronin, paßte an seine Seite, und er verlangte es auch als Tribut für seine Eitelkeit, daß nicht nur Rosen und Myrthen, sondern auch der Lorbeer das Haupt seiner Gattin schmückte.

Und er war ja überzeugt, auch diese Forderung in Daphne erfüllt zu sehen, die Welt nannte sie ja eine Schriftstellerin.

Da weder Eikhoff noch die Geheimeräthin den Brief Wigands einer Antwort gewürdigt hatten und kein

Wort der Entschuldigung für ihr beleidigendes Wesen gegen Erika fanden, hatte sowohl Frau Koltitz wie Landen ihre Beziehungen zu dem Hause Eikhoff als abgebrochen erachtet.

Wigand sandte die Werthpapiere, welche das kleine, ihm von dem Onkel verschriebene Kapital repräsentirten, an Joël zurück, ohne daß er auch hierauf irgend welche Nachricht erhielt.

Die Verlobung mit Daphne bildete keine Entschuldigung für ein derart verletzendes Schweigen, denn Wigand war auch Bräutigam, den ganzen Tag über in dem Zauberbann, welchen die Nähe der Geliebten ausübt, und dennoch fand und mußte er Zeit finden, Haus und Hof voll gründlicher Gewissenhaftigkeit zu bestellen. — Sollte Joël nicht Zeit finden, ein paar kurze, freundliche Worte an eine beleidigte Dame zu richten? Und wenn er wahrlich durch sein Brauseleben daran verhindert war, warum schrieb nicht Tante Elly?

Auf jeden Fall fand es das Brautpaar überflüssig, ihre Verlobung in diesem Hause besonders anzuzeigen, um so mehr, als auch Joël es nicht der Mühe werth fand, eine extra Mittheilung an Frau Koltitz oder den ehemaligen Pflegebruder ergehen zu lassen.

So unterblieb jeder briefliche Verkehr und Joël erhielt weder Kunde von Erikas Verlobung, noch einen Glückwunsch des jungen Mädchens zu der seinen.

Da er stets nur Rücksichten und Höflichkeiten beanspruchte, ohne dieselben zu erwidern, und leider in dieser Beziehung stets mehr empfangen wie gegeben hatte,

so wunderte er sich wohl über Erikas Schweigen, als ihm noch einmal blitzartig die Erinnerung an sie kam. Er begriff es nicht, daß ein Mädchen, welches ihn doch so glühend liebte, wie das kleine Haideblümchen, so nachhaltig schmollen konnte!

Wenn er auch überzeugt war, daß ihr bei seiner Verlobungsanzeige, welche sie wohl sicher in der Zeitung lesen mußte, das Herz vor Weh und unglücklicher Liebe brechen mußte, so hatte er doch erwartet, daß sie ein sentimentales, weltschmerzliches Briefchen mit einem Lebewohl an ihn richten würde. Als anstatt dessen Wigands Geldsendung eintraf, zuckte er ironisch die Achseln.

Ganz und gar Zorn und Unversöhnlichkeit! Bah, die kleine Unschuld vom Lande wollte absolut heirathen, ohne den Segen der Kirche und einer gerührt schluchzenden Mutter und Tantenschaar schien ihr die Liebe eine kohlpechrabenschwarze Sünde, welche die Seele fraglos dem Fegefeuer überantwortet. —

Er lachte und dachte an etwas Amüsanteres, — die Idylle von Ellerndörp. hatte längst schon jedweden Reiz für ihn verloren.

Aergerlich fand er es allerdings, daß ihn auch die meisten ehemaligen Freunde der Residenz, namentlich die Familien, welche Töchter zu verheirathen hatten, sowie all' jene andern Damen, denen er bisher den Hof gemacht, als Bräutigam vollkommen zu dem alten Eisen warfen, oder seine Persönlichkeit plötzlich höchst langweilig zu finden schienen.

Grade die, welche früher seine begeistertsten Anhänger und Ruhmeskündiger gewesen, warfen jetzt die Weihrauchkessel bei Seite und nahmen kaum noch Notiz von einem Mann, welcher ehemals der Götze gewesen, um welchen sie anbetend kreisten. Die Verstimmung schien groß zu sein und da sich mit Frau Elly's Abreise die gastlichen Salons der Villa Eikhoff geschlossen, verloren sich allmählig auch die Schmarotzer, welche um eines guten Diners willen den Hofstaat des arroganten jungen Künsters ausgemacht.

Mißgunst und Neid streuten in der Stille auch ihre giftige Saat und mehr als Joël ahnte, hob die Verleumdung ihr Natterhaupt und ließ unbestimmte Gerüchte auftauchen. Das Wenigste an der Dorflurlenmusik sei geistiges Eigenthum des sonst so herzlich unbegabten Componisten, — w e r sein unbekannter Mitarbeiter gewesen? Ja, darüber wußte allerdings Niemand auch nur eine Andeutung zu machen.

Daß auch Baronin Galavera zur Zielscheibe alles mißgünstigen Interesses wurde, erschien unter diesen Umständen nur ganz begreiflich und sehr natürlich, wenn die bösen Zungen nicht allein den Bräutigam mit ihrem Schlangengeifer bespritzten. Auch Frau Daphne hatte viel von ihrer bewunderten Genialität und entzückenden Eigenart eingebüßt, seit sie es gewagt, den begehrtesten Mann zu eigen zu nehmen. Was ehemals zu ihr gehalten, machte neidisch Front gegen sie und fand es überflüssig, der Gattin eines Andern fernerhin

den Triumphwagen zu ziehen oder ihren Hofstaat zu vergrößern.

In all' dem sinnverwirrenden Trubel der Hochzeitsvorbereitungen empfand weder Daphne noch Joël diese merkliche Abkühlung, und in dem Bestreben, ihre Vermählung mit denkbar größtem Pomp und allen möglichen theatralischen Aeußerlichkeiten auszustatten, verflog ihnen die schönste und weihevollste Zeit ihrer jungen Liebe in schalen, herz- und gemüthtödtenden Anstrengungen, der Welt zu imponiren und den Menschen ein großes X für ein U vorzumachen. Dieweil Daphne Abends, wenn ihr Verlobter zu einem Plauderstündchen kam, müde und abgespannt auf der Chaiselongue lag und stets dasselbe versicherte: „Ich bin halb todt von all' den endlosen Besorgungen," wenn Joël es ihr nachthat, die Arme dehnte und aufstöhnte: „Diese schauderhafte Hetzjagd! Ich komme gar nicht mehr zu mir selber! — Ah, welch' wohlthuende Ruhe hier! — ich möchte mich heute nicht mehr vom Fleck rühren!" — wenn vor lauter Berathungen und Pläneentwerfen kaum ein zärtliches Wort gewechselt wurde, dann saßen Wigand und Erika in trauter Behaglichkeit am prasselnden Kaminfeuer, ein Herz und eine Seele, voll und ganz die Wonne eines innigen Gedankenaustausches genießend.

Die wirbelnden Schneeflocken bauten eine Mauer zwischen sie und die Außenwelt und kein Mißklang störte die friedliche Harmonie dieser glückseligen Verschollenheit. —

Dieweil die liebliche Braut voll beglückender Emsigkeit ihre Ausstattung beschaffte, nähend und stickend, lächelnd und sinnend, dieweil das Spinnrad unter Modder Dörtens Händen schnurrte, das Linnen zu fertigen, welches die Alte voll freundlichen Eigensinns selber spinnen, weben und nähen wollte, ihr „Herzing“ am Hochzeitstag damit zu schmücken, — bliesen die Frühlingsstürme abermals über die Haide, das erste Knospen und Grünen unter dem Schnee hervor zu locken.

Wärmer und wärmer lachte die Sonne hernieder, die Kätzchen nickten an den Nußsträuchern und die Schneeglöckchen verblühten im Garten. Arm in Arm wandelte das junge Paar über die Haide, und als Wigand das erste Veilchen pflückte und es seinem herzlieben Schatz entgegenbot, küßte er heißer noch wie sonst ihre Lippen und lächelte: „Der kleine Hochzeitsbitter klopft schon an Deine Thür! Hast Du Kranz und Schleierlein gerüstet, kleine Braut?“

Der Schleier lag bereit, und als die Welt in duftiger Blüthenpracht stand, als die Nachtigall im Vollmondschein unter den Fenstern jauchzte und schluchzte, als die Luft so „weich und mild wie Liebeswehen“ durch die offenen Fenster strich, da ward auch das Kränzlein gewunden, welches die minnigste aller Bräute schmücken sollte. Wieder trugen die Glocken ihre frohe Botschaft über Wald und Haide, wieder strömte es in sonntäglichen Schaaren zur Kirche. Maien dufteten längs des Weges, Blumen grüßten auf Schritt und

Tritt von dem Pfade, welchen das junge Paar wandelte.

So festlich und schmuck hatte das graue Kirchlein seit langen Jahren nicht ausgeschaut wie heute, wo alle Hände im Dorf sich geregt hatten, es mit duftigen Gewinden zu schmücken.

Der Uebermuth junger Burschen schreckte die jubelnde Menge, wenn Freudenschüsse krachten und Trommelwirbel tönte, dem Bräutigam zu Ehren, welcher heute die schmucke Uniform des Regiments trug, welchem er als Reserveleutnant angehörte.

Jauchzende Hurrahrufe begrüßten die jungen Brautleute, welche nur durch wenig Gäste zur Kirche geleitet wurden, und dennoch durch eine so froh bewegte Menschenmenge schritten wie ein Königspaar, um welche sich huldigend ein treu ergebenes Volk drängt. —

Wie schön, wie gut und fromm, wie strahlend glücklich sahen sie aus! — Wer sie so geschaut, vergaß sie nicht wieder.

Und Jeder, welcher sich andächtig dem Zuge anschloß und die Kirche betrat, faltete die Hände und betete für Heil und Segen dieser geliebten und so hoch geachteten Menschen.

Die Orgelklänge brausten durch die offenen Thüren und fromm ergriffene Menschenstimmen gaben dem Höchsten Lob und Preis. —

Das war eine Hochzeit, wie sie Gott und den

Menschen wohlgefällt. — Glaube, Liebe und Hoffnung hatten sich die Hände gereicht und führten das junge Paar ein in ihr neugegründetes Haus, die Liebe aber war die größte unter ihnen. — — — — — — —

---

24. Kapitel.

Joël Eikhoff hatte — nur wenig Wochen nach seiner Verlobung — die Hochzeit mit Baronin Galavera in einer derart opulenten und prächtigen Weise gefeiert, daß die betreffenden Gesellschaftskreise für Wochen hinaus kein ergiebigeres Gesprächsthema kannten, als diese eigenartige Feier.

Man fand es zwar recht gesucht und unpassend, daß Daphne die Trauung mehr in dem Styl eines altgriechischen Tempelfestes gehalten, wie in der feierlichen und weihevollen Einfachheit einer landesüblichen Einsegnung, — konnte aber doch nicht umhin, die geniale Eigenart aller Arrangements anzuerkennen. Viele behaupteten, der Prediger habe sich recht mißbilligend über den vielen Hokus-Pokus ausgesprochen, da aber die Trauung im Hause stattfand, sei er erst im letzten Augenblick vor ein fait accompli gestellt.

Der Akropolissaal war durch etliche Säulen in die Außenhalle eines Adyton umgewandelt; den rosenbegrenzten Altar umstanden feierlich junge Priesterinnen in antikem Gewand, die hellodernden Räucherfeuer

in den Dreifüßen hütend. Der Pastor, welcher griechische Nachahmungen nicht vermuthete, hielt die weißgekleidete Schaar für Brautjungfern.

Daphne trug als Wittwe keinen Kranz, sondern ein edelsteinfunkelndes Diadem, anstatt eines Schleiers, einen langwallenden, auf den Schultern befestigten Brokatmantel.

Sie sah sehr schön aus, aber nicht wie eine Braut, sondern wie eine Tragödin, welche in der Rolle einer Iphigenia oder Medea die Bühne betreten oder einen Maskenball besuchen will.

Das ganze Hochzeitsfest war eine geschmackvolle Schaustellung, bei welcher es so viel des Ueberraschenden zu sehen und zu beobachten gab, daß ein frommer oder andächtiger Gedanke wohl in keinem der Theilnehmer aufkommen konnte.

Am wenigsten in den Herzen des Brautpaares, welches den ganzen Akt der Einsegnung lediglich als Zeremonie zu betrachten schien.

Seltsam berührte es auch allgemein, die Mutter des Bräutigams nicht anwesend zu sehen. Man machte ungenirt seine Glossen darüber, mokirte sich und raunte sich ironische Bemerkungen zu, dieweil der Chor einen Choral sang.

Was genierte das wohl die Gäste dieses Hochzeitshauses? Sie waren ja nicht aus herzlicher Theilnahme, aus treuer Freundschaft oder warmherzigem Interesse hierher gekommen! Die Zukunft des Paares, welches dort den Treueschwur ablegte, war ihnen durch-

aus gleichgültig. Ob sie glücklich oder unglücklich wurden, was genirte es sie? — Wenn sie in dieser Stunde als Staffage die Salons der Baronin füllten, so geschah es nur aus egoistischen Gründen. — Entweder um die Neugierde oder den Magen zu befriedigen. Die ganze Sache mal ansehen, prüfen, wie und was die Originalität der „berühmten Schriftstellerin" geleistet, ein gutes Diner nehmen und für etliche Zeit einen Gesprächsstoff haben, welcher der Spottsucht, Phantasie und Spitzzüngigkeit die weitesten Grenzen steckt.

Man schob und drängte sich durch die Festräume, man sagte dem jungen Ehepaar die schönsten Redensarten und glossirte hinter dem Rücken; frivole Scherze wurden belacht und jede gute Meinung über ein harmonisches Eheleben belächelt. —

Der Sekt floß in Strömen, was der Luxus und raffinirte Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts bieten konnten, ward für Auge und Zunge dargereicht. Die Stimmung war ausgelassen übermüthig, wie stets in dem Hause der Baronin, und wenn dem jungen Paar nur die Hälfte all' der Wünsche, welche in Tischreden und privaten Huldigungen dargebracht wurden, in Erfüllung gingen, mußte das Glück unwandelbar an dieses Haus gefesselt sein. Es waren nur leider keine aufrichtigen Wünsche, sondern nichts wie leerer Klang — wohltönend wie die Gläser, beim Anstoßen, — und ebenso schnell verklungen und vergessen wie deren melodisches Klingen.

Da die junge Frau bereits die ganze Nacht des Polterabends durchtanzt hatte, zogen sich die Neuvermählten zeitig zurück, ihre Reisetoilette anzulegen, und dieweil die Jugend sich rüstete, einen schnell aus Rosen gewundenen Brautkranz auszutanzen, schob Doktor Wahlbrecht die Spieltische zurecht.

Seltsamer Weise fand er nicht so rege Betheiligung wie sonst; die meisten Herren lehnten mit einem etwas wunderlichen Lächeln ab. Sie empfanden keine Lust mehr, jedes Fest im Hause der Baronin mit Tausenden zu bezahlen.

— — — — —

Nach Paris. — Dort verlebte das junge Paar die Flitterwochen, — Flitterwochen in des Wortes vollster Bedeutung. Flitter und Schimmer, ein planloses Hin und Her, ein Amüsiren, Genießen und Auskosten, Keines dachte auch nur im entferntesten daran, zu berechnen, ob solch' ein Leben verschwenderischsten Ueberflusses im Einklang mit den Verhältnissen stehe. Joël bezahlte gelassen die Rechnungen und wunderte sich nur manchmal, wenn Daphne ihm wie in harmloser Selbstverständlichkeit auch die Begleichung all ihrer maßlosen Einkäufe überließ. Gut! er bezahlte sie. — So lange wie er mit seinem Vermögen langt, giebt er es hin, — dann aber ist die kleine Frau an der Reihe.

Das ruhelose, aufreibende Leben schien keinen guten Einfluß auf die Nerven Daphnes zu üben. Ihre anfänglich heitere, bezaubernde Anmuth und Liebens-

würdigkeit wich bald einer gereizten, unzufriedenen und schläfrigen Stimmung. Bei diesem fortdauernden Zusammenleben war es unmöglich, die geschraubte, übertrieben leidenschaftliche und feurige Liebessprache der Brautzeit beizubehalten, — die Reaktion trat ein. Man ermüdete an diesen ewigen Exaltationen. Die Schwüre und Küsse wurden lauer, sie fühlten sich von Tag zu Tag mehr ab und machten schließlich einer wortkargen Abspannung Platz.

Daphne schlief beinah' den ganzen Tag, weil sie die Nächte durchjubelte, und Joël folgte schnell ihrem Beispiel. — Bald genirten sie sich nicht mehr und nahmen keine Rücksichten auf einander. Joël ging allein seiner Zerstreuung nach, wenn die Gattin ihn zu lange auf ihr Erscheinen warten ließ, und Daphne fand es überflüssig, ihre Pläne von seiner Zeit und seinem Behagen abhängig zu machen.

Woche um Woche verging, — wieder erschien in der Musikzeitung eine Notiz über Spiro Malia und seinen Entdecker.

Das rüttelte Joël aus seinem trägen Genußleben empor. Er mußte nach Hause und arbeiten, es war die höchste Zeit, wenn das Interesse des Publikums auf ein neues Werk gelenkt — und eine etwaige Enthüllung über die Dorfkurlenmusik abgeschwächt werden sollte.

Widerwillig, mit dem Aufgebot aller Energie, welche ein Schwächling nur dann entwickelt, wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, fand sich Joël in die Noth-

wendigkeit einer neuen Arbeit. Seine Frau nahm diese Mittheilung etwas übellaunig auf. Paris gefiel ihr so gut, am liebsten möchte sie den Haushalt daheim ganz und gar auflösen und dauernd im Hôtel leben, — Eikhoff macht ihr klar, daß dies seines Schaffens wegen unmöglich sei. Er bedürfe eines gastlichen Salons, wie ihn seine Mutter unterhalten, um ein sicheres Première-Publikum heran zu bilden und Verkehr mit einflußreichen und maßgebenden Persönlichkeiten zu kultiviren. Auch könne er bei diesem ewigen Hôtelspektakel unmöglich Gedanken sammeln und eine Composition fördern. —

Daphne fügte sich seufzend. „Wäre es nicht um des Geldes! um der hohen Einnahmen willen!“ — sagte sie ärgerlich, „dann fiele es mir nicht im Traume ein, mich mit der „Melusine“ abzuquälen, — aber Dir zu Liebe will ich es thun.“

Sie kehrten in ihre Heimath zurück.

Welch' tödtliche Langeweile nach dem rauschenden Leben voll Pariser Abwechslung! —

Daphne fuhr Visiten, — wer aber war in dieser vorgerückten Frühlingszeit daheim? Wer gab noch Feste und Gesellschaften? — Niemand.

Die Theater standen auch zum Theil leer und langweilten sie, — für Konzerte hatte sie nie geschwärmt. Ihre schönen Salons reizten sie nicht mehr, seit die Schaar der Courmacher darin fehlte, — und was das Schlimmste war, — auch Tante

Giulia fehlte. — Sollte sich Frau Eikhoff etwa selber um den Haushalt bekümmern? — Lächerlich.

Die erste recht heftige eheliche Auseinandersetzung gab es, als Joël zur Essensstunde das Speisezimmer betrat und kein Mittagsmahl vorfand. —

„Die Wirthschafterin sei zu einer Taufe gefahren, die freche Person habe bestimmt, die Herrschaft möge doch mal im Hôtel essen! — Daphne lachte darüber, Joël war gereizter Stimmung und wurde wüthend. Er behauptete, es sei Pflicht der Hausfrau, sich bei Zeiten darum zu kümmern, ob der Hausherr das Essen auf den Tisch bekäme oder nicht. Außerdem zeuge es von einem miserabel verwalteten Haushalt, wenn die Dienstboten sich derartige Frechheiten erlaubten.

Daphne war sprachlos. Sie brach nicht in Thränen aus und bekam auch keine Ohnmachtsanwandlung, sie erhob sich gelassen, musterte den Gatten mit spöttischem, beinah' verächtlichem Blick, wandte ihm den Rücken und warf die Thüre schmetternd hinter sich in das Schloß. — Joël speiste im Hôtel, ohne seine Frau aufzufordern, ihn zu begleiten.

Er wußte, daß dieselbe jetzt träge auf ihrer Chaiselongue lag, Konfekt aß und schweren Wein trank. Für ein derartiges Menü hatte er weder Verständniß noch Appetit.

Daphne blieb etliche Tage verschwunden und Joël vermißte sie nur, weil er das Libretto brauchte. Er donnerte so lange an ihre Thüre, bis sie öffnete. Mit zornfunkelnden Augen starrte sie ihn an.

„Bist Du mit der „Melusine“ fertig?“ sagte er ohne jede Höflichkeit.

Sie kreuzte die Arme über dem sehr saloppen Negligée und warf den Kopf zurück. „Nein!“ —

„So wird es Zeit, daß Du Dich einmal aus Deiner Faulheit heraus reißt! — Habe ich das Manuskript, — oder einen Theil desselben, nicht bis heute Abend, sind wir geschiedene Leute! — Ich habe keine Lust, mich von Dir am Narrenseil führen zu lassen!“ —

Er sah erschreckend aus mit dem bleichen, drohenden Gesicht. Sie antwortete abermals nicht, sondern schloß die Thüre.

Abends lag jedoch ein kleines, unsauberes Päckchen loser Blätter auf seinem Schreibtisch. — Er konnte sich kaum daraus zurecht finden. Was er las, gefiel ihm nicht sonderlich. — Eine vollkommen andere Art und Weise der Dichtung wie bei der Dorflurle. Trivial und langweilig, nur die anrüchigen Stellen des sehr frivolen Textes schienen mit Interesse und Sorgfalt ausgearbeitet und versprachen ein wenig dramatischen Erfolg.

Nun, die beiden andern Akte werden wohl um so besser werden.

Am nächsten Tag wartete Joël vergeblich auf sein Frühstück. Er tobte und befahl die Köchin in sein Zimmer.

Das Mädchen sah ihn impertinent an.

„Verzeihen Sie, Herr Eikhoff, wir sind jetzt ein

Vierteljahr lang hier im Hause und haben alles, was wir auf die herrschaftliche Tafel brachten, in den Geschäften auf Kredit nehmen müssen. Nun wollen die Leute aber erst mal Geld sehen, ehe sie weiter pumpen. Erlaube mir auch zu bemerken, daß bis jetzt noch keiner von uns Dienstboten einen Pfennig Lohn gezahlt bekommen!"

Joël ward kreidebleich. „Wie? hat die gnädige Frau das nicht besorgt?" stieß er mit bebenden Lippen hervor.

Das Mädchen zuckte spöttisch die Achseln. „Die gnädige Frau? Nein, die bekümmert sich weder um uns, noch um die Wirthschaft, die läßt alles drunter und drüber gehen. Ehemals hat es die Baronesse besorgt, seit die aber aus dem Hause ist, sitzt die Karre im Dreck."

Joël beherrschte sich. „Gehen Sie. Heute noch werden alle Rechnungen beglichen und Ihr Lohn ausgezahlt werden."

Als er allein war, packte er voll bebender Wuth den ersten, nächsten Gegenstand und schmetterte ihn zur Erde. Wie ein Rasender tobte er in dem Zimmer umher. Dann biß er die Zähne zusammen und schritt zu Daphne hinüber.

Der Diener hielt ihn unterwegs auf und meldete den Hauswirth an.

Was wollte der von ihm?

Er empfing ihn in seinem Arbeitszimmer.

Höflich, aber sehr bestimmt trat ihm der alte Herr

entgegen. „Die Miethe war seit einem halben Jahre, seit der Hochzeit des jungen Paares, nicht bezahlt. — Heute, am ersten des Monats, erlaube er sich anzufragen, wie Herr Eikhoff diese Angelegenheit zu regeln gedenke? Es sei durchaus gegen seine Prinzipien und gegen den Miethskontrakt, die Zahlung derart zu verzögern und nur die Hochachtung vor dem berühmten Namen des Herrn Eikhoff habe ihn abgehalten, schon früher eine Mahnung ergehen zu lassen. Jetzt aber sei er selber zu verschiedenen großen Zahlungen verpflichtet und benöthige die Miethe, welche bereits zu einem wahren Kapital angewachsen sei!

Joëls Hand, welche sich auf die Sessellehne stützte, zitterte. Aber er wahrte vollkommen die Ruhe. Er bat um Entschuldigung, daß ein Mißverständniß ihn derart in Unwissenheit erhalten. Seine kleine Frau, welche beauftragt gewesen, jedwede Rechnung und Zahllung zu ordnen, habe diese Pflicht leider verabsäumt, da sie noch nie derartige Angelegenheiten besorgt habe. Er danke ihm für die Mittheilung und werde noch heute die rückständige Summe durch seinen Bankier begleichen lassen.

Der Hauswirth dankte mit verbindlichen Worten und ging.

Unfähig, seine Erregung zu bemeistern, warf sich Joël auf einen Stuhl nieder. Vor seinen Augen flimmerte es, ein Gefühl der Wuth schnürte ihm die Kehle zusammen. Was sollte dies alles heißen? — Warum dachte Daphne nicht daran, auch nur eine einzige dieser

Haushaltungsausgaben aus ihrer Tasche zu bezahlen? Wie war es möglich, daß sie die ganze Wirthschaft verkommen und verlobbern ließ, ohne nur danach zu fragen? Sie kannte und verstand die Pflichten einer Hausfrau nicht, das hatte sie ja leider selbst bekannt; um so mehr sollte sie sich bemühen, das Versäumte nachzuholen.

Was that sie den ganzen langen Tag? Sie schlief, lag träge und faul auf den Divans herum, naschte Konfekt und Früchte und las Romane.

Gegen Abend erst kam Leben in ihren apathischen Körper. Sie bedurfte bereits gewaltsamer Mittel, ihre Nerven aufzurütteln. Die schwersten Weine mußten sie wahrhaft berauschen, ehe der viel gerühmte Geist aus ihren Augen sprühte. Tags über merkte man nichts davon. Abends aber, da gings ihr wie der Tigerkatze, — sie reckte die geschmeidigen Glieder und bannte ihre Opfer durch den phosphorescirenden Blick. —

Joël lachte bitter auf. Ja, auch ihn hatte sie gebannt, er war blindlings in ihre sammetweichen Krällchen hineingetaumelt und mußte sich nun das Fell über die Ohren ziehen lassen.

Wahrlich? Er schlug sich mit der eiskalten Hand gegen die Stirne. Es ist ja undenkbar. Daphne ist wie ein Kind, sie ahnt gar nichts von dem Werth des Geldes und lebt sorglos in den Tag hinein. Giulia hat sie durch ihre bevormundende Sorge doch allzu sehr verwöhnt und ... hatte nicht der Doktor gesagt: „Machen Sie sich auch als Ehemann noch auf ver=

schiedene kleine Prüfungen gefaßt! Sie wissen, daß mißtrauische Frauen sich erst mit der Zeit von ihren Vorurtheilen heilen lassen!"

Wollte sie ihn prüfen? — Wollte sie sehen, ob er kommen würde, gebieterisch ihr Geld zu verlangen? — Wohl möglich.

Aber zu was noch diese Komödie der Prüfung? Ihr Eheglück ist schon so bedenklich in Stücke gebrochen, daß es kaum noch lohnt, es durch die Politur scheinbar zusammen zu halten! Immerhin beruhigt er sich etwas bei dem Gedanken. Vielleicht verdirbt er durch eine heftige Scene zu viel. Besteht er noch kurze Zeit die fatale Probe, wirft sie sich vielleicht reumüthig an seine Brust und eröffnet ihm freiwillig ihre Goldquellen. Mit Gewalt läßt sich in diesem Falle nichts erreichen, sie hat sich ja leider durch nichts gebunden und keinen Faden ihres Besitzes zu seiner Verfügung gestellt.

Nun heißt es, sich weiter an dem Narrenseil gängeln lassen, in dessen Schlinge er selber blind und taub den Kopf steckte.

Er betritt den orientalischen Salon.

Daphne blinzelt ihm schläfrig und übellaunig entgegen. Sie kritzelt auf lose Papierstreifen und raucht Cigarretten, daß blaue Wölkchen das ganze Zimmer durchkräuseln.

Wie häßlich sieht sie aus. Obwohl es Nachmittags vier Uhr ist, ließ sie sich noch nicht frisiren, auch sind noch keine Schönheitsmittelchen angewandt, welche das „klassische Antlitz" mit Hülfe von Lampenlicht so jung und bezaubernd machen.

Eine nicht allzu saubere Negligéejacke hängt um sie herum, die Spitzen sind abgerissen und die Bandschleifen werden von Stecknadeln gehalten.

Auch die Schleppe scheint in unordentlichster Weise um die Füße zu schlagen, wenn die göttliche Daphne in bequemen Pantöffelchen über die Teppiche gleitet.

Joël mißt sie mit beinah' gehässigem Blick.

„Wie ich soeben erfahre, ist seit unserer Verheirathung noch keine einzige Haushaltungsrechnung, weder Miethe noch Lohn, bezahlt worden!“

Sie blickt flüchtig auf. „So? Warum hast Du es denn so lange anstehen lassen?“

Eine jede andere Frau wäre mindestens verlegen geworden; ihre souveräne Ruhe beweist ihm, daß sie mit Wissen und Willen nicht bezahlt hat. Also doch wohl eine Prüfung für ihn, — wer nicht sehr sicher auf seinen Geldsäcken sitzt, wagt doch dem Manne nicht derart die Stirn zu bieten.

Er überwindet sich, neigt sich zu ihr nieder und küßt sie. „Ich fahre jetzt zu meinem Bankier, um alles berichtigen zu lassen, Herzchen!“

Sie nickt wohlwollend. „Ja, das thue. Schulden sind häßlich. — Apropos, wenn Du doch einmal beim Bezahlen bist, — meine Rechnungen bei Gerson und Friedländer stehen auch noch!“

Ihr Blick flimmert zu ihm auf, wie in durchdringendem Forschen. Er zuckt zwar zusammen, aber er bemerkt den Ausdruck ihrer Augen und lächelt.

„So weit wie mein Geld langt, werde ich es gern

thun, Liebchen, aber ... wirst Du dann auch zum Dank fleißig an der Melusine arbeiten?"

Er hat sich nicht geirrt. Sie will lediglich prüfen. Jählings erhebt sie sich und schlingt den Arm um seinen Hals. „Wie bist Du so gut, einziger Mann! — Wie wahr hast Du gesprochen, daß Du die arme Daphne liebst! Heute Abend erhältst Du den Schluß des Librettos, verlasse Dich auf mich."

Er versucht sich Gewalt anzuthun und ihr ein paar zärtliche Worte zu sagen, aber seine Stimme klingt heiser und rauh, die Zunge klebt ihm am Gaumen.

Noch zittert Aerger und Aufregung durch all seine Nerven und kein Gefühl leidenschaftlicher Liebe vermag den Sturm zu besänftigen.

Der flüchtige Sinnenrausch ist verflogen, was ihn ehemals geblendet und bestrickt, hat seinen Reiz verloren. Die göttliche Daphne hat ihren Schleier gelüftet und das grelle Tageslicht bescheint eine häßliche, trostlose Wirklichkeit.

So beleuchtet die Sonne staubige, zerfetzte und abgeblichene Theaterkulissen, welche bei Lampenlicht unter dem Nimbus des Genialen und Originellen gewaltigen Effekt gemacht.

Nein, Joël ist ernüchtert und liebt seine Frau nicht mehr, — wenn das Gefühl, welches er zuvor für sie empfand, jemals Liebe gewesen. Jetzt bannt ihn nur noch der Gedanke an ihren Reichthum, und die goldenen Sklavenketten fesseln ihn ohnmächtig an ihre Seite.

Als er die Salons durchschreitet, begreift er es

selber nicht, wie sie ihn damals derart berauschen und verblüffen konnten.

Man sieht, daß sich keine Hand mehr regt, Ordnung und Sauberkeit in ihnen zu erhalten. Das Tageslicht verräth Alles, den Staub, welcher in dicken Schichten jeden Gegenstand überzieht, die Möbel, welche wüst durcheinander geschoben stehen, so wie die letzten Gäste sie verlassen.

Die wabernde Lohe in dem riesigen Kamin liegt todt und dunkel, das Ziergold der künstlichen Kohlen, die blinden, aschebeschmutzten, rothen Glasscheiben starren wie kläglicher Plunder dem Beschauer entgegen. Joël preßt die Lippen zusammen und wendet dem gleißnerischen Trug den Rücken.

Er fährt zu seinem Bankier.

Das Kapital seines Erbes ist schon jetzt zu einem Nichts zusammengeschrumpft; — die Hochzeitsreise hat Unsummen verschlungen, das erste halbe Jahr seines eigenen Hausstandes wird den Rest aufzehren.

Wenn die Rechnungen bei dem Juwelier und Konfektionär bedeutend sind, wird er sie nicht mehr von seinem Vermögen begleichen können, er muß neue Einnahmen der „Dorflurle“ abwarten. Diese Abrechnungen seines Agenten sind die einzigen Mittel, über welche der ehedem so wohlhabende Mann noch verfügt.

Mit einem gewiß triumphirenden Lächeln starrt Joël vor sich nieder. Arm, bettelarm! „Du hast mich zu Grunde gerichtet, Herzliebchen, was willst Du noch mehr?“ —

Nun gab er Alles, was er besaß, für sie dahin; jetzt sollen sich aber die Rollen tauschen, jetzt soll auch sie für ihren Mann die Opfer bringen, welche er mit Fug und Recht verlangen kann.

Als er einen Einblick in die Summen gewinnt, welche Daphne für ihre Toilette verausgabt, rieselt es ihm wieder eiskalt über die Kopfhaut. Sie muß über Millionen verfügen, wenn sie sich derartige Verschwendung angewöhnen konnte. Er ist nicht im Stande, ein solches Kapital jetzt abzutragen, ja es deucht ihm sehr zweifelhaft, ob seine nächste Einnahme die horrenden Ausgaben von Miethe, Lohn, Haushalt und all den unzähligen Bedürfnissen seiner Gattin decken kann. Er glaubt es nicht. Ja, er hofft es auch nicht. Er freut sich auf den Moment, wo er sich Daphne gegenüber Bankerott erklären und sie zur Herausgabe ihres Schatullenschlüssels zwingen muß. Was die Wirthschaft verschlungen, grenzt an das Unmögliche.

Wie soll es aber auch anders sein? Wie sollten Unehrlichkeit, Gewinnsucht und sinnloses Verschleudern nicht bei den Dienstboten überhand nehmen, wenn das Auge der Hausfrau nichts, absolut nichts von ihrem Thun und Treiben sieht und keinen Einkauf und Verbrauch überwacht?

Dann wird drei Mal so viel verloddert und veruntreut, als wie zu Nutz und Frommen der Herrschaft verwandt wird. — Und Daphne lag faul und gleichgültig auf der Chaiselongue und sah es mit an, wie fremde Leute ihr Hab und Gut verwüsteten.

War das auf die Dauer durchzusetzen?

Selbst das größte Vermögen schmilzt zusammen, wenn es gewissenlos vergeudet wird. Ob Tante Giulia zurück käme? Nein, Daphne hatte sich seit ihrer Verheirathung absolut nicht mehr um sie bekümmert, weil die Baronesse sich wegen der Hochzeitsfeier mit ihr veruneinigt hatte. Giulia fand es eine Profanation des heiligen Glaubens, einen Rosenaltar mit Venuspriesterinnen in der Vorhalle des heidnischen Tempels aufzustellen, um sich nach christlichem' Ritus davor trauen zu lassen. Bibel und Kruzifix fehlten auf dem Altar, weil das ein „Anacronismus“ gewesen wäre. Die Räucherbecken aber brannten zur Seite. — Das hatte die sehr glaubensstrenge Italienerin tief verletzt und weil sie seit jeher der komödiantenhaften Genialität der Schwägerin feind war und nie mit ihren Ansichten zurück hielt, so gab ihre ehrliche Entrüstung Anlaß zu Zwistigkeiten.

Daphne wollte sich nicht mehr tyrannisiren lassen und Giulia bedankte sich, ferner einem Hause Zeit, Mühe und Revenüen zu opfern, wo sie nicht einmal einen Dank zu erwarten hatte.

So viel Joël hörte, hatte sich die alte Dame eine Villa am Comersee gekauft und lebte daselbst ihren eigenen Interessen, anstatt in Daphne's Salons Staub zu wischen, ihre Toiletten zu beaufsichtigen, damit die allzu geniale Griechin nicht zerrissene Sachen trug, bis sie ihr haltlos vom Körper fielen, die Dienerschaft zu

befehligen und alle Haushaltungsausgaben aus ihrer Schatulle zu decken.

Daphne würde es nie gelitten haben, daß man die „Pedantin“ zurückrief, und abermals eine Fremde engagiren? Dann käme man vielleicht aus dem Regen in die Traufe.

Einen kurzen Augenblick lang überlegte er, ob es nicht am rathsamsten sei, die Geheimräthin zu Hülfe zu rufen. Aber sein Eigensinn und Stolz bäumten auf gegen solche Demüthigung und sein Schamgefühl verschloß ihm die Lippen, der Mutter seinen „Reinfall“ einzugestehen.

Nein, lieber mit dem Kopf durch die Wand, ehe sich derart Frau Elly's spöttischen Vorwürfen aussetzen. Außerdem hielt er sie auch durchaus nicht für die geeignete Persönlichkeit, eine derart verkommene Wirthschaft wieder in das rechte Geleise zu bringen. Voll Resignation biß er die Zähne zusammen und fügte sich in das Unvermeidliche.

Als er sehr spät Abends nach Hause kam, erstaunte es ihn, die ganze Etage strahlend erleuchtet zu finden. Als er eintrat, begrüßte ihn das alte Possenspiel, die schöne göttliche Daphne im griechischen Gewand, in dem Taubensalon ihre interessante Rolle spielend. Ihr gegenüber ließ sich ein ältlicher Elegant mit etwas stupidem Gesichtsausdruck und breitem Grinsen die Cour machen, denn allem Anschein nach bot Daphne sämmtliche Zauberkünste auf, diesen leicht bethörten, alten Knaben zu berücken.

Sie stellte ihn dem Gatten mit exaltirtem Entzücken als „treusten Freund“ ihres Hauses, als lieben, ehemaligen Geschäftsgenossen des verstorbenen Papas vor und Herr Taygetos, der griechische Kaufmann, streckte Joël mit etwas verbissenem Wohlwollen die fleischige Hand entgegen.

Beide schienen sehr angenehm berührt, als sich Eikhoff entschuldigte, nicht an dem Souper Theil nehmen zu können, da er wichtige und eilige Arbeiten zu erledigen habe.

Er überließ Herrn Taygetos mit einem Gefühl unendlicher Ironie den giftigen Zaubertrank, welchen Tauben, Gnomen und Feuerflammen kredenzten, und dachte mit keinem Gedanken daran, auf dieses tête à tête eifersüchtig zu sein. Er hatte sich den Magen an besagtem Zaubertrank verdorben und es würde ihn mit Schadenfreude erfüllen, könnte noch ein anderer Narr gleich ihm in das Spinnennetz fliegen, als armer flügellahmer Schmetterling darin hängen zu bleiben und sich das Blut aussaugen zu lassen! —

Schade, daß Herr Taygetos die reizende Griechin nicht im Negligée auf dem Divan liegen sehen kann, daß er die Märchenpracht ihres kleinen Reiches nur bei Lampenlicht zu sehen bekommt!

Gut, daß es so ist; die Blamage und Schande braucht nicht in die Welt hinaus getragen zu werden, — es genügt grade, daß er sich jetzt hinsetzen muß, voll fieberischen Eifers den letzten Akt der Melusine in Angriff zu nehmen.

Die Arbeit brennt ihm auf den Fingern, denn seine heimlichen Nachforschungen haben ergeben, daß der italienische Professor schon im Lauf des Herbstes die „Lieder eines Unbekannten" veröffentlichen wird. Der Erfolg der Melusine muß aber die Dorflurle in den Hintergrund drängen und alles Interesse auf sich konzentriren, wenn jener unheilvolle Moment eintritt; er darf dem Publikum keine Zeit lassen, noch über die Lurlenmusik nachzugrübeln, die Melusine muß alle Zweifel niederschlagen.

Ein Erfolg! — Joël bezweifelt es keinen Augenblick, daß er abermals einen großen Triumph feiern wird. Er ist allzufest von seiner eigenen Meisterschaft überzeugt und nimmt es für sicher an, daß man dem gefeiertsten Komponisten des Tages jedwede Leistung als etwas ganz besonders Originelles anrechnen wird.

Ist die Musik der Melusine nicht ein völlig anderer Genre wie der seiner ersten Oper?

Man wird sagen, der junge Künstler probt sich auf jeglichem Gebiet. Nach der leichten, melodiösen Musik altitalienischer Art bietet er nun ein Werk, welches die neue Wagnerrichtung vertreten soll. Ein Zug in das Große, Gewaltige drängt die Melodien zurück und gestaltet die Melusine zu einem originellen, in seiner Art noch werthvollerem Tongemälde. —

Wäre nur der Text ein wenig packender und poetischer. Joël ist noch nie so bitter enttäuscht gewesen, als über dieses Machwerk.

Wie ist es möglich, daß ein Kopf, welcher den Lurletext und die „Truggeister“ ersonnen, solch fades, ungereimtes Zeug zusammen schreiben kann! Glaubt Daphne, für ihn sei auch das Schlechteste gut genug? —

Hätte er das miserabele Ding nur zusammenhängend lesen können, er würde es fraglos als ganz unbrauchbar in die Ecke geworfen haben, — so ließ er sich, in der Erwartung auf Besseres, verleiten, den ersten Akt zu komponiren, und nun ist es zu spät, um Alles über den Haufen zu werfen und nach einem neuen Text zu suchen. Seine Erbitterung gegen die Verfasserin aber wächst, und hat noch ein Fünklein Sympathie unter der Asche seines Herzens für sie gebrannt, so erstickt es jetzt in Groll und Empörung. Er arbeitet so angestrengt, wie noch nie im Leben. Die Salons seiner Frau betritt er kaum noch, es ist ihm auch unendlich gleichgültig, ob Herr Taygetos als Hausfreund tagtäglich und allabendlich darin aus- und eingeht.

Er müßte blind sein, wenn er nicht bemerken wollte, daß Daphne sich um des gealterten Verehrers willen aus ihrer Apathie aufreißt.

Sie fährt sogar am Tage aus, um neue, außerordentliche Einkäufe zu machen.

Die griechische Laube, welche in letzter Zeit sehr verwahrlost wurde und schließlich welk und dürr die Zweige hängen ließ, ist durch den Gärtner zu alter, blüthenduftiger Herrlichkeit erstanden. Die kostbaren

und herrlich unter Tante Giulias Pflege gediehenen Lorbeer-, Myrthen- und Orangenbäume liegen als Reisig in der Müllgrube, weil die schöne Hausfrau keine Lust hatte, sie zu begießen. Den Palmen und wundervollen Rosenstämmen erging es nicht besser.

Warum sollte sich Daphne mit diesen Dingen abmühen? Sie hatte auch früher keinen Finger darum gerührt. Wenn die Blumen welkten, konnten ja neue angeschafft werden. — Der Kostenpunkt war ihr durchaus gleichgültig.

Joël bemerkte die Anstrengungen seiner Frau mit einer gewissen Schadenfreude. Es amüsirte ihn, wenn er ihr die Rechnungen präsentiren könne. Dann feierte seine Rache einen glänzenden Triumph. So viel hatte er sich fest vorgenommen: von seinen Einnahmen steuerte er künftighin keinen Pfennig mehr zu, bis Daphne alle Haushaltungskosten mindestens ein Jahr lang bestritten.

Was er jetzt verdiente, gebrauchte er für seine eigenen Bedürfnisse. Wer mit ungezählten Ansprüchen aufgewachsen, lernt es nicht mehr, sich einzuschränken und zu rechnen.

Joëls eiteles, genußsüchtiges Herz hatte längst nach neuen Sternen ausgeschaut, seit die Sonne Daphne so haltlos erbleichend gesunken war.

Er ging seine eigenen Wege und suchte wiederum Anregung und Nervenreiz, um seine matten Lebensgeister frisch anzufeuern und in eine künstliche Be-

geisterung zu spornen, welche der Melusine das nöthige Temperament verleihen sollte.

Er erreichte wohl das Gegentheil. Schlaffer und entnervter wie je, stützte er nach wüster Nacht den Kopf in die Hand und biß unmuthig die Zähne zusammen, wenn kein, auch gar kein zündender Gedanke hinter der Stirn aufblitzen wollte.

Welch' eine Folter war solch' unlustiges, widerwilliges Arbeiten, bei welchem Stunde auf Stunde verrann, ehe er seinem unproduktiven Hirn ein paar Noten abgequält hatte.

Aber die eiserne, bittere Nothwendigkeit saß ihm in dem Nacken und gab keine Frist mehr; es galt seine Zukunft, seine Existenz; er mußte eine Oper aufführen lassen, an deren Musik man nicht Melodien von Spiro Malia nachweisen konnte. — Und weil er das selber einsah, weil er keine Lust hatte, lediglich von der Gnade und Großmuth seiner reichen Gattin abzuhängen, so setzte er sich voll knirschenden Ingrimms an die Arbeit und schuf ein Werk, bei welchem nur die dreizehnte Fee, aber keine der lieblichen Musen Pathe gestanden.

Dennoch war er auch jetzt der verblendete, eingebildete Joël Eikhoff von ehemals, welcher sich und seine Kunst für unfehlbar hielt, welcher glaubte, das Publikum ließe sich gutmüthig die leere Spreu auftischen, wenn er einmal ein paar Weizenkörnlein auf dem Altar der Euterpe niedergelegt hatte.

Hastig und übereilt beendete er das Werk, nach

welchem sich die Hände des Agenten ungeduldig ausstreckten.

Er war Geschäftsmann, und gleich einem Koch, welcher gern recht schnell die zweite Portion offerirt, wenn die erste Speise gemundet und Beifall erworben hat.

---

25. Kapitel.

Immer seltener ward es, daß das junge Ehepaar die Mahlzeiten gemeinschaftlich einnahm. Manchmal sahen sie sich nur bei dem Mittagessen, oft vergingen Tage, ohne daß sie sich in den Salons begegneten.

Daphne's Laune ward von Tag zu Tag schlechter. Sie beklagte sich bitter, daß sie bei dieser Julihitze in der Stadt aushalten solle und drängte übellaunig nach einer Badereise.

Joël überhörte anfänglich diese Wünsche, dann erklärte er sehr ruhig und etwas ironisch, daß dieser Sommer das häusliche Nachspiel der Hochzeitsreise sei. Seine Arbeit sei so dringend, daß er ihr jedes Vergnügen, auch das der Gattin, opfern müsse.

Sie grub die Zähnchen in die Lippe und hüllte sich in das widerwärtige, unerträgliche Schweigen, welches sie so gern als Strafe über ihn verhängte.

Und wieder war es ein schwüler, stickend heißer Sommertag. Eikhoff hatte mit einem Fluch die Feder

von sich geschleudert und das Finale bis zu gelegener Stunde von sich geschoben.

Er saß vor dem Klavier und versuchte, den Gedanken, welchen er ausspinnen wollte, zuerst auf den Tasten zusammen zu suchen.

Die Thüre ward aufgestoßen und Daphne stand auf der Schwelle. — Sie kam ihm sehr gelegen, der Hauswirth hatte einen Brief gesandt und gebeten, die Miethe der theuern Wohnung doch gütigst monatlich zu entrichten, ebenso hatten der Fleischer und Delicateßwaaren-Händler durch die Wirthschafterin ihren diesbezüglichen Wunsch übermitteln lassen. Auch die Dienstboten baten um vierwöchentliche Lohnzahlung.

Joël war just in der Stimmung, seiner Gattin die Mittheilung zu machen, daß er Alles für sie geopfert und sich momentan so gut wie „vis-à-vis de rien“ befinde.

Er hob den Kopf und schaute ihr mit aufflackerndem Blick entgegen. Sein blasses, übernächtiges Gesicht sah alt aus. Die schönen Linien waren scharf geworden, Hautfalten gruben sich in die welken Wangen und die Augen lagen tief in den Höhlen.

Daphne sah dagegen besser aus. Sie war bereits frisirt und „zurecht gemacht,“ der Puder überhauchte die Wangen und die sonst am Tage so matt und geistlos blickenden Augen funkelten ein Gemisch von Entschlossenheit und Trotz. Sie trug eine nagelneue, hochelegante Matinée von blaßblauer Seide und dazu passende, goldgestickte Pantöffelchen.

Fraglos war Herr Taygetos zu einer Morgenvisite befohlen worden und hatte vielleicht auch das süße Gaukelspielchen zwischen der singenden Göttin und dem „blonden Trautchen“ im Gezweig belauschen dürfen.

Gleichgültig streifte sein Blick ihre schlanke Gestalt.

„Was willst Du?“ fragte er kurz.

Sie warf sich in einen Sessel nieder und sah sehr entschlossen aus. „Was ich will? Dir in aller Eile mittheilen, daß ich heute nach Ostende abreisen werde.“

„Was, der Tausend! Allein?“

Sie zuckte die Achseln. „Wenn Du nicht mit willst, allerdings.“

„Nein, ich will nicht mit.“

„Gut. So werden wir ja diese kurze Trennung ertragen können, ohne daß uns die Herzen brechen!“ Ihre Lippen kräuselten sich spöttisch. „Oder hast Du sonst noch etwas einzuwenden?“

„Nicht das Mindeste.“

Ihre Augen leuchteten auf. Sie erhob sich, trat näher und legte schmeichelnd den Arm um seinen Nacken. „Also Du giebst mir Erlaubniß? Wie gut von Dir, bester Mann und wie klug! Du weißt, die Abwesenheit ist für die Liebe, was der Sturm für das Feuer ist. Er tödtet das kleine Fünkchen und facht die Flamme zur Gluth an! — Ich bin so erholungsbedürftig, so nervös! Die Luft hier tödtet mich! — Nicht wahr, Liebster, Du gönnst mir eine Zeit der Erquickung?“

Er befreite sich von ihrem Arm. „Gewiß gönne ich sie Dir, reise so lange Du willst!“ sagte er kühl.

Sie jubelte laut auf. „Herrlich, entzückend! Ich habe schon gepackt und fahre mit dem Nachtzug. Bitte, versorge mich mit Geld . . oder gieb mir einen Brief an Deinen Bankier mit, ich fahre noch einmal aus!“

Wie wunderlich starrt er sie an.

„Der Brief würde Dir nicht viel nützen.“

„Warum das? Ich legitimire mich!“

Gelassen kreuzt er die Arme. „Der Bankier hat nichts mehr mit mir zu schaffen!“ stößt er heiser hervor.

„Was heißt das?“ Sie tritt einen Schritt näher und neigt das Köpfchen vor, als habe sie nicht recht verstanden.

„Es heißt, daß ich mit meinem Vermögen fertig bin, daß ich Alles, was ich besaß, für Dich aufopferte. Kapital ist nicht mehr und neue Einnahmen durch die Dorflurle sind vor einem halben Jahr nicht zu erwarten!“

Sie stiert mit weit aufgerissenen Augen in sein Gesicht, ihre Wangen werden selbst unter der Schminke fahl. „Joël . . Du scherzest . . . laß solch' grausamen Unfug, ich . . ich bin zu nervös, um den Witz darin zu verstehen!“

Er hat sich erhoben, seine Stirn sieht aus wie ein drohend Ungewitter. „Es ist leider Gottes kein Witz dabei, sondern nur die fatale, unabänderliche Thatsache, daß ich bankerott bin!“

Nein, er scherzt nicht, das sieht sie seinem verfallenen Gesicht an. Mit einem schrillen Aufschrei wankt sie zurück und starrt ihn an wie ein Gespenst.

„Du bist arm? Du bist bankerott?“ wiederholte sie und dann bricht sie in ein gellendes Gelächter aus, wirft sich in den Sessel nieder und drückt das verzerrte Gesicht in die Polster. „Also das war mein Glück, das waren die Millionen, welche Du heucheltest, das war der unerschöpfliche Goldquell der Dorflurle?!“

„Heiratheteſt Du mich lediglich um dieses vermeintlichen Reichthums willen?“

Keine Antwort, nur ihre kleinen Fäuste schlagen wie bei einer Rasenden auf den Seidenplüsch.

Plötzlich zuckt sie empor und blickt ihn wild an. „Was soll nun werden?“ herrscht sie kurz, in gehässigem Ton.

„Vor allen Dingen wirst Du nun einmal aus Deiner Reserve heraustreten und die laufenden Rechnungen bezahlen, damit wir nicht verklagt werden. Ich habe keinen Heller mehr, ich gab hin, was ich besaß, nun bitte, revanchire Dich!“

Ihr Blick bekommt etwas stieres. Regungslos, wie aus Stein gemeißelt, verharrt sie. Ihr Athem ringt sich keuchend aus der Brust.

„Kein, gar kein Kapital besitzt Du mehr?“ fragt sie schließlich mit lauerndem Ausdruck in den Zügen. „Wie ist das nur möglich? Dein Vater war doch ein anerkannt reicher Mann?“

„Du scheinst mir nicht recht zu glauben.“ Er zuckt etwas spöttisch die Schultern. „Bitte, lasse Dir von dem Bankier die Abrechnung vorlegen, dann wirst Du sehen, wo das Vermögen geblieben ist.“

Ihre Lippen beben. „Aber die Dorflurle bringt doch so große Einnahmen, wie mir Dein Agent selber sagte?“

„Ich hoffe, daß es in Zukunft nicht schlechter wird. — Aber meine Abrechnung erfolgt laut Kontrakt nur halbjährlich.“

„Und die neue Oper? Die ‚Melusine?‘“

„Hat sie Erfolg, verdiene ich viel Geld, hat sie keinen, verdiene ich nichts, — sehr einfach. Jetzt aber verfüge ich über gar keine Mittel mehr. — Und hier liegt der Mahnbrief des Hauswirths und die Mamsell hat Dir dieselben Wünsche von den Lieferanten zu unterbreiten.“

Tiefe Stille.

Daphne ist auf den Sessel niedergesunken; sie preßt die Hände krampfhaft verschlungen im Schooß, ihr Blick irrt unstät hin und her, in scharfem Aufblitz die Gestalt ihres Mannes streifend, welcher voll anscheinend größter Seelenruhe auf dem Klavierstuhl sitzt und Akkorde auf den Tasten greift. Verstellt er sich? Bezweckt er etwas mit der Komödie, sich plötzlich arm zu nennen?

Sie hat ein böses Gewissen. Hat er ihre kleinen Neckereien mit Taygetos belauscht? — Sucht er einen Vorwand, sich von ihr zu trennen? Daß er sie nicht mehr liebt, hat sie längst bemerkt. — Es würde ihr keinen Kampf kosten, ihn aufzugeben, aber sie ist zu klug, um sich auf das Ungewisse hin schon jetzt von ihm zu trennen. Außerdem ist sie überzeugt, daß er sie belügt. Sie glaubt nicht an die plötzliche Armuth.

Was thun? Die Gedanken wirbeln hinter ihrer Stirn. Sie kann zu keinem Entschluß kommen. Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Auf jeden Fall muß sie sich erst Gewißheit verschaffen, wie es mit seinen Vermögensverhältnissen steht. Bis dahin muß auch sie Komödie spielen, die fatale große Lüge weiter lügen, welche sie bisher der ganzen Gesellschaft auftischte.

Joël schlägt hart auf die Tasten und wendet das Haupt.

„Nun?“ fragt er herbe, „wie soll es werden?“

Sie zwingt ihr verzerrtes Gesicht zu einem beinah' humoristischen Lächeln. — „Du bist ein abscheulicher Mensch, Joël. Meine ganze Freude ist dahin. Ich wollte so gern tüchtig an meinem Vermögen sparen, um Dir zu Weihnachten ein Geschenk unter den Christbaum zu legen, welches Dich überraschen sollte. Das wird nun keine Schwierigkeit haben. Ich übernehme selbstverständlich von jetzt ab den Haushalt, bis Du mir nach neuen Einnahmen hoffentlich ein wenig beisteuern kannst. Ich werde sofort die nöthigen Anordnungen treffen, daß vor meiner Abreise alles in Ordnung ist. Wäre nur Agamemnon hier, er könnte es für mich übernehmen.“

„Du willst wirklich noch reisen?“ Sein Blick hat aufgeglüht, eine große Genugthuung überkommt ihn. Sie entschließt sich, ohne jede Weigerung zu bezahlen. Er tritt näher und versucht, zärtlich zu werden. „Willst Du wahrlich nicht bei mir bleiben?“

Sie windet sich wie eine Schlange, glatt und geschmeidig aus dem Arm, welcher sie umfangen will. Ihr Blick schillert.

„Ich muß, bester Mann! Ich ertrage diese Hitze, diese schlechte Luft nicht länger! Aber ich werde erst morgen reisen! Bist Du heute Abend daheim?"

„Nein, kleine Göttin, ich habe mich leider zu einer Skatpartie verpflichtet."

„Schade, aber nicht zu ändern. Je nun, Du kennst das Sprüchlein: l'absence faite à l'amour —"

„Ce qui fait au feu le vent!" fährt er lächelnd fort, „gut, prüfen wir, ob dieses Sprüchlein ein Wahrwort ist!"

„Wie weit ist die „Melusine" gediehen?"

„In sechs Wochen findet die erste Orchesterprobe im Theater statt."

„Etwas ungünstige Zeit!"

„Je nun, wozu heißt man Joël Eikhoff, wenn selbst dieser Name nicht über die Zeit der „sauern Gurken" hinaushelfen sollte?"

„Du hast recht. Ich hörte lange nichts von der Musik; spiel' mir das Intermezzo vor! Ich bitte Dich darum, Joël!"

Ob gern oder ungern, — sie kann es dem Stoßseufzer, mit welchem er sich niederläßt, nicht anhören — greift er präludirend in die Tasten. Sie setzt sich nach einem schnellen, scharf suchenden Umblick an seinem Schreibtisch hinter ihm nieder. Dort liegt in kleinem Seitengefach der Schlüssel zu der feuerfesten Kassette, in welcher er seine Werthstücke verwahrt.

Ihr Finger gleitet leise prüfend über die Metallringe. Die Schublade ist unverschlossen. Sie zieht lautlos auf und tastet hinein. Richtig, der Schlüssel. — Sie hält ihn und läßt ihn in die Tasche gleiten. Dann wirft sie sich auf das Ruhebett und lauscht. Aber sie hört nicht, was ihr Mann spielt, ihre Gedanken fiebern, hinter ihren Schläfen siedet es. Als er endet, erschöpft sie sich in Schmeicheleien und Lobeserhebungen. Dann bittet sie mit aller Innigkeit der schönen vergangenen Zeit: „Und nun erfülle mir einen Abschiedswunsch, Joël. Frühstücke jetzt mit mir und begleite mich auf einer Spazierfahrt in den Park!" — Er willigt ein, er ist plötzlich sehr liebenswürdig. Sie hilft ihm hastig das Manuskript in den Schreibtisch legen, er schließt die Schrankthüren des Aufsatzes und bietet ihr den Arm.

„Ich glaube, der geheime Zauber der drohenden Abwesenheit wirkt bereits!" lächelt er galant.

— — — — — — — —

Stille, dunkle Nacht.

Joël Eikhoff kehrt vor dem Morgengrauen nicht heim. Daphne weiß es. Sie huscht lautlos in sein Arbeitszimmer uud schließt die Thüre hinter sich ab. Sie ist gegen Abend zu dem Bankier ihres Gatten gefahren und hat ihn unter Thränen beschworen, ihr die Wahrheit zu sagen, ob das Vermögen ihres Mannes thatsächlich aufgebraucht sei?

Der alte Herr versichert es auf Ehrenwort. Er unterzieht sich sogar der Mühe, die schöne, beklagens-

werthe Frau an der Hand seiner Bücher davon zu überzeugen: — Es ist Thatsache. — Joël hat Alles, Alles verbraucht. —

Wahrlich Alles? Dann muß Daphne zuvor wissen, wie viel der alte Geheimrath an Kapital hinterlassen, ob jener Bankier der einzige ist, welcher das Vermögen Joëls verwaltet.

Baronin Galavera ist gründlich.

Sie hat die Thüre hinter sich geschlossen, zieht den kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnet den eisernen Geldschrank. Hier steht die „diebessichere“ Schatulle mit den Werthpapieren. Die junge Frau schließt mit bebenden Händen auf, greift hastig hinein und fühlt nur ein kleines Päckchen zusammengebundener Papiere.

Sie setzt sich an den Tisch, vor die Lampe und schnürt es hastig auf. — Richtig, das Testament des Vaters, Trauschein, der Kontrakt über die Dorflurle.

Zuerst das Testament! Es flirrt und wallt vor den Augen der Lesenden, mit halb ersticktem Wuthschrei krampft sie die Finger um das Papier. Es ist Thatsache, fürchterliche, entsetzliche Thatsache. Alles, was Joël erbte, ist verjubelt und vergeudet. Diese Summe deckt sich mit jener, welche der Bankier nachwies.

Eine zitternde, tobende Wuth überkommt Daphne. Sie läßt ihren Gefühlen freien Lauf, sie kennt sich nicht mehr in sinnloser Leidenschaft.

Und das Haus ist der Mutter verschrieben, und Frau Elly ist mit dem Sohn verfeindet und geht selber noch auf Freiers Füßen! Wenn die „Melusine“ keinen

Erfolg hat, zieht sie auch die „Dorflurle“ mit sich in baldige Vergessenheit und dann ist ihr Mann ein Bettler.

Sie packt die Papiere hastig wieder zusammen, läßt den Schlüssel an der Schatulle stecken, daß es den Anschein hat, als habe Joël ihn in der Eile selber daran vergessen und nimmt ihre Juwelenkästen aus dem Schrank heraus. Alles, was sie an Kostbarkeiten besitzt, schüttet sie auf ein ausgebreitetes Tuch zusammen, die leeren Etuis räumt sie wieder ein, den Anschein erweckend, als ständen die Pretiosen unverändert an ihrem gewohnten Platz. Und dann kehrt sie voll fiebernder Hast in ihre Salons zurück.

Auch dort packt sie alles, was Werth besitzt, zusammen. Rastlos schafft sie und füllt die Koffer. Wie gut, daß ihre Toiletten bereits unterwegs sind.

Die Entréethüre wird geöffnet. Agamemnon führt den Drücker bei sich.

Er kommt auf ihren Wunsch, sie hat ihn erwartet.

Wieder ein wilder, zügelloser Wutherguß. Auch der Doktor ergeht sich in gemeinsten Schmähungen über den Lump, den scheinheiligen Betrüger, den Komödianten, welcher ihnen mit falschem Goldglanz so nichtsnutzig die Augen geblendet. Und dann verabreden sie das Nothwendigste.

Daphne hat ein Schriftstück angefertigt, in welchem sie bestätigt, daß ihr gesamtes Mobiliar, Bilder und Silber Eigenthum ihres Bruders sei, welcher ihr das Kapital dazu vorgestreckt und noch nicht zurückgezahlt

erhalten habe. Auf diese Weise rettet sie ihre schönen Sachen vor der Subhastation.

Die Kaufleute sollen noch ein paar Wochen mit der Zahlung hinaus gezögert werden, Daphne versteht sich darauf und wird von Ostende die nöthigen Briefe schreiben. Sie wird mittheilen, daß die Zinsen ihres Vermögens am ersten Oktober erst fällig seien, daß sie die ausstehenden Rechnungsbeträge gern mit sechs Prozent verzinsen wolle. — Es sei ja doch bisher Alles pünktlich bezahlt, — die Abänderung auf halbjährliche Zahlungen sei einzig durch die neuen Verhältnisse ihres Haushaltes bedingt. Ihre und ihres Mannes Einkünfte erfolgten halbjährlich, darum müßten auch die Ausgaben auf diesen Zeitpunkt beschränkt werden. Falls es ihnen zur Beruhigung diene, sollten sie sich mit dem Agenten ihres Mannes in Verbindung setzen, derselbe werde ihnen die hohen Einnahmen der neuen Oper schriftlich beweisen. —

Agamemnon findet die Idee gut. Er hält es auch für Narrheit, wollte Daphne jetzt noch einen Pfennig für den bankerotten Herrn opfern. Erst abwarten, wie die „Melusine" einschlägt. —

Woher soll Daphne auch das Geld nehmen? Es ist schlechte Zeit für den Spieltisch. Auch der Doktor klagt, daß in den Bädern gar zu wenig auszurichten sei. Verschiedene übele Spielerprozesse der letzten Zeit haben die Gemüther geängstigt, mit Mißtrauen erfüllt. Nun will er die Schwester nach Ostende begleiten und Beide wollen wieder gemeinschaftlich ihr Heil versuchen.

Von Taygetos läßt sie nichts verlauten, seine Anwesenheit scheint vorläufig ihr Geheimniß bleiben zu sollen.

Beide packen und schaffen bis spät in die Nacht hinein. Beide ergehen sich in leidenschaftlichsten und heftigsten Schmähungen gegen den Betrüger Eikhoff. Sie hatten geglaubt, so völlig sicher zu gehen, hatten den ganzen Heirathsplan so geschickt und klug inscenirt und nun ein derartiges Fiasko!

Daphne schäumt vor Zorn über die verlorene schöne Jugendzeit, über den Sklavenring an ihrem Finger! Er soll sie nicht lange mehr drücken, wenn Joël in der That der Bettler wird, welcher er schon jetzt scheint. Vorläufig hofft Vahlbrecht noch bestimmt auf einen Erfolg der Melusine.

Die Opern müssen ja alsdann reiche Tantièmen bringen. — Was sind allerdings diese paar Tausendmarkscheine angesichts der unberechenbaren Ansprüche einer Daphne? Sie hat stets die Absicht gehabt, einen Millionär zu freien, sie erträgt keine Beschränkung ihrer Wünsche und Passionen.

Als die Uhr die dritte Nachtstunde verkündet, zieht sich die junge Frau Eikhoff in ihr Schlafzimmer zurück; es ist alles zu ihrer Abreise bereit. — —

— — — — — — — —

Die „Melusine" ist vollendet und die Proben sollen beginnen.

Joël entsinnt sich plötzlich, daß es gut und nützlich sein würde, sich mit den Darstellern der Rollen auf

einen möglichst freundschaftlichen Fuß zu stellen. Er hatte es vor der Première der „Dorflurle“ auch nicht versäumt und gute Erfahrungen gemacht.

Diesmal deucht ihm die Stimmung der ehemals so guten Theaterfreunde verändert. Er hat sich allerdings nicht mehr viel um dieselben bekümmert. Die Herren vernachlässigte er vollkommen und die Damen nahmen es ihm bitter übel, daß er eine Andere geheirathet hatte. Er glaubte leichte Arbeit zu haben, wenn er jetzt versuchte, die pikirte kleine Dorflurle zu versöhnen. Fatal, daß gerade sie wieder die Titelrolle „Melusine“ übernehmen muß. Das kleine Teufelchen ist hartnäckiger, als er gedacht. Sie weist jeden Annäherungsversuch seinerseits theils stolz, theils spöttisch zurück und behandelt ihn sogar auf den Proben in einer Art und Weise, daß selbst den arroganten und siegbewußten Joël ein Gefühl nervöser Unruhe und Beklommenheit beschleicht. Zu seinem Entsetzen gastirt auch die Marva just in dieser Zeit und wird die Partie der Altistin übernehmen. Welch' eine Gelegenheit für die rachsüchtige Person, sich jetzt an ihm messen zu können. Joël ist überzeugt davon und bemüht sich gar nicht, die Dame, welche er gewissermaßen um ihre Stellung am hiesigen Theater gebracht, etwas günstiger zu stimmen.

Um die Melusine wirbt er desto eifriger, sie mehr und mehr mit Blumen und Geschenken überschüttend, je verletzender sie ihm dieselben vor die Füße wirft. Und dennoch glüht etwas in ihrem Auge ... oh, Joël müßte die Weiber nicht kennen! — „Sie liebte mich

gestern, sie liebt mich heut, sie wird mich noch lieben in Ewigkeit!" — — —

Sie kokettirt mit ihm. Hinter ihrem Haß versteckt sich Liebe. Er macht ihr Andeutungen, daß er sehr unglücklich geworden, daß seine Ehe wohl nur noch eine Frage der Zeit sei. Sie lächelt — und Joël glaubt die Weiber zu kennen.

Nein, die Melusine verläßt ihn nicht! Wenn nur die marmorkühle, heilige Marva nicht auf diesen Brettern stünde! Ihr traut er jedes Werk der Rache zu.

Sämmtliche Darsteller sagen ihm auch jetzt viele Artigkeiten über seine Musik und der Componist ist selber so überzeugt von der Schönheit seines Werkes, daß es ihm gar nicht zu Sinn kommt, es könne wohl Ironie sein. Es fällt ihm auch gar nicht auf, wie gewaltsam die Elogen sind, welche man ihm sagt, wie eigenartige Blicke man hinter seinem Rücken wechselt.

Nur der Kapellmeister ist ernst und schweigsam. Oft wendet er sich an den Componisten mit der Bitte um Aufklärung, wie er sich diese und jene Partie gedacht habe.

Es wird noch mancherlei bei den Proben geändert. Die Melusine hat sich ein paar mal sehr scharf beklagt, daß ihre Partie derartige Schamlosigkeiten aufweise, daß sie dringend um Abänderungen bitte. Joël beißt sich auf die Lippen. Daphne ist allzu realistisch geworden und hat es nicht verstanden, die Tiefen der Liebe immerhin auf der Höhe idealster Kunst zu erhalten. Der rosige Schleier fehlt, welcher die nackte

Wahrheit anmuthig überhaucht, dieselbe wirkt roh und abstoßend.

Und immer näher rückt der verhängnißvolle Abend. Joël vermißt mehr denn je das gastliche Haus der Mutter. Die Geheimeräthin verstand es, den Sohn in den Augen der Welt zu heben und zu tragen; sie baute ihm mit geschickten Händen den Altar, auf welchen die große Menge ihren Weihrauch streute. Das schuf ein sicheres und zuverlässiges Premièrenpublikum. — Jetzt war die Schaar der Anbeter zerstreut und zerstoben wie Spreu im Wind. Der verwöhnte, zeitlebens gefeierte und angebetete Mann empfindet es plötzlich, wie einsam er geworden. Nicht einmal sein Weib steht in diesen Stunden unbeschreiblicher Aufregung an seiner Seite.

Kaum, daß Daphne ihm die nothwendigsten Briefe schreibt. Sie amüsirt sich allem Anschein nach vortrefflich und liebt es nicht, sich hinter den Coulissen um „Sein oder Nichtsein" der Melusine abzuängstigen. Der Mutter hat er überhaupt nichts von der Aufführung mitgetheilt. Auch mit ihr beruht der schriftliche Verkehr nur auf flüchtigsten Postkarten.

Wenige Tage vor der Aufführung klingelt es Sturm an der Entréethüre.

Der Diener meldet bei Herrn Eikhoff den Theateragent. Joël empfängt ihn. Ein Blick in das aufgeregte und verstörte Gesicht desselben lehrt ihn, daß er nichts Erfreuliches bringt.

Er reicht ihm die neueste Musikzeitung entgegen,

sinkt auf den nächsten Stuhl und keucht: „Haben Sie bereits gelesen, Herr Eikhoff?“

Joëls Hand zittert. Er faßt das Blatt und starrt darauf nieder. „Was?“

Ein langer Artikel. „Die Lieder eines Unbekannten.“ Große, sensationelle Entdeckung, — die schönsten und meisten Melodieen der „Dorflurle“ klingen aus den Geigensaiten eines Spiro Malia.

Leichenblässe bedeckt das Antlitz des Lesenden, kalter Schweiß perlt auf seiner Stirn. „Verruchte Verleumdung!“ schreit er gellend auf, „nichtswürdiges Possenspiel meiner Widersacher! — Schreibt das Liebeslied — den Feuerzauber — das Waldweben auch in die „Lieder des Unbekannten!“ — und macht Wagner gleich mir zum Dieb! Laßt Spiro Malia doch Mendelssohn, Mozart und Beethoven spielen, dichtet ihm doch Rubinstein'sche und Schumann'sche Melodien an —“

„Diese Herren haben sämmtlich keine Kunstreise nach Griechenland und Patras gemacht, sie haben alle den Spiro Malia nie mit Augen geschaut —“

Joël starrt auf den Sprecher, seine Gesichtsfarbe spielt in das Grünliche.

„So wollen Sie mich auch verdächtigen?“ stößt er zischend hervor.

„Nicht im mindesten. Ich komme zu Ihnen, um zu bitten, mir umgehend eine Erwiderung zu Ihrer Rechtfertigung zu schreiben. Dieser Artikel muß noch vor der Aufführung der „Melusine“ beantwortet werden, das sehen Sie wohl selber ein, Herr Eikhoff.“

Joël klammert sich an die Sessellehne. Die Kniee wanken unter ihm. Aber er wirft das Haupt trotzig in den Nacken. „In zwei Stunden sollen Sie meine Entgegnung in Händen haben!“

„Und was wollen Sie auf die Anschuldigungen erwidern?“

„Daß es Lügen, nichtswürdige, gemeine Lügen sind.“

„Und wodurch werden Sie diese Behauptung motiviren?“

„Durch die einfachste Thatsache. — Ich habe die Dorflurle auf Gutland componirt und der Idiot hat meine Melodien gehört und im Gedächtniß behalten.“

„Nun spielt er sie Ihnen nach. Vortrefflich. Also, ich warte voll Ungeduld auf das Manuskript.“

Er geht und Joël sinkt wie gebrochen auf einen Sessel nieder. Sein schönes Gesicht ist kaum noch erkenntlich, Leichenfarbe deckt es, wilde, wahnwitzige Angst und Aufregung verzerrt es.

Er will sich beruhigen, er gräbt die Fingernägel in sein eigenes Fleisch. — Dann schreibt er mit bebenden Händen die Erwiderung.

Schatten wallen vor seinen Augen. —

— — — — — — — —

Der Premièren-Abend kommt.

An der Theaterthüre wartet der Agent auf Joël. Er zieht ihn bei Seite und flüstert ihm ein paar Worte zu.

Es steht sehr übel. — Ein privates, umgehendes Schreiben hat ihm mitgetheilt, daß Eikhoffs Alibi nicht

stichhaltig sei. Der Professor Conozne hat Spiro Malia schon vor zwei Jahren gehört und bereits damals die Melodien theilweise gesammelt. Er wird Beweise dafür bringen.

Joëls Augen starren ihn kalt und todt an. „Gut, er soll Beweise bringen!" nickt er wie geistesabwesend. Und dann schreitet er langsam, gleich einem alten, gebeugten Mann, dem Bühnenraume zu.

Wie anders, — wie anders als damals. —

Heute umringt ihn nicht im zuversichtlich stürmischen Jubel eine Schaar begeisterter Freunde, kaum, daß man ihm höflich ausweicht und die Zeit bietet.

Die Sänger und Sängerinnen stehen in lebhaftestem Gespräch, ihr Verstummen, ihr spöttisches Lächeln oder Verlegenwerden beweist ihm, daß sich das Gespräch um ihn und die Lieder des Unbekannten drehte.

Die Melusine mustert ihn mit beinah' verletzendem Lächeln, in ihrem Blick lauert eine Schlange, welche nach einem Opfer züngelt. Das Opfer ist er. Aber er merkt es nicht, sein Kopf ist benommen, als sei er trunken, die Zunge klebt am Gaumen und die Haare liegen feucht und kalt auf der Stirn.

Er will sprechen, scherzen, plaudern, wie an dem Premièrenabend der Lurle, er kann es nicht. Der gurgelnde Laut seiner Worte verräth den Sturm, welcher in ihm wüthet, und er will doch ruhig, sehr ruhig erscheinen.

Um einer Unterhaltung zu entgehen, tritt er an den Vorhang und lugt durch das Guckloch.

Es wallt und wirbelt in Regenbogenfarben vor

seinem Blick. Ueberall hämische, eifrig debattirende oder entsetzlich kalte und gleichgültige Gesichter. Bekannte sind ja so gut wie gar nicht anwesend. Unter den Musikverständigen scheinen die „Lieder des Unbekannten" ebenfalls die brennende Frage des Tages, das lebhaft besprochene Thema zu sein.

Joël schrickt nervös zusammen. Hinter ihm poltert und dröhnt es. Man richtet die Bühne her. — Die Coulissenschieber laufen hin und her, — dem Componisten der „Melusine" deucht es, als schlage man sein Schaffot auf. —

Und die Minuten verfliegen. — Der Kapellmeister klopft auf das Pult.

Joël hat sich einen Stuhl in das Coulisseneckchen nächst dem Vorhang geschoben; er sieht Alles, aber er wird nicht gesehen.

Todtenstille. Der heutige Abend ist ein Ereigniß; er bringt das zweite Werk eines jungen Meisters, den unerhörter Enthusiasmus allzu voreilig mit den Lorbeeren höchsten Verdienstes kränzte, jetzt zuckte ein Blitz aus heiterm Himmel und riß diesen Lorbeer von seinem Haupt.

Man schuldigt Joël Eikhoff öffentlich an, sich mit falschem Heiligenschein geschmückt, mit dem geistigen Eigenthum eines Fremden bereichert zu haben. —

Die „Melusine" wird lehren, ob er diesen Vorwurf verdient, ob er ein Charlatan der Kunst oder einer jener echten Gottbegnadeten ist, deren Strahlenkrone selbst der Neid und die Mißgunst einer ganzen Welt nicht schwärzen können!

Die Ouvertüre beginnt. Nicht wie bei der Lurle mit brillirender Originalität einsetzend, sondern ernst und getragen, ohne besondere Eigenart. Melodie ist so gut wie gar nicht herauszuhören; ist Joël nur nervös, ungeduldig, oder wirkt die Musik in der That so langweilig? — Er wischt die perlenden Tropfen von der Stirn und leidet Folterqualen.

Endlich der letzte Ton. — Kalter Schauer rieselt durch die Glieder des Componisten. Wird nun der Beifall ebenso erbrausen, wie damals nach der Lurlen-Ouvertüre?

Nein. Tiefe Stille. Ein paar Hände rühren sich in mattem Beifall, aber derselbe erstirbt sogleich wieder.

Der Vorhang rauscht in die Höhe.

Der Chor setzt frisch und flott ein, aber es ist, als könne er sich nicht recht in dieser Stimmung erhalten, als drücke etwas Unsichtbares, Bleiernes die Klänge herab.

Und dieses Unsichtbare lastet auch auf Joël. Seine kecke, sieggewohnte Gestalt sinkt in sich zusammen, der Kopf liegt schlaff auf der Brust, sein Blick stiert gläsern auf die Bühne.

Singt jetzt die Melusine? Nein, das ist nicht ihre Stimme, so kann eine Sängerin wie sie eine Arie nicht herunterziehen und verunglimpfen. — Schleppend und trivial leiert sie ein Solo ab, welches feurig, voll kecken Temperamentes durchaus anders wirken muß! — Und just, als ob ihre Langweiligkeit alle Andern anstecke, zieht seine Melusine wie das oberflächlichste und gehaltloseste Gedudel über die Bühne.

Die Einzige, welche singt, wirklich schön und hingebend, mit Aufgebot aller Kunst und aller Kraft, ist — Fräulein Marva. Man hört es ihr an, daß sie den Akt gern halten möchte, aber ihre Partie ist nicht bedeutend genug, sie versinkt in den grauen Wogen tödtender Oede und Inhaltslosigkeit.

Der Vorhang fällt.

Tiefe, unheimliche Stille. Noch ehrt man den schon jetzt gerichteten Componisten durch taktvolles Schweigen.

Der zweite Akt enthält auch den seichtesten Text, er erregt oft spöttische Heiterkeit bei offener Scene.

Allein und verlassen sitzt Joël auf seinem Richtstuhl. — Seine eitle Seele, sein unersättlich Beifall lechzendes Ich winden sich in Todesqualen. Er hört, wie die Melusine hinter ihm mit spöttischem Auflachen dem Theaterdirektor sagt: „Gott erbarme sich über eine derartige Zumuthung! In einer Oper Eikhoffs — ich meine in einer Oper, welche er allein und ohne „Anleihe“ verbrochen hat — zu singen, ist ein Mordanschlag auf die Kunst!“ —

Und endlich, endlich sinkt auch der Vorhang nach dem zweiten Akt. Nun lärmt es und opponirt im Publikum. Zischen, Pfeifen, ein wahrer Höllenspektakel erhebt sich.

Joël steht neben seinem Stuhl. Er wendet sich und schwankt wie ein Sterbender hinaus. —

Fort! — fort! — soll er an diesem Getobe nicht wahnsinnig werden! —

Eiseskälte schauert durch seine Glieder und doch perlt

der Schweiß über sein aschgraues Gesicht. Ohne Mantel, ohne Hut, wie ein todtwundes, gehetztes Wild, stürmt er durch das Foyer. — Noch ist es leer, — Gott sei Dank.

Aber plötzlich eine Stimme ... eine Stimme ...?

Er schrickt zusammen. Eine Dame stürzt von der entgegengesetzten Corridorseite dem Ausgang zu. Ein Herr eilt ihr nach und nimmt ihren Arm.

„Ausgepfiffen! Der falsche Heilige ist entlarvt!“ stößt die Dame in wilder Heftigkeit hervor. „Retten Sie mich vor ihm, Alexandros! Es wäre mein Tod, den Erbärmlichen, Entehrten wiederzusehen!“

Joël starrt ihr im Vorübereilen in das Gesicht.

„Daphne!“

Auch sie erkennt ihn und hebt mit einem leisen Schrei des Entsetzens wie in schaudernder Abwehr die Hände gegen ihn. An derselben Stelle, wo sie ihm damals zuerst begegnet.

Er lacht schrill auf und stößt sie bei Seite.

Hinaus, hinaus in die stille, menschenleere Nacht! Eine Droschke! — sie soll ihn in sein einsam Zimmer retten.

Und nun ist es Nacht, dunkle, stille, finstere Nacht.

Auf dem Teppich liegt Joël Eikhoff, starr, regungslos, wie ein Todter.

Sein blasses Gesicht ist bis zur Unkenntlichkeit verändert, die Hände krampfen sich über der Brust, welche unter Qualen der Verzweiflung aufzuckt.

Still, — — still. —

Und dann kehrt allmählig das Leben in die erloschenen Augen zurück.

Er schleppt sich zu einem Sessel, er starrt gradaus in das Leere. — Was nun? — Entehrt, ausgepfiffen, bettelarm! — Was nun? —

Die Morgensonne blickt in das Zimmer, ihre Strahlen fliehen erschreckt vor dem bleichen, gespenstischen Männergesicht, welches ihnen mit hohlen Augen entgegenstarrt.

Noch einmal rafft sich Joël empor und beißt trotzig die Zähne zusammen. Hatte er nicht diese Stunden kommen sehen, hatte er nicht um ihretwillen eine reiche Frau geheirathet? — Wenn auch Daphne in verächtlichem Egoismus jetzt von ihm wegstrebte, — er ließ sie nicht weg. Erst sollte sie zurückzahlen, was sie ihm schuldete. Nun heißt es gleiches Gut.

Wer kennt im Auslande einen Joël Eikhoff und seine Schande? — Daphne's Millionen sollen ihm in Paris das bittere Leben wieder versüßen! —

Wo ist sie eigentlich? — Er sah sie an Taygetos Seite im Foyer. Heimlich war sie gekommen, Zeugin seiner Ehre oder Schmach zu werden. Nicht ein Wort des Mitleids, des zärtlichen Trostes!

Der Sturmwind der Trennung hat den kleinen Funken Liebe ausgeblasen. —

Gleichviel; er verlangt keine Liebe, er verlangt nur noch die Mittel, die hiesigen Verhältnisse fliehen und im Auslande seinen Ansprüchen gemäß leben zu können.

Darum heirathete er. Und giebt sie diese Mittel nicht gutwillig, so erzwingt er sie.

Er springt auf, wankt durch den Corridor an ihre Schlafzimmerthüre und klopft. Keine Antwort. Sollte sie nicht daheim sein? — Wo ist sie abgestiegen? Im Hotel etwa? Er klinkt ingrimmig an der Thürkleppe. Sie giebt ohne Widerstand nach.

Die Stube war unverschlossen.

Er blickt sich mit stieren Blicken um. Alles staubig und unbenutzt, — keine Spur von ihrer Anwesenheit, aber hier . . . auf dem Tisch . . . liegt hier nicht ein Brief? Er tastet mit bebenden Händen danach und reißt den Vorhang von dem Fenster zurück.

Mit Bleistift geschrieben: „Ich war Zeugin Deiner unerhörten Niederlage. Ich weiß, wer die Musik der „Dorflurle“ geschaffen, — Du bist kein Künstler von Gottes Gnaden, Du bist ein ehrloser Betrüger! Wenn Du diese Zeilen findest, ist das Band zwischen uns zerrissen. In meiner Schmuckschale auf dem Toilettetisch liegt mein Trauring. Ich werfe ihn Dir vor die Füße und folge in heimlicher Flucht aus Deinem Hause einem Manne, welcher mich besser zu würdigen weiß, wie Du. — Dies ist ein regelrechter Scheidungsgrund. Auch Dir wird eine Trennung unserer Ehe lieb sein, denn eine arme Frau paßt nicht zu einem armen Mann. Daß ich kein Vermögen besitze, weißt Du, denn Du gabst es mir auf dieses Bekenntniß schriftlich, daß Du lediglich um „Daphne,“ die arme, vermögenslose, freitest. Wir haben uns gegenseitig ineinander getäuscht, mag die Komödie hiermit ihren Abschluß finden. Eine, die Dich nicht mehr kennt. Daphne.“

Joël knäult das Blatt mit zuckenden Händen zusammen. Ein unartikulirter Schrei — und dann lacht er, — ein unheimliches, schrilles Lachen. —

Nun ist das Maß voll.

Wahrlich voll? — Er schüttelt die geballten Fäuste in wahnwitzigem Haß. Du sollst Dich irren, Daphne, so leichten Kaufs sollst Du nicht frei kommen, zum zweiten Mal läßt sich der Narr nicht von Dir narren. Deine Freiheit hast Du verwirkt, — von einer Ehescheidung ist nicht die Rede, — Dein verrathener Gatte wird Dich zu finden und zu züchtigen wissen! —

Arm? Lächerlich! — Dieses Märchen ist schön erdacht, aber wer es glaubt, ist ein Thor! — Wovon hast Du und Dein Bruder bisher gelebt? — — Joël selber hat die Summen gesehen, über welche seine Braut beim Einkaufen ihrer Ausstattung verfügte.

Erst soll sie die Beweise für ihre Armuth bringen, und dann wollen wir sehen, wer eine ehrlosere Komödie gespielt hat, — sie oder er! —

Joël schlägt sich mit der Faust gegen die glühende Stirn. Er will augenblicklich Schritte thun, die Flüchtigen verfolgen zu lassen.

An der Entréethüre klingelte es zum zweiten Male sehr heftig. Der schlaftrunkene Diener erscheint endlich und überreicht seinem Herrn mit gleichgültigem Gesicht eine Depesche.

Joël reißt sie auf. Welch' langer Inhalt. Unterschrift: „Deine Mutter."

Ah, ahnt sie bereits? Hat man sie von dem

gestrigen Mißerfolg schon benachrichtigt? Nein, noch scheint sie ahnungslos. Er liest: „Bin soeben hier in Trouville eingetroffen. Große Aufregung im Hotel; ein Chevalier Larmand ist wegen Falschspiels verhaftet, ich sah ihn und erkannte Bahlbrecht! Dein Schwager ein Falschspieler, man nennt Daphne seine Mitschuldige. Soeben verlautet, daß der Doktor sich vergiftet habe. Ich bin außer mir! Diese Schande überlebe ich nicht. Erwarte Dich, komm' sofort zu Deiner Mutter."

Tiefe Stille.

Joëls Antlitz gleicht einem Steinbild. Er kann in diesem Augenblick selbst nicht mehr lachen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fürchterliche, qualvolle Tage und Nächte. Joël bevollmächtigt seinen Agenten, von der nächsten Einnahme die Gläubiger seiner Frau zu befriedigen. Er verkauft die Wohnungseinrichtung, um die dringendsten Schulden abzuzahlen, dann lohnt er auch die Dienstboten ab und entläßt sie.

Der Haushalt ist aufgelöst.

Joël sinkt wie ein Sterbender auf sein Lager nieder, aber er findet keine Ruhe.

Jedes Geräusch erregt ihn bis zur Raserei, der Anblick von Menschen ist ihm unerträglich. Sieht ihn nicht jedes Auge voll schadenfroher Ironie an? Flüstert es nicht ununterbrochen Einer dem Andern in das Ohr, welch' eine Kette von Schmach und Ehrlosigkeit sich an den Namen Joël Eikhoff knüpft?

Die Schande, das Unglück steht ihm auf der Stirn, er schämt sich, unter Menschen zu gehen.

Wohin! Wohin vor all' diesen bösen Zungen, vor all diesen erbarmungslos richtenden Blicken fliehen? In die tiefste Einsamkeit, dahin, wo sein Elend noch nicht bekannt geworden, dahin, wo der Welt Ende ist, dahin, wo die Barmherzigkeit wohnt, welche seine Todeswunden mild verbinden will!

Wo aber findet er solch' eine tiefe, weltvergessene Einsamkeit?

Da taucht es plötzlich vor ihm auf wie eine Vision. Er steht auf der grabesstillen, sonnengoldigen Haide. Er schreitet den einsamen Weg entlang wie vor zwei Jahren. Nur die Vöglein jubeln über seinem Haupt an wolkenlosem Himmel, nur die Haideblumen duften friedlich vor seinen Füßen.

Da tritt ihm eine Mädchengestalt entgegen, halb Kind, halb Engel. Goldener Sonnenglanz umfließt ihre zarte Gestalt und das liebliche Antlitz wendet sich ihm zu und lächelt ihm Frieden in die Seele.

Erika! Erika!

Joël breitet jählings die Arme nach dem holden Traumbild aus. Eine wehe, brennende Sehnsucht füllt sein Herz, eine haltlose Unruhe erfaßt ihn und lockt ihn wie mit Zaubergewalten.

Zu ihr! Hin zu ihr! Dort in dem weltvergessenen Haidedorf wohnt Frieden und Ruhe, dort wohnt die Genesung für todeskranke Seelen!

Was ihm ehemals ein Exil, ein Thal des Grauens

und der Oede erschien, das deucht ihm jetzt ein Paradies voll Himmelsfrieden.

Wird Erika, wird Frau Koltitz ihm die Thüre weisen, wenn er als Bettler, mit brechenden Knieen, anklopft und um Erbarmen fleht?

Nein, Erika liebt ihn! Und wessen Herz sich einem Joël Eikhoff ergeben, dessen Lieb und Treue gehört ihm wankellos sein Leben lang.

Noch einmal hebt die alte Eitelkeit und das Selbstbewußtsein, im Todeskampfe zuckend, das Haupt. Noch einmal klammern sich Hoffnung und Glaube an die Liebe an, welche den Sinkenden nicht verlassen wird. Joël wartet die nächste Stunde nicht mehr ab.

Den Hut tief verhüllend in die Stirn gedrückt, flieht er vor Welt und Menschen, — nach Ellerndörp.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder dehnt sich die rothblühende Haide vor seinem Blick.

Ein einsamer Wanderer, springt er aus dem Postwagen und schreitet müde und gebrochen über das stille Land dem fernen Gutshause zu.

Niemand soll ihn sehen, unerwartet, wegestaubig und matt will er an die Thüre klopfen, — ein Bettler.

Die Sonne ist gesunken.

Zum letztenmal hat ihr Purpurschein das eingefallene, greisenhafte Antlitz des jungen Mannes mit sanftem Widerschein vergoldet, dann wehen die Schatten grauer und tiefer über die endlose Ebene. Der Mond tritt klarer im Azurblau des Himmels hervor und die

ersten Sterne glänzen wie freundliche Augen über dem fernen Kiefernwald.

Wie klar, wie duftig weht die Luft.

Ein Gewitter hat die Tageshitze abgekühlt, an den Halmen und Rispen blitzen noch klare Tropfen, weich und staublos schmiegt sich das Erdreich unter seine Sohle.

Welch' ein feierlicher Frieden. Joël entsinnt sich, seit Jahren keine Kirche mehr besucht zu haben, jetzt, in dieser Stunde, ist es ihm zu Sinne, als stände er vor Gottes Hochaltar.

Eine tiefe, wundersame Ruhe überkommt ihn. Die Dunkelheit sinkt mit grauen Schleiern über das Land, und Joël setzt sich auf einen Markstein nieder und schließt träumend die Augen.

Da zieht sein ganzes trügerisches, inhalts- und nutzloses Leben wie ein wirrer Todtenreigen an ihm vorüber. Er hat mit gierigen, gewissenlosen Händen nach den höchsten Zielen gegriffen, er wollte ein Künstler sein, er wollte Gottesgnaden ertrotzen und vergaß des gnädigen Gottes darüber.

Da ward die heilige Flamme zum Irrlicht, welches über Sümpfen kreist. Das lockte ihn ab vom Weg und führte ihn irre, wirre Pfade, bis in sein Verderben. Ein Unstern steht über seinem Haupt, ein Kaïnsmal zeichnet seine Stirn.

Kann es gelöscht werden? Er wird sich anklammern an die Schuldlosen und Gerechten, und ihre Gnadensonne soll auch ihn bescheinen.

Da blitzt es vom Gutshaus herüber, — das erste Licht. Schwerfällig erhebt sich Joël und schreitet seinem Ziel entgegen.

Die duftige Sommernacht umgiebt ihn, kein Mensch, kein Laut ringsum.

Die Verandathüre steht offen, die Lampe brennt in dem Wohnzimmer, Stimmen klingen in die Stille hinaus.

Leise schreitet Joël herzu, ersteigt lautlos die Treppenstufen und lauscht in das trauliche Stübchen.

Er zuckt zusammen wie unter einem Todesstoß. — Wigand hält Erikas zärtlich anschmiegende Gestalt im Arm und blickt leuchtenden Auges in ihr erhitztes Gesichtchen.

„Liebe, süße Unschuld, Du!“ ruft er erregt, „wie sollte ich armseliger Mensch wohl zürnen, wenn Gottes Gnade das Haupt meines Weibes mit dem köstlichsten Kranz geschmückt! — O Erika, wie hast Du ehemals meine Worte mißverstanden, wie viel reine, hohe Freude enthieltest Du mir vor, als Du mir die wahre Verfasserin der „Truggeister“ und des „Dorflurlentextes“ verschwiegest!“

Sie schlingt den Arm fester um ihn und lächelt zu ihm auf. „Du hattest keine besonders günstigen Ansichten über Schriftstellerinnen, und Baronin Galavera hatte Dir vollends den Geschmack an Blaustrümpfen verdorben, darum wollte ich erst Deine Meinung über die kleine Hausfrau von Ellerndörp fest und gut werden lassen, ehe ich Dir mein Geheimniß verrieth. —

Hast Du in der Zeit unserer Ehe etwas davon gemerkt, daß ich hier dieses neue Buch verfaßte?"

Er schüttelt hastig den Kopf und küßt sie. „Gewiß nicht, Du Herzliebe! Dein Haushalt war musterhaft! mein kleiner Schatz überall am Platz! nicht ein einziges Mal hast Du mir Papierschnitzel, Streusand und Tinte als Mittagsessen auf den Tisch gesetzt."

Sie lacht übermüthig mit. „Und Deine Strümpfe waren immer gestopft —"

„Der Wäscheschrank tadellos —"

„Der Garten in Ordnung —"

„Mit einem Wort, — ich hatte gar keine Ahnung, welch' ein geniales, herziges und weltberühmtes Frauchen mir prosaischem Menschen Mittags die Kartoffeln schälte! — Aber sag' nun im Ernst, Erika, Du bist die Verfasserin der „Truggeister" und der „Dorflurle" und ließest es schweigend geschehen, daß sich damals eine schamlose Fremde mit Deinen Lorbeeren schmückte?"

„Ich verlangte ja nicht nach Ruhm und Ehren, Schatz, ich empfand genug des Glücks an dem Schaffen selbst. Hätte jetzt nicht die Königin voll so großer Huld und Gnade den wahren Namen der Autorin zu wissen verlangt, ich hätte auch jetzt der Welt gegenüber noch geschwiegen."

„Was wird Joël sagen, wenn er es in den Zeitungen liest?"

„Er wird die Achseln über das thörichte kleine Haideblümchen zucken und es unbegreiflich finden, daß ein Künstler auf den Beifall der Menge verzichtet und

sich in die Einsamkeit vergräbt, um ohne alle Anregung und ohne Zuthun des bunten Weltgetriebes allein aus sich selber seine Poesien zu schöpfen."

Wigand legte die Hand auf ihr blondes Köpfchen, ein Klang feierlicher Rührung durchzitterte seine Stimme:

„Wohl möglich, er nennt es unbegreiflich, ich aber nenne es Gottbegnadet, und ich segne die Stunde, in welcher diese Gnadensonne durch Dich auch mir und unserm ganzen Hause erstrahlte!" — —

Arm in Arm, ein Herz und eine Seele, treten sie in die Thüre der Veranda.

Das Silberlicht des Mondes umfließt in stiller Pracht die verklärten Gesichter, in deren Augen sich das reinste Glück spiegelt. Frieden schwebt über Himmel und Erde, kein Mißlaut stört die selige Harmonie dieser Einsamkeit, fern ab liegt die Welt voll Haß, Neid, Unglück und Falsch. Ueber dem Haidehaus aber strahlt der helle Stern eines guten Genius, welcher mit seinem Flammenschwert die Schlange abwehrt, welche den Frieden dieses irdischen Paradieses bedroht.

Ein leises Rauschen und Rascheln in dem Gebüsch. Niemand beachtet es, Nachtvögel flattern wohl durch das Gezweig.

Still wieder, todtenstill. —

Ein Schatten fällt in das Mondlicht und gleitet lautlos zurück auf die Haide.

Einsame Schritte klingen, — ein leises Aufstöhnen wie aus der Brust eines zu Tode Verwundeten. Der Wind streicht mitleidig über Joëls kalte, feuchtperlende

Stirn und eine Vogelstimme klagt aus dem Erlengebüsch.

Ziellos, planlos wankt die gebrochene Gestalt des jungen Mannes hinaus in die Nacht.

Er konnte nicht an der Thür von Ellerndörp anklopfen, er konnte es nicht. Eine weiße Gestalt stand davor und wehrte dem Unglück ab. Das Unglück aber heftete sich an seine Sohlen, er trug es hin, wo sich das Kaïnsmal auf seiner Stirne zeigte.

Wie still liegt die Haide, Grabesfriede waltet über ihr. Joël ist müde, sterbensmüde. Wo findet er Ruhe für sein krankes Haupt, Ruhe für sein noch kränkeres Herz? Er kann nicht zurück in die Welt, es liegt ein dumpfes, verzweifeltes Etwas zwischen ihr und ihm, die Schande.

Die Kniee zittern ihm, er strauchelt vorwärts, er bricht zusammen; der Boden unter ihm schwankt und brodbelt.

Schilf knistert zur Seite . . und da . . kaum fünf Schritt entfernt, da glänzt eine stille Silberfluth — — — der See.

Ein leiser Aufschrei unaussprechlicher Qual.

Joël breitet die Arme nach dem Wasser aus. Ihm ist es plötzlich, als sänge und klänge es vor seinen Ohren, der Wind klagt es, das Schilf seufzt es, das Todtenlied der Dorflurle, dieselben süßen, herzergreifenden Weisen, wie er sie dem sterbenden Weib auf die Lippen gezaubert, ehe sie den Tod in den Wellen sucht.

Ja, das ist das Todtenlied der Lurle! . . Horch,

wie es lockt, wie es ruft und bethört! . . Schwebt nicht über dem Wasser ihre geisterhafte Gestalt mit dem flatternden Haar? Sie winkt ihm — sie winkt. Er taumelt vorwärts, helle Strahlen spritzen unter seinen Füßen auf.

Horch, das Lied! Das süße Lied . . . Und nun braust und donnert der Applaus . . . das Publikum rast abermals in frenetischem Beifall . . . er betäubt den Sinkenden. — — Ein Schrei, ein letzter Aufschrei. Das Wasser gurgelt wild auf, das Schilf rauscht geknickt zusammen und wird hinab in ein feuchtes Grab gerissen, — — dann wird's still, still wie zuvor. Über den Himmel wehen schwarze Schleier, die Sterne verhüllen sich klagend, und am Kreuzweg nickt die bleiche Armsünderblume wie in zitterndem Gebet. —

Ende.

Adolf Riese, Saalfeld i. Th.